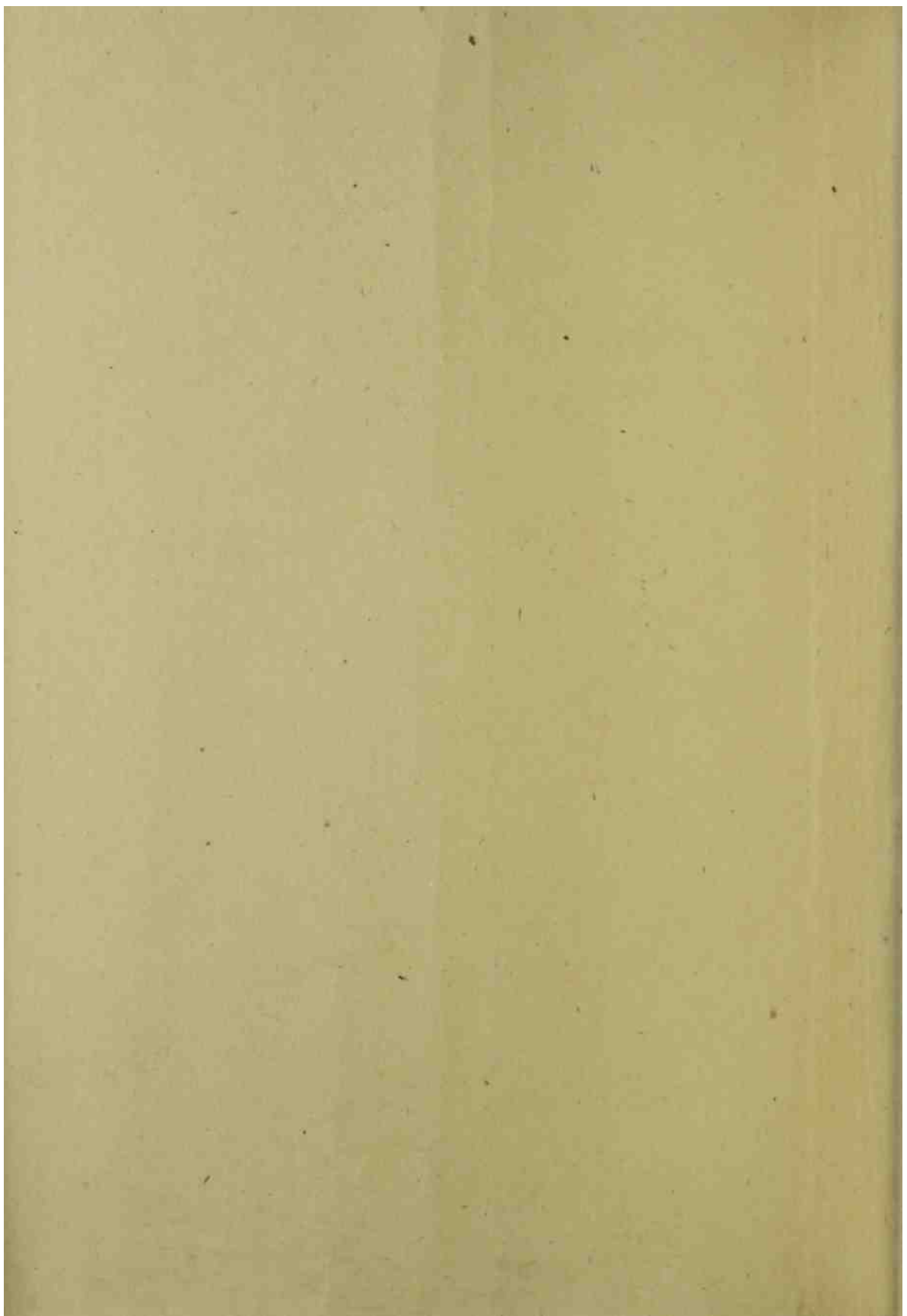


Wirtschaftliche Grundlagen der Moral

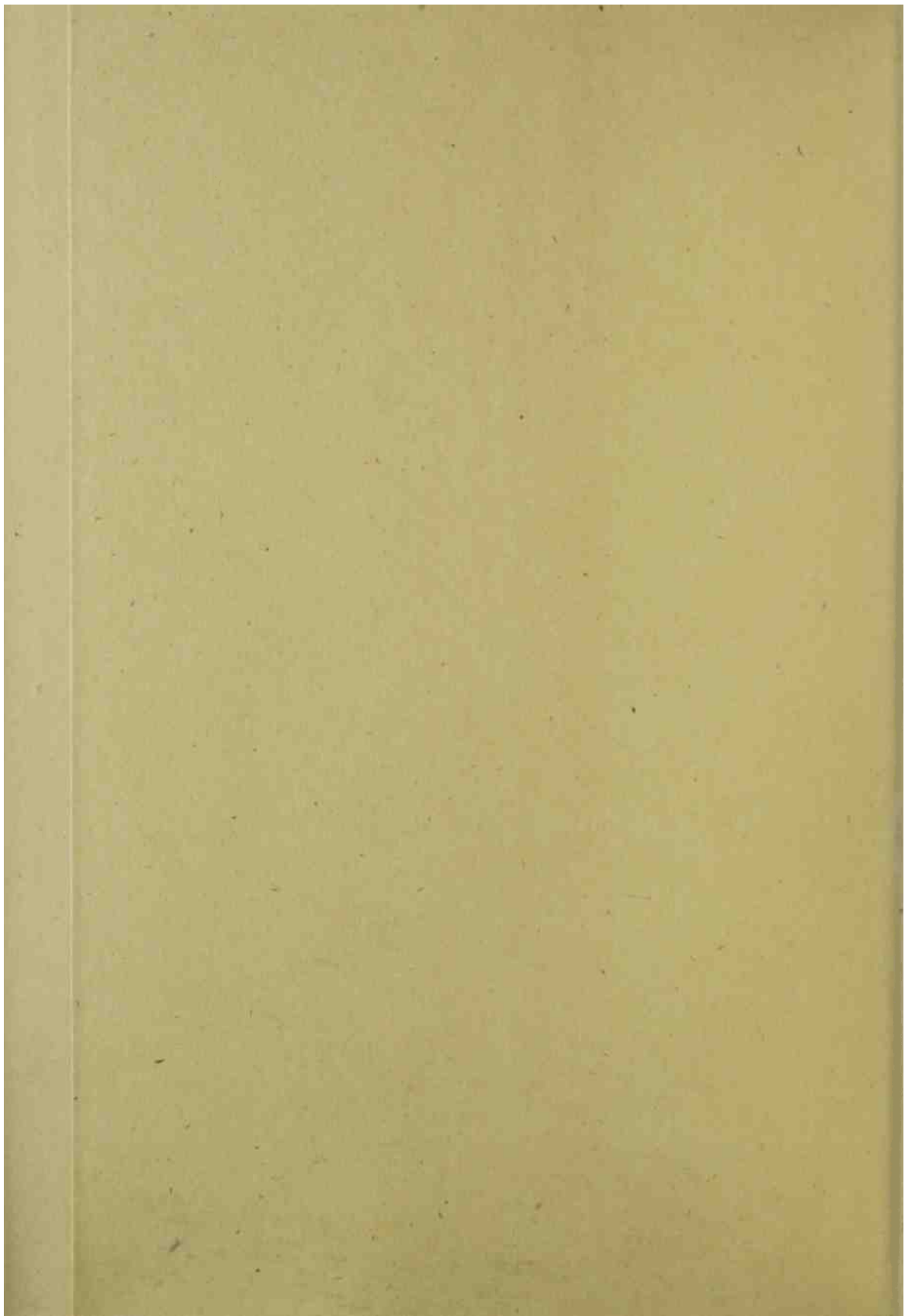
Von
□ Franz Stnudinger □



: : Dormstadt 1907 : :
Druck und Verlag von Eduard Roether



GASO112013



IV 174

A

Wirtschaftliche Grundlagen der Moral

von

Franz Staudinger.



DARMSTADT 1907.

Druck und Verlag von Eduard Roether.

N.ro INVENTARIO PRE 2557



Inhalt.

A. Die Grundbeziehungen.	Seite
I. Entwicklungsgeschichtliche Grundverhältnisse	1
II. Grundtriebfedern der Entwicklung	5
III. Wirtschaft, Kultur, Religion, Humanität, Moral und Politik	8
IV. Das Sach- oder Objektverhältnis	13
V. Das Gesellschaftsverhältnis	18
VI. Das Gemeinschaftsverhältnis	23
VII. Natürlicher Einfluß der Gemeinschaft auf den Willen .	29
VIII. Gemeinschaft und Moral	33
B. Die bisherigen historischen Mischungen der drei Grund- verhältnisse.	
IX. Die verschiedenen Mischungsformen	40
X. Die Nebenordnung von Gemeinschafts- und Sachverhältnis	43
XI. Übergang zur Überordnung des Gewaltverhältnisses. Das Tributverhältnis	46
XII. Organisatorische Überordnung des Gewaltverhältnisses. Sklaverei und Hörigkeit	52
XIII. Übergang zur Überordnung der Gemeinschaft. a) Die freie Verkehrsgemeinschaft	60
XIV. Übergang zur Überordnung der Gemeinschaft. b) Die kapitalistische Verkehrsgesellschaft	66
XV. Übergang zur Überordnung der Gemeinschaft. c) Der Kapitalmonopolismus	71
C. Die Überordnung der Gemeinschaft.	
XVI. Der Sozialismus allgemein	77
XVII. Religiöse Gemeinschaftsmoral	81
XVIII. Die philosophische Gemeinschaftsethik	85
XIX. Die Grundlagen proletarischen Wollens	92
XX. Proletarische Gemeinschaftsmoral	100
XXI. Sozialismus und Verkehrsmoral	107
XXII. Freiheit in der Verkehrsgesellschaft und im Sozialismus	118
XXIII. Sozialismus und Herrenmoral	130
XXIV. Der Klassenkampf und die Bewegung zum Ziel	144

Folgende sinnstörende Druckfehler bittet man korrigieren
zu wollen :

- S. 37, Z. 15, v. o. lies „einigermaßen regelmäßige“.
 - S. 67, Z. 19, v. u. ist „und kaufunfähige“ zu streichen.
 - S. 78, Z. 16, v. u. lies „jeweilige“ statt „gewaltige“.
 - S. 124, Z. 12, v. o. lies „nur“ statt „und“.
-

Vorwort.

Dieser Entwurf zu einer wirtschaftshistorischen Grundlegung der Moral hat einen theoretischen und, wie es einer ethischen Arbeit zukommt, zugleich einen praktischen Zweck.

Theoretisch soll diese Arbeit eine Ergänzung, damit freilich auch eine teilweise Korrektur meines „Sittengesetzes“ und meiner „Ethik und Politik“ sein. Dort war die Analyse des Willens zugrunde gelegt, nicht freilich in einer „rationalistischen“ Absicht, die Ethik frei aus dem Hirn zu spinnen; so daß mir der Vorwurf einiger meiner Kritiker, ich sei „Rationalist“, fast wie eine Zumutung vorkam, man solle „sine Ratione“ denken. Wohl aber war von dem Willen ganz allgemein ausgegangen, und erst dann zur konkreten Feststellung fortgeschritten, daß nur Gemeinschaft, d. i. freies Zusammenwirken, die Ethik im eigentlichen Sinne zu erzeugen vermöge. (Sittenges. S. 98 ff. bs. S. 105 ff.)

Wenn hier umgekehrt die wirtschaftlichen und die darauf gründenden sozialen Beziehungen zwischen den Menschen zugrunde gelegt werden, so wird methodisch doch wieder die Form der Analyse nach bestimmten Gesichtspunkten gewählt. Denn ohne leitende Gesichtspunkte bleibt alle Untersuchung im Blauen. Ob die von mir gewählten Unterscheidungen — Beziehungen des Menschen zum Menschen erstens als zu einem Naturobjekt, zweitens als zu einem Wesen, mit dem man verkehrt, und drittens als zu einem Wesen, mit dem man frei (in Gemeinschaft) zusammenwirkt — zweckmäßig gewählt sind, muß der Erfolg zeigen. Ich glaube allerdings damit eine Reihe neuer Feststellungen geben und vor allem den wirtschaftlichen Ursprungsort der Moral schärfer als bisher begrenzen zu können. *)

*) Während diese Arbeit schon im Drucke war, erschien Karl Kautskys „Versuch“ über „Ethik und materialistische Geschichtsauffassung“, der ebenfalls der Ethik die Wirtschaft zu Grund legt. Aber gerade das, was Kautsky am genauesten ausgeführt hat, die materialistische Geschichtsauffassung, ist im folgenden

Praktisch mußte es sich um die Stellung handeln, welche unsere Zeit in der moralischen Entwicklung der Jahrtausende einnimmt. Wenn dabei als exaktes Ergebnis erscheint, daß die heutige kapitalmonopolistische Entwicklung gemeinschaftzersetzend und antimoralisch, die sozialistische Arbeiterbewegung aber gemeinschaftbildend, also prinzipiell moralisch ist, so ist dagegen nichts mit etwaigen Wünschen und Neigungen zu machen. Dies Ergebnis muß aus den gewonnenen objektiven Maßstäben mit Notwendigkeit abgeleitet werden.

Die heutige Zeit ist ja freilich noch geneigt, auf Grund des persönlich guten oder bösen Triebs oder Willens über große Zielrichtungen zu urteilen, und das geschieht dann, wenn eine Sache nicht paßt, gewöhnlich derart, daß man irgendwelche, natürlich überall anzutreffende persönliche Minderwertigkeit der Vertreter einer Zielrichtung aufsucht oder gar solche unterstellt, um damit die Sache selbst schlecht zu machen. Mit dieser äußerst bequemen aber durchaus zuchtlosen Beurteilungsart muß auf das gründlichste aufgeräumt werden. Die Urteile über den Sozialismus, die man auf Grund solcher Methode heute sogar noch von Leuten vernimmt, die auf Bildung Anspruch machen, und die Maßnahmen, die sie gegen ihn vorschlagen, muten nicht viel anders an, als wollte man das Zischen und Rauschen eines in seinem Bette beengten Stromes für die Stromstärke und das Gefälle verantwortlich machen und dann, wie weiland Xerxes, die erregten Fluten mit Ketten und Peitschen bearbeiten, das Strombett selbst aber durch hereingeworfene Felsblöcke immer weiter verschlechtern. Nur die

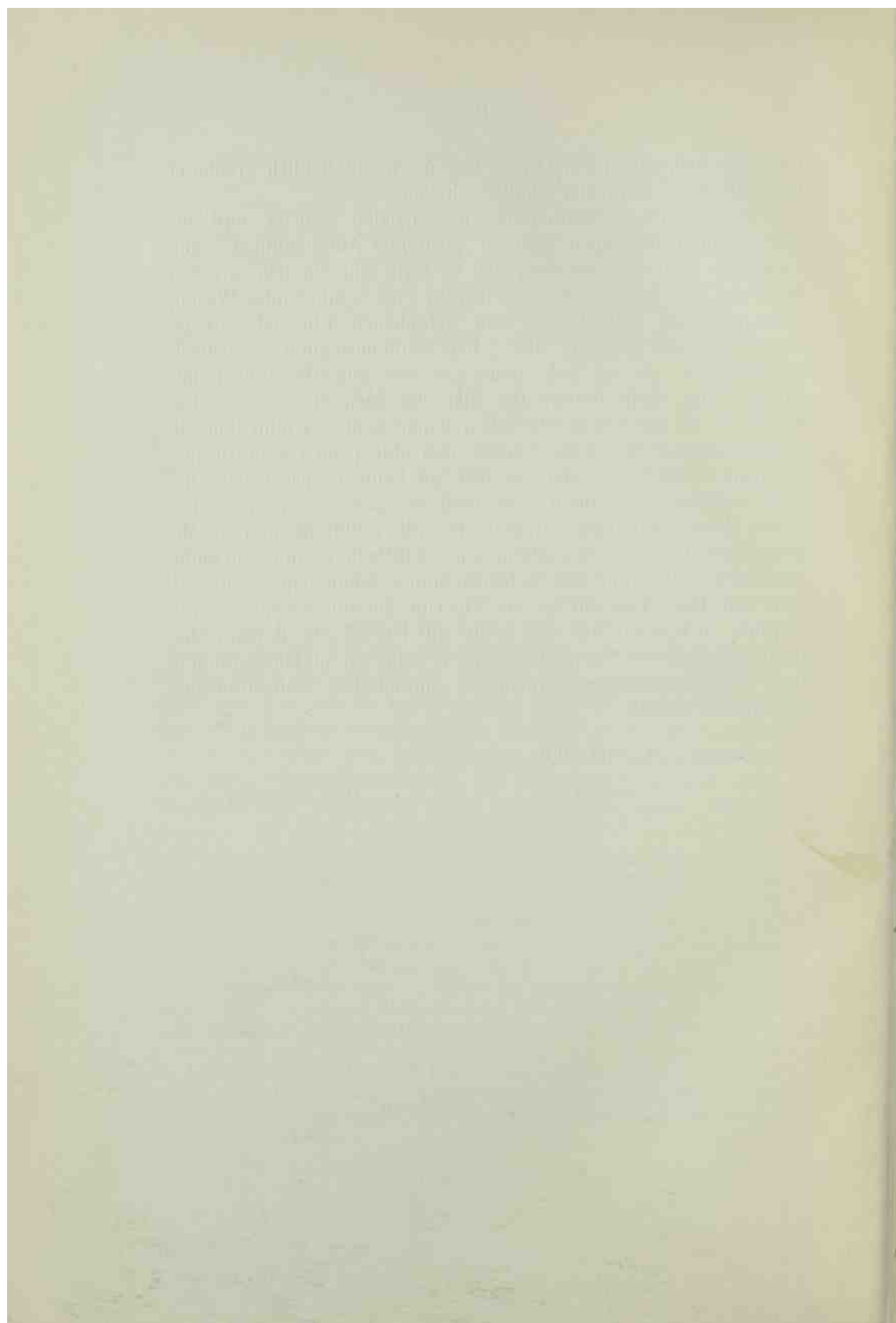
nur andeutungsweise in den Ergebnissen berührt; die ethische Analyse dagegen, die bei Kautsky verhältnismäßig kurz und unbestimmt gegeben ist, bildet im folgenden die Hauptsache. — Bemerkt sei ferner, daß diese Arbeit schon Anfang 1906 im wesentlichen abgeschlossen war, der Druck sich aber durch verschiedene unliebsame Umstände derart verzögerte, daß sie erst im Sommer fertiggestellt werden konnte. Ereignisse dieses Zeitraumes konnten daher nur spärlich nachträglich Berücksichtigung finden. — Sodann sei an den nicht in philosophischer Analyse geübten, insbesondere den an historische und entwicklungsgeschichtliche Denkweise gewöhnten Leser die Bitte ausgesprochen, nach Kap. I sofort mit Kap. IX, S. 40 fortzufahren und die zwischenliegenden Kap. II—VIII erst als Zusammenfassung am Schlusse zu lesen. — Endlich sage ich hiermit Herrn Dr. A. Buchenau meinen besten Dank dafür, daß er mir bei der Korrektur der Arbeit in liebenswürdiger Weise Beihilfe leistete.

objektive Beurteilung auf Grund streng wissenschaftlich greifbarer Gesichtspunkte kann hier Abhilfe schaffen.

Freilich diese Beurteilung des sozialen Lebens wird für den gewohnheitsmäßigen Vertreter bisheriger Anschauungen ganz wesentlich dadurch erschwert, daß er nicht nur ein den sozialen Stromlauf von außen her beurteilendes und regulierendes Wesen, sondern selber Teil der in ihm getriebenen Flut ist. Er ist daher zu leicht geneigt, die ganze Strombewegung je danach zu beurteilen, wie sie sich gerade an dem Plätzchen ausnimmt, wo er selbst darin treibt. Da aber der Mensch eine geistige Macht ist, die das Ganze übersehen lernen kann, so muß ihm als erste Aufgabe zugemutet werden, den objektiven Gesamtzusammenhang zu verstehen; erst von hier aus kann er sich in das Einzelne vertiefen. Vor allem aber muß er nach dieser Erkenntnis seinen Willen regulieren. Das ist für die politische und soziale Praxis genau ebenso zu fordern, wie Selbstbeherrschung im Individualleben auf Grund der Selbsterkenntnis schon lange gefordert wird. In dieser Hinsicht ist der Einzelne allerdings dafür verantwortlich zu machen, ob sein Wille auf Herstellung höherer Gemeinschaft oder auf deren Hinderung, ja wohl gar auf Untergrabung und Zerstörung schon vorhandener moralischer Gemeinschaftsgrundlagen abzielt.

Darmstadt, Juni 1906.

Der Verfasser.



A. Die Grundbeziehungen.

I. Entwicklungsgeschichtliche Grundverhältnisse.

1. Mit dem Augenblick, wo der Mensch in das Leben tritt, tritt er in Wechselverhältnisse zu all der Natur, die ihn umgibt. Er Individuum, Subjekt, sie sein Objekt, ein Objekt, das ihn bald sanft umschmeichelt und seines Lebens Wachstum darreicht, bald ihn umstürmt und wieder vernichtet. Aber dies Objekt ist von zweierlei Art. Die Natur enthält auch die anderen Menschen, die ihn hegen und pflegen, mit denen er zusammenarbeitet, die seinem Dasein erst Menschendasein verschaffen. Der Mensch ist nichts ohne Gesellschaft, ohne die Gemeinschaft. „Aller eigentlich menschliche Inhalt der Bildung, von den zartesten Keimen bis in die letzten Verzweigungen hinein, stammt aus Gemeinschaft und kehrt schließlich in den Wirkungen zu ihr zurück“. (Natorp.) Die Gemeinschaft aber besteht aus Menschen. Den Menschen fühlt sich der Mensch ob der Gemeinschaft mit ihnen besonders verwandt. So stellt er denn der Natur, die ihn umgibt, die Menschenwelt als ein anderes in sich geschlossenes Gebiet gegenüber.

2. Damit aber begeht der Mensch von vornherein jenen Fehler unkontrollierter Verallgemeinerung, der ihm so oft verhängnisvoll wird. Der moderne Kulturmensch sieht die Menschenwelt oft ohne weiteres als eine wirkliche, große Gemeinschaft an, die durch tausend Fäden in sich selbst und mit ihm zusammengebunden ist. Er wünscht, sie möchte Gemeinschaft sein; das ist die große, die jahrtausendalte Sehnsucht. Aber — sie ist es nicht. Daß er das Ziel seiner Wünsche für schon vollendete Wirklichkeit nahm, oft zu nehmen gezwungen war, das ist der Quell jahrtausendelanger Leiden. Der

Wilde weiß es noch besser. Der scheidet noch anders. Ihm ist Naturobjekt alles, was außer seiner Gemeinschaft liegt, auch die Menschen, die außer ihr leben. Er hat noch nicht die Fata morgana gesehen, die ihm vorlog, er solle Menschen schon deshalb weil sie in Gemeinsamkeit mit ihm leben, für Glieder seiner Gemeinschaft ansehen. Er zieht eine engere aber scharfe Grenze.

3. Aber nun haben wir einmal die Scheidung zwischen Natur- und Menschenwelt gemacht. Wir haben gelernt, den Menschen anders ansehen, als andere Natur. Wir können den Schritt nicht zurücktun, da das uns wieder in Barbarei versenken möchte. Wir wollen der Sehnsucht nicht spotten, die die Menschenwelt als eine große Gemeinschaft ansehen, die Menschen als Brüder betrachten lehrte. Aber sie muß erst Ziel unseres Wollens sein, nicht Glaube, sie sei Wirklichkeit. Wir müssen die Blendung scheuchen, die das, was einmal sein wird, für schon vorhanden nehmen, und uns so handeln heißt, als ob es schon wirklich wäre. Der Hypnotisierte beißt in den Erdklos, als wäre er ein köstlicher Apfel und hegt den gewickelten Lumpen als geliebtes Kind im Arme. So sind wir hypnotisiert von dem Glauben an menschliche Gemeinschaft und dem Gebote, alle Menschen schon heute als Brüder anzusehen. Das macht uns nur zu willigen Knechten der Gewalt, die uns vorlügt, sie sei Gemeinschaft und uns gängelt mit deren Moral. Und doch könnte, wenn nicht unsere Kräfte dadurch gebannt wären, jeder Tag uns zeigen, daß dem nicht so ist. Die Blutfelder der Mandschurei, die Morde in Rußland, das trotzige kalte Wort jenes Gewaltmenschen, der seine Brüder, weil sie Arbeiter sind, zu Objekten der Gesetzgebung erklärte: sie alle reden ein ander Wort, als das von der schon vorhandenen Bruderschaft der Menschen. Sie zeigen, daß hier der Mensch dem Menschen noch genau so gegenüber steht, wie dem Tiger, den er vernichten, oder von dem er vernichtet werden muß, wie dem Skorpion, der unversehens in die Fersen sticht, wie dem Stier, der ihn niederrennt, wenn er nicht versteht, ihn in das gehorsame Sklavenjoch zu zwingen; und umgekehrt wie ein geduldiges Haustier das sich ruhig einspannen und prügeln läßt, ohne zu murren, ja wie ein Hund, der noch wedelt, wenn er Tritte vom Herrn bekommt. Da dem so ist, so müssen wir wissen, daß dem so ist; wir müssen erkennen, welche Bedingungen machen, daß es so sein muß. Wer könnte je das tosende Wasser als willigen Diener über die Räder, oder, verdampft, auf die Kolben der Ma-

schine leiten, der seine Kräfte nicht erkannt hätte? Und wie wollen wir Gemeinschaft, wenn sie wirklich mehr als das Ziel unserer Sehnsucht, wenn sie Ziel des Willens sein soll, erreichen, wie wollen wir das Wort der Verheißung wahr machen, wenn wir nicht erkennen, was ist, wie es ist?

4. Gegenüber der Natur steht der Mensch nur in einer einzigen Grundbeziehung. Sie ist ihm wirklich Sache, Objekt, nichts weiter. Wohl kann sie ihm freundlich, oder feindlich, oder gleichgiltig gegenüber treten, die lebendige wie die tote; und so kann er ihr gegenüber tun; aber Gemeinschaft mit ihr hat er niemals und nirgends, so oft ihm auch liebende Phantasie solches vortäuscht. Er ruht in ihrem Schoße, wird und vergeht in ihr und lugt staunend nach ihren unendlichen Mysterien. Er erduldet in ihr Geburt und Schicksal und Tod, und muß tausendfach sich ihren Übergewalten ergeben beugen. Aber wo sein tätiger Wille ihr entgegentritt, da wirkt er nur soweit, als er das, was ihm lästig und gefährlich ist, zu meiden oder zu besiegen, das, was ihm nützlich ist, sich anzueignen und zu beherrschen weiß. Sie ist ihm dort ein Feind, den er durch List oder Gewalt unschädlich zu machen, hier eine nützliche Sache, die er durch List und Gewalt sich anzueignen oder dienstbar zu machen strebt. Ein anderes wirkliches Verhältnis zu ihr gibt es für ihn nicht, so sehr er sich in Gemeinschaft mit dem sonnigen Frühlingsmorgen oder den hohen Sternen da oben hineinträumt, und so enge er den wedelnden Pudel und das willige Pferd sich als Kameraden gesellt. Sie sind ihm ja doch nur Sklaven und Werkzeug — so innig er mit ihnen empfinden, so sehr er auch einmal selber ihr Sklave zu werden vermag. Denn sein Wille bestimmt. Das Objekts- oder Sachverhältnis bleibt gegenüber der Natur wie der Tierwelt ausschlaggebend. Nur von einem Gesellschaftsverhältnis mit dem Storch auf seinem Hausdache, den Sperlingen in seinem Hofe könnte man reden. Vielleicht durchbricht auch das Verhältnis zum Haustier, das ihm Werkzeug ist, ein Schimmer von Gemeinschaft. Aber das sind nur leise Übergänge, nichts mehr.

5. Der Menschenwelt dagegen tritt der Mensch von Anfang in dreifachem Verhältnis gegenüber. Hier umgibt ihn erstlich Gemeinschaft. — Denn da muß einer mit dem anderen mit freiem Willen zusammenwirken zu gemeinsamen Zielen. Hier umgibt ihn zweitens Gesellschaft. Denn da müssen sie miteinander verkehren, da leben sie als Kameraden nebeneinander; da

tauschen sie Güter und Dienste aus. Von Anbeginn ist der Mensch in die Gemeinschaft und Gesellschaft hereingewurzelt. Selbst auf die einsame Insel folgt sie ihm in Gestalt all des Wissens und Könnens, des Fühlens und Wollens, das er in ihr erworben. Seine Erziehung vollendet die Gemeinschaft all der Erziehenden, in tausend kleinen und großen Dingen kann sein Tun nur in Gemeinschaft mit Anderen zum Ziele führen; Gedanken und Wille selbst wird ihm nur in der Gemeinschaft. Ja, Gedanke und Wille werden selber Gemeinschaft, Zusammenströmen der Gleichen zu einheitlichem Ziel.

6. Drittens aber steht der Mensch dem Menschen, die Gesellschaft der Gesellschaft, die Gemeinschaft der Gemeinschaft von Anbeginn bis zum Ende als Gegenstand, als Objekt gegenüber. Und wo Gemeinschaft die Triebe nicht bündigt und bildet, da ist Mensch dem Menschen nur Objekt seiner Machenschaft, wie die Natur. Wie dem Tiere gegenüber, bilden List und Gewalt die Waffen des Lebens. So ist es, so muß es sein, wo nicht Gemeinschaft regiert. So muß der Mensch den Menschen vernichten oder vertreiben, so muß der Mensch dem Menschen zum Werkzeug, zum Sklaven werden, wie das Tier. Dies Verhältnis täuscht er sich dann auch oft in Gemeinschaft um, wie er sich auch sein Verhältnis zum Haustier als Gemeinschaft modelt. Aber es ist es nicht; und das vor allem muß er sehen. All das Gerede von Menschenwürde und Menschenrecht ist nur eitel Geflunker, wo Objektverhältnis herrscht. Nur wo Gemeinschaft überwaltet, ist es anders.

7. Drei Grundbeziehungen also haben wir nun kalt und nüchtern zu erwägen, die den Menschen in ganz verschiedener Weise in seinem Willen lenken und beherrschen: die Gemeinschaft und die Sach- oder Objektsbeziehungen — wie wir sie zum Gedächtnis jenes Mannes nennen wollen, der unkundig der Konsequenzen, in ödem Herrenwahn seine arbeitenden Mitbürger zum Objekt der Gesetzgebung herabsetzen möchte — und zwischen beiden als drittes jenes Mittelverhältnis von wechselnden Formen, danach man heute das ganze menschliche Zusammenleben zu nennen gewohnt ist — die Gesellschaft (Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft). Diese Grundbeziehungen zwischen den Menschen und die Grundfolgerungen, welche sich daraus für den menschlichen Willen ergeben, sind Gegenstand der Untersuchung.

II. Grundtriebfedern der Entwicklung.

1. Die genannten drei Grundfaktoren menschlicher Beziehungen sind kein willkürliches Erzeugnis, das vom Gesamtleben loszutrennen wäre. Das Gesamtleben besteht vielmehr in der besonderen Verbindung, die sie miteinander eingehen. Fragen wir aber, welche Arten von Zwecken es geschichtlich sind, die die Menschen in diesen Verhältnissen zu einander in Beziehung setzen, so treffen wir als grundlegend stets zwei Zweckgruppen, die vor allen anderen den Menschen regieren. Der idealistischste Dichter, den wir haben, wußte bereits genau, daß Hunger und Liebe die beiden großen Triebfedern menschlichen Wollens sind, und wurde durch solche Erkenntnis durchaus nicht in seinem Lebensidealismus irre. Wie sollte es auch anders sein? Der Erwerb der Lebensbedürfnisse, wovon die Nahrung das erste ist, bilden die notwendige materielle Grundlage unseres Daseins, ohne die aller Idealismus baldigst in die Brüche ginge. Also muß die Wirtschaft allem anderen zu grunde liegen. Und ebenso ist die Fortpflanzung, so lange nicht das ewige Verjüngungsmittel erfunden ist, auch wohl ein leidlich wichtiger Bestandteil des menschlichen Daseins, so gerne auch der Mensch sich das in falscher Scham oft hinweglügen möchte.

2. Die Regelung und Ordnung der Fortpflanzung und weiterhin der Erziehung ist ihrerseits offenbar von der Art, wie die Lebensbedürfnisse erzeugt werden, in hohem Grade abhängig. Wer das leugnen möchte, der frage sich nur, warum ein junger Mann in Europa aus den gebildeten Kreisen erst mit dreißig Jahren eine Familie gründen kann, aber der Mensch der Wildnis in viel früherem Alter dazu gelangt, ebenso wie der Proletarier, der schon mit achtzehn Jahren das Höchsteinkommen erwirbt, welches er jemals erhalten kann. Das genügt schon. Von tieferliegenden Fragen, über die mit der wirtschaftlichen Struktur der Gesellschaft zusammenhängende Art der Familienordnungen, Ehe, Prostitution etc. braucht man kaum mehr zu reden, um dem, der sich nicht verblenden will, den tatsächlichen Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Familie zu erweisen.

3. Daran schließt sich der bekannte weitere Satz: Verschiebungen im Gefüge der genannten drei Grundbeziehungen zwischen Mensch und Mensch ruhen in letzter Linie auf wirtschaftlichen Grundlagen. Da aber die Eigenart, in der jene Beziehungen mit einander verbunden sind, offenbar die Art des Verhaltens der Menschen gegeneinander, also Moral und Recht bedingt, so ruhen auch diese letztgiltig auf jenen wirtschaftlichen Grundlagen. Sie sind durch das wirtschaftliche Gefüge bedingt, wie das Flußbett vom strömenden Flusse. Und freilich wie das Bett des Flusses und seine bestimmte Form durch die Lage und Art des Bodens bedingt ist, so wirken selbstverständlich die elementaren Naturverhältnisse, die Art, wie sie den Erwerb der Lebensbedürfnisse möglich machen, auf die Wirtschaftsgestaltung ein. Und ebenso bestimmt das einmal gegrabene Flußbett den Lauf der folgenden Wasser, und die Veränderung, die es selbst durch sie erleidet, hängt an dem Vorigen. So bedingt auch die einmal geschaffene Wirtschaftsordnung in ihrer gewordenen Rechts- und Moralform die Entwicklung der späteren. Aber das aktive Element bleibt dort stets das Wasser, hier stets der Erwerb der Lebensbedürfnisse. Und darauf kommt es für das Verständnis allein an. Die Wirtschaft, nicht die in Sitte und Gesetz bestimmte Umform ist das lebendige Agens. Das Gesetz ist Umform, nicht Form. Die Form ist Form des lebendig strömenden Wassers. Aber die Umform, das Flußufer kann viel breiter und höher sein, als der in seiner Form in sich bestimmte Stromlauf selbst; der Strom kann schon die Umform an einer Stelle gelöst, unterwühlt, zum Wanken gebracht haben, während sie ihn noch ruhig und gebieterisch zu beherrschen scheint. So ist es auch mit Wirtschaft und Recht. Jene hat ihre Form, dieses ist Überbau, Umform.

4. Die Wirtschaft ist keineswegs ein rein mechanischer Faktor, der neben den geistigen herliefe, und von ihnen unabhängig wäre; ebensowenig aber auch umgekehrt. Die Ökonomie enthält die geistigen und materiellen Faktoren mitsammen in sich. Ihre Grundlage ist ja die Technik; und Technik, ob sie noch so einfach sei, schließt das Werkzeug ein, das durch Menschengest, Menschenhand geschaffen worden ist. In der tätigen Maschine ist ebensosehr die gebändigte Naturkraft, wie der Geist ihrer Bändiger leibhaftig in eines gesetzt. Wer die sogenannte materialistische Geschichtsbetrachtung als Lehre von totem Mechanismus auffaßt, der

hat es nur sich selbst, nicht der Lehre zuzuschreiben, wenn sich Sinnlosigkeit ergibt.

5. Sehr verschieden von dieser Frage ist eine andere, die aus Unkenntnis oft mit ihr zusammengeballt wird, die Frage, ob die Menschenwesen in der bisherigen Geschichte ihre Wirtschaft und damit ihre Rechtsordnung und Moral ebenso nach bewußten Grundsätzen geleitet, wie sie die Einzelheiten der Technik bewußt geschaffen haben. Auf diese Frage muß man allerdings mit einem vernehmlichen „nein“ antworten. Die bisherigen Neuentwickelungen haben sich stets auf dem dunklen Untergrunde unbewußter Nebenwirkungen menschlicher Massentätigkeiten fortgeschoben. Erst mit der Akkumulation solcher Wirkungen wurde empfunden, daß da etwas nicht in Ordnung sei. Aber was da schuld sei, wußten die Menschen gewöhnlich nicht oder nur sehr unvollkommen. So machten sie es wie Kinder, die zusammen über eine schwanke Bretterbrücke gehn und sich nachher Einer den Anderen beschuldigen, er habe ihn ins Wasser geworfen. Und unsere Besitzenden sind auch heute noch nicht viel klüger geworden. So lange das so weitergeht, muß alle Änderung auf dem Boden direkter oder indirekter Gewalt zwischen den verschiedenen Gruppen und Völkern ausgefochten werden. Da leiten andere Kräfte, als klare Einsicht, andere Kräfte, als bewußter Wille. Wohl hat jeder der Teilhaber sein eignes Ziel und sein Wollen; aber den Ausschlag geben Mächte, die nicht in gemeinsamer Willenskontrolle stehen, materielle Gewalten.

6. Doch diese Seite des Materialismus, den heute gerade diejenigen erhalten wissen wollen, die nicht genug über den Materialismus im allgemeinen und den historischen Materialismus im besonderen zu donnern pflegen, ist keineswegs eine unveräußerliche Notwendigkeit. Wir dürfen vielmehr hoffen, daß sich mit der wachsenden Einsicht und dem gemeinschaftlichen Interesse der Massen an höherer Lebensgestaltung eine grundsätzliche Änderung vollziehen wird. Diese Änderung wird uns von der Herrschaft der blinden Gesellschaftskräfte befreien und uns zu gemeinschaftlich kontrollierter Gesellschaftsbeherrschung führen — wie uns das vergangene Jahrhundert die Freiheit verschaffte, durch Erkenntnis ihrer Gesetze die Natur in weitem Umfange zu beherrschen. Die bewußte gemeinschaftliche Kontrolle über gemeinsame Angelegenheiten ist „der Sprung aus dem Reiche der Notwendigkeit in das der Freiheit“. (Engels). Das aber ist Idealismus.

III. Wirtschaft, Kultur, Religion, Humanität, Moral und Politik.

1. In der Wirtschaft und indirekt durch die Wirtschaft bedingt, treffen wir nun die verschiedenen Gruppierungen jener Grundbeziehungen, die wir als Sachverhältnis, Gesellschaft und Gemeinschaft gekennzeichnet haben, denn hier treten vor allem Gegenseitlichkeit, Gegenseitigkeit und Zusammenwirken hervor. An diese Beziehungen, die der Beschaffung unserer materiellen und dabei auch der geistigen Lebensbedürfnisse dienen, lehnen sich alle die Beziehungen an, die wir mit dem Namen Kultur, Religion, Humanität, Moral, Politik kennzeichnen. Ja sie lehnen sich nicht bloß daran an, sie stecken zum wesentlichsten Teile darin, bilden nur besondere Seiten des wirtschaftlichen Lebensprozesses, die man gesondert betrachten, aber nicht losrennen kann. Oder wäre es keine wirtschaftliche Beziehung der Religion, wenn der Bauer um Regen bittet, oder mit religiösem Eide bekräftigt, daß er eine Schuld schon bezahlt habe? Und steckt nicht in dem Kontrakte, den mehrere Kapitalherrn schließen, daß sie den Seifenpreis um so und soviel steigern wollen, nicht zugleich eine Frage, welche Kultur und Humanität, und auch die Moral mitberührt? Die Zollfrage ist eine Frage der Gesetzgebung, also der Politik. Aber ihre Grundlage ist wirtschaftlicher Art, und mit Humanität und Moral dürfte sie leidlich viel oder, wie man's nimmt, recht wenig zu tun haben. Und mit der Religion? Allerdings! sofern diese etwas mit der Moral zu tun haben will.

2. Wenn Wirtschaft die gesamte Art ist, wie die Lebensgüter erzeugt werden, so stellen diese Lebensgüter selbst, sofern sie unser äußeres und inneres Gebrauchsgut sind, unsere Kultur dar. Die weiteren Unterscheidungen zwischen geistiger und materieller, individueller und gesellschaftlicher Kultur sind nebst anderen hier nicht zu verfolgen. Die Beziehung von Wirtschaft und Kultur aber liegt deutlich zu Tage. Kultur ist nur eine andere Betrachtungsweise desselben Prozesses, den wir in der Wirtschaft wahrnehmen. Hier

sehen wir die Güter vom Gesichtspunkte ihrer Erzeugung, dort vom Gesichtspunkte der äußerlichen und innerlichen Bereicherung und Differenzierung des Lebenszusammenhangs an.

3. Die Religion, ein ziemlich kompliziertes Gewebe von inneren Beziehungen zu Sachen und Menschen hat zur Grundlage alle Beziehungen des unendlichen Daseinsbereiches zu uns und unsere zu ihm, sofern sie nicht klar erkannt und beherrscht werden. Darum haben die Naturvölker ein religiös viel umfassenderes Leben als die Kulturvölker. So lange dem Naturmenschen das Unbekannte so zu sagen vor die Nase stößt, ist sein ganzes Leben von religiösen Rücksichten durchtränkt. Durch Vorstellungen, die nach Art des Bekannten, nur in entsprechend phantastischer Weise, kombiniert werden, zergliedert sich das religiöse Objekt in eine Welt von mehr oder minder bewußten Wesenheiten, die der Mensch als auf sein Schicksal wirkend vorstellt, und auf die er seinerseits in phantastischer Weise Einfluß zu seinen Gunsten zu üben sucht. Allmählich unterscheidet — nicht sondert — sich in dieser religiösen Welt ein Naturunbekanntes und ein gesellschaftlich Unbekanntes, wozu mit stärkerem Auftauchen des Selbstbewußtseins noch die Sphäre des innerlichen Unbekannten tritt. Die Gottwesen werden damit auch Ursprung und Schutz der gesellschaftlichen Beziehungen, sie werden moralische Gottheiten und dann, von den allzu anthropomorphen Vorstellungen befreit, zu metaphysischen Geisteswesen, bis endlich nur das Bewußtsein der Sphäre des Unbekannten als solchen, und der stets noch geheimnisvoll bleibenden, inneren geistigen Beziehungen zu ihm übrig bleibt. Die äußeren Vorstellungen in Wort und Bild werden nun bloße Symbole des Unerfaßbaren, ja sogar als solche bei Seite gelegt. Der ursprüngliche Kern der Religion aber bleibt bestehen; da wir wissen, daß jede neue Erkenntnis, welche die Sphäre unseres Wissens erweitert, damit auch die unendliche Außensphäre des noch nicht Gewußten erweitert, so kann Religion in ihren Grundbestandteilen nie aufhören; nur ihre Formen wechseln. Sie wird Innenbeziehung zum großen Unbekannten und behält als solche alle die wesentlichen Bestandteile der alten Religion, das Bewußtsein unergründlichen Mysteriums, das Gefühl der Erhabenheit desselben, Scheu und Ergebung, sowie all das, was auch nach Erkenntnis der moralischen Beziehungen daran Innerliches und Geheimnisvolles ist, als unveräußerliches Eigen. Nur stellt sie sich nicht mehr neben das Leben, sondern ruht

mehr oder weniger selbstbewußt in ihm selbst und bedarf der Glaubens- und Opfervorstellungen nicht mehr.

4. Die Moral ist bisher nach Umfang, Inhalt, Ableitung und Sanktion eines der umstrittensten Gebiete gewesen. Und doch könnte sie, wenn wir sie ebenso von Seiten der inneren, wie von Seiten der historisch-wirtschaftlichen Analyse gleichermaßen betrachten, ziemlich klar sein. Betrachten wir sie von Seiten des Wollens als solchen allgemein, so ist das eine unbestritten, daß unbewußte und rein erzwungene Handlungen nicht unter den Begriff des Moralischen fallen. Weiter dürfte die innere Analyse ergeben, daß nur solche Handlungen, welche bewußt auf eine Ordnung menschlichen Handelns, und zwar im umfassendsten Sinne auf eine allgemein menschliche Ordnung hinzielen, moralisch genannt zu werden verdienen. Das heißt: Nur solche Handlungen sind moralisch, welche bewußt die menschlichen Lebensbeziehungen zu einander widerspruchsfreier zu gestalten streben.

5. Damit ergibt sich bereits, daß das Ziel des Wollens der moralische Bestimmungsgrund ist, und unterscheidet sich die auf die Gestaltung der Ordnung gerichtete Seite des Willens von der auf die Einzelbeziehungen gerichteten Seite. Es unterscheidet sich sodann das individuelle Meinen von einem objektiv Richtigen (Lipps), darauf das moralische Wollen gerichtet sein muß. All das ist aus geistiger Analyse zu erhalten. Aber eines fehlt: die Beziehung, welche die Moral zu den wirklichen historischen Entwicklungen hat, die Einsicht, wie sie aus ihnen herauswächst, in ihnen sanktioniert wird. Das kann nur erkannt werden, wenn wir in wirtschaftsgeschichtlicher Analyse die verschiedenen geschichtlichen Lebensbeziehungen selber analysieren. Da werden wir nun inne werden, daß unter den drei genannten Grundbeziehungen die Gemeinschaftsbeziehung allein diejenige Moral erzeugt, die wir bei innerer Analyse als Normalbeziehung erhalten und die wesentlich den bisherigen höheren Moralförmlichkeiten eigen ist. Wir finden damit zugleich, daß Moral nur soweit wirklich und möglich ist, als Gemeinschaft vorhanden ist, wir erkennen, daß sie ohne Gemeinschaft entweder leerer, frommer Wunsch, oder praktischer Willensimpuls zur Herstellung von irgend einer Gemeinschaft wird.

6. Von beiden Seiten kommen wir zu dem gemeinsamen Ergebnis, daß moralisch nur diejenigen Handlungen sind, die auf geordnetes, menschliches Zusammenleben bewußt

und willentlich abzielen. Aber von der Seite der wirtschaftshistorischen Analyse erkennen wir mehr. Wir lernen, daß nur diejenigen Handlungen hierzu geeignet sind, welche auf irgendwelchem freiem Zusammenwirken, also auf Gemeinschaft ruhen. Die übrigen, die ihrer Natur nach nicht hierauf beruhen, können moralischen Charakter nur dadurch erhalten, daß sie an der Gemeinschaft abfärben, oder sich der Gemeinschaft unterstellen und ihren Bedürfnissen gemäß ordnen lassen. Damit ist wieder die Beziehung zur Wirtschaft gegeben. Es muß ein Zusammenwirken entweder in der Wirtschaft selbst, oder doch ein solches, das wirtschaftliches Zusammenleben möglich macht, vorhanden sein. Nur die mit Rücksicht hierauf gewollten und die unter solcher Beziehung stehenden Handlungen begreifen wir im folgenden unter dem Worte „Moral“. Das dient jedenfalls zur Klärung und scharfen Abgrenzung, gegenüber anderen Gebieten. Wer es anders tun will, dem steht es frei. Die Frage ist nur, ob man damit für Einsicht und Praxis weiterkommt. Und darauf allein kommt es an.

7. Damit fallen natürlich ohne weiteres alle jene Vorstellungen aus dem Rahmen der Moral heraus, welche bloß aus Rücksicht auf persönlichen Vorteil, aber auch die, welche aus persönlicher Neigung oder Abneigung geschehen. Es kann nur verdunkeln und verwirren, wenn man die Gefühle der Liebe, der Neigung, des Entgegenkommens, der Treue, des freien Gehorsams gegen gegebene Autorität und was dergleichen mehr ist, ohne weiteres unter den Begriff der Moral bringen, womöglich gar die Moral von ihnen herleiten will. Gewiß geschehen viele Handlungen, die zugleich auch moralisch sind, aus solchen Beweggründen. Und ganz gewiß haben sich diese Handlungen nicht von Anbeginn von den eigentlich moralischen Handlungen differenziert, haben es im Bewußtsein von Vielen noch bis heute nicht.

8. Aber eine ganz einfache Beobachtung kann sofort beweisen, daß diese Handlungen schon bisher unterbewußt von den eigentlich moralischen geschieden wurden. Wie könnte man von einer Affenliebe reden, wenn Liebe selbst moralische Richterin über das wäre, was als moralisch gut gelten sollte. Sie müßte dann doch selber bestimmen, was moralischerweise zu tun wäre; die Tatsache, daß sie sich einem anderen Richterstuhl unterwerfen muß, beweist, daß sie vor dem unbefangenen Bewußtsein keine selbstherrliche, moralische Instanz ist. Freilich antimoralisch sind diese Beziehungen

an sich ebensowenig; im Gegenteil, moralischer Kontrolle unterstellt, können sie zweifellos mächtige Hilfen moralischen Handelns sein. Alle derartigen freundlichen und wohlwollenden Beziehungen zu Nebenmenschen bringen wir darum füglich unter einen anderen Begriff. Ein solcher ist bereits vorhanden; er heißt Humanität. Der Grundsatz lautet also: Die Gefühlsbeziehungen freundlicher Art zu Nebenmenschen sind humane Beziehungen. Alle humanen Beziehungen sind nur dann moralisch, wenn sie unter der Rücksicht auf vollkommene Gemeinschaftsbildung stehen.

9. Wenn die Humanität neben und unter die Moral tritt, so tritt dagegen die Politik in ein etwas anderes Verhältnis. Sie gehört selbst zur Moral, als ihr Grundbestandteil. Nicht eine Moral neben Politik und Leben, sondern eine Moral der Politik ist Gegenstand moralischer Einsicht. Politik ist ja Bemühung für, event. Kampf um die Rechtsgestaltung. Wie könnte sie also des moralischen — oder unmoralischen — Zieles entbehren. Es darf sich freilich nicht darum handeln, der Politik oder der Wirtschaft so etwas von Moral aus dem Nirgendlande aufzutünchen; es gilt vielmehr, die in der Politik, vor allem in der Sozialpolitik lebendigen Faktoren zu begreifen. Das erfordert gewiß eine Absonderung des moralischen Gesichtspunktes für die Untersuchung. Aber nur für sie, wie in aller Wissenschaft, nicht für die Sache selbst. Die Untersuchung muß in steter Fühlung mit ihrer Grundlage bleiben. Und so kann nachher umgekehrt „nur in den politischen Bewegungen das Sittliche einer praktischen Kultur unterzogen werden“. (Cohen.) Das heißt freilich nicht, daß die Moral nur auf das Politische beschränkt bleibe; wohl aber heißt es im ernstlichsten Sinne, daß eine Moral, welche nicht im Rahmen und unter dem Gesichtspunkte eines bestimmten politischen Zieles steht, überhaupt nicht den Namen Moral verdient. Denn wenn die Wirtschaft die Beziehungen der menschlichen Willenshandlungen aufeinander bedingt, so muß die Ordnung dieser Handlungen, die sich vor allem im Gesetz ausdrückt, ganz direkt von grundlegender, moralischer Bedeutung, ja selbst generellster Ausdruck herrschender Moral, und für die übrige Moral, die Privatmoral von bestimmender Kraft sein.

10. In diametralem Gegensatz dazu steht die oft gehörte Lehre, die Politik sei ein Gebiet für sich, auf dem man mit Moral nicht weiter komme, die Moral habe nur die privaten Handlungen der Menschen zu regeln. Diese Lehre hat ihren realen Grund

darin, daß die überwaltenden Mächte in der bisherigen Geschichte in der Tat Objektgewalten waren und sind, und nur in der Unterströmung gesellschaftliche und gemeinschaftliche Privatmoral nicht entbehren konnten. Die „Moral“ des Objektsverhältnisses aber ist morallos. Denn es beruht seiner Natur nach auf dem blinden Ergebnisse des Kampfes streitender Gewalten. Wer dies Verhältnis erhalten will, der muß freilich die Politik aus der Moral, die Moral aus der Politik verbannen. Aber beweist damit nichts anderes, als daß sein angeblich so „idealistischer“ Kampf gegen den historischen Materialismus in Wahrheit nur ein Kampf für den rohesten aller Materialismen, den Materialismus der Unterdrückung ist. Das ist ja mancher Leute Evangelium, und dazu soll auch die „Moral“ ihnen dienen, die sie nach Christus nennen. Den wirklichen „Christus“ kennen sie ja nicht und wissen nicht, daß er heute wiederkommt im Geiste und in der Wahrheit. Den Geist selbst verstehen sie nicht; er ist für sie nur Gespenst, nicht Wahrheit. Aber er ist Wahrheit, ja er ist wirklich, wie das Sinnliche, und der Forscher wird ihn genau so behandeln „wie der Zoologe die Tierwelt“ (Dietzgen). So auch auf dem Boden, wo er als Moral zu tage tritt.

IV. Das Sach- oder Objektsverhältnis.

1. Im Objektsverhältnis strebt sich jeder Trieb im Einzelmenschen gegenüber anderen Trieben, jeder Einzelmensch gegenüber anderen Einzelmenschen, jede Interessengruppe gegenüber jeder anderen Interessengruppe, jedes Volk gegenüber jedem anderen Volke zu behaupten und durchzusetzen. Dieser Trieb ist natürlicher Grundtrieb im Menschen wie im Tiere. Er kann niemals beseitigt werden, da dies die Beseitigung alles Wollens einschlösse, er kann nur in verschiedene Beziehung zu anderen Trieben treten. Erst dadurch können Ordnungen schon innerhalb des Menschen unter den einzelnen Trieben des Individuums zu stande kommen, daß der Mensch seine Triebe beherrscht, einige zu gunsten anderer und der Ordnung selber unterdrückt, oder modifiziert. Mittelst solcher Beziehungen entstehen außerdem gesellschaftliche und gemeinschaftliche

Ordnungen zwischen verschiedenen Individuen und Gesellschaften, und auch hier muß sich Wille dem Willen, besonders aber der Ordnung des Ganzen unterwerfen.

2. Für sich allein kann das Objektverhältnis niemals durchweg zum Ausdruck kommen. Ein Individuum, in dem alle Triebe wirr durcheinanderliefen, würde im Kampfe dieser Triebe zersplittern. Sie haben sich schon ganz urwüchsig und automatisch zusammengeordnet, so viele Lücken und Widersprüche diese Ordnung auch bei uns allen haben möge. Diese Individualordnung ruht natürlich in ihrer Eigenart auf der Ordnung, die die menschliche Gesellschaft hat, in der wir leben, ohne sie wäre das Individuum ebenfalls unmöglich. Die Gesellschaften und Gemeinschaften ihrerseits haben sich urwüchsig gebildet, auch schon beim Tiere sind sie in umfangreichem Maße vorhanden und bestimmen da nicht nur das Handeln, sondern den Willen selbst, helfen ganz automatisch, gewohnheitsmäßig die Triebe regeln (Zugvögel.)

3. Aber ob auch das Objektverhältnis nie allein in der Welt bestehen kann, sintemalen wir dann gar nicht zu Menschen werden könnten, oder, wenn geworden, uns samt und sonders gegenseitig auffräßen oder totschiessen, so kann es doch für lange geschichtliche Perioden herrschend werden (Periode der Zivilisation). In manchen großen Männern, wie Cäsar, Napoleon u.s.w., ist es ziemlich rein gegenüber allen anderen in Erscheinung getreten. Nicht nur Krieg und Revolution zeigen sein Dasein. Wenn der Unternehmerring den Arbeiter aussperrt, und der Arbeiter den Unternehmer boykottiert, so ist das Objektverhältnis in ziemlich ungezügelter Übung. Bloße Machenschaft, nicht Gesellschaft oder Gemeinschaft, herrscht da. Jeder ist dem Anderen Objekt des eignen Wollens.

4. Das Ziel solcher Machenschaft ist im Sachverhältnis auf Aneignung oder auf Abwehr gerichtet. Abwehr ihrerseits zielt entweder auf Vernichtung, oder auf Vertreibung, oder auf Bändigung des menschlichen Objektes, ob das nun ein einzelner Mensch, oder eine menschliche Gemeinschaft, oder eine Gruppe und Klasse der Gesellschaft sei. Ihr Charaktermerkmal ist Kampf, gleichviel ob er blutig oder unblutig sei. Selbst der Meinungsstreit gehört hierher, sobald er sich als Disput, darin jeder recht behalten will, darstellt, nicht als Diskussion, wo durch Gedankenaustausch die Einsicht gefördert werden soll.

5. Ist die Objektsbeziehung des Menschen zum Menschen auf Aneignung gerichtet, so kann Besitz oder Person des anderen das begehrte Ziel sein. Zur Aneignung des Besitzes dienen Raub, Diebstahl, Betrug, kapitalistische Besitzübertragung. Wenn ganze Länder in Frage kommen, so nennt man die Aneignung auch Eroberung, Anexion, Mediatisierung, Sekularisierung und dergl. mehr. Im Kapitalverhältnis wird auch auf gesetzlichem Wege geraubt. Ehre, Gewissen, Überzeugung, Recht, sollen ebenfalls zu den Gütern gehören, die nicht ganz sicher vor Aneignung durch den Nebenmenschen, sowie vor Vernichtung durch ihn sind. Ist die Person selbst das Ziel der Aneignung, so kann sie entweder direkt zum Verbrauche (Menschenfresserei) oder direkt und indirekt zum Dienste angeeignet werden. Zum Verbrauche sich jemanden anzueignen und direkt zu verspeisen, verbieten heute die guten Sitten. Ihn sich als Sklaven anzueignen, ist durch unsere europäischen Verfassungen heute verboten. Aber wenn auch Sklaverei und Hörigkeit abgeschafft sind, so werden sie Völkern gegenüber, insbesondere unkultivierteren gegenüber, noch reichlich geübt, und die kapitalistischen Formen der Dienstbarkeit, der Ausbeutung und indirekten Verspeisung stehen in heiterster Blüte.

6. Die Mittel zur Aneignung, sowie zur Abwehr sind physischer, psychischer, wirtschaftlicher und politischer Art. Dazu gehören Körperstärke, Klugheit, Geschicklichkeit, Besitz und politische Macht; sie lassen sich in die beiden Worte „List und Gewalt“ zusammenfassen. Von Gewalt zu unterscheiden ist die Macht. Macht muß das Gemeinschafts- und das Gesellschaftsverhältnis ebenso haben, wie das Objektsverhältnis, List und Gewalt aber sind die beiden Faktoren, die nur im Sachverhältnis vorkommen und seinen Charakter bestimmen, im Gesellschaftsverhältnis finden sie sich nur, sofern es halbseitig Sachverhältnis ist.

7. Je nach der Art, wie sich das Objektverhältnis mit Gesellschafts- und Gemeinschaftsverhältnis in Beziehung setzt, entstehen verschiedene, teils inhaltlich, teils auch historisch zu unterscheidende Formen. Neben das reine Kampfverhältnis treten da die verschiedenen Herrschaftsverhältnisse, welche rechtlichen Charakter beanspruchen (Tributverhältnis, Sklaverei, Hörigkeit, Frohndienst, proletarische Dienstbarkeit). Die rechtliche Gewalt, welche diese Herrschaftsverhältnisse sanktioniert, strebt dann zur Autorität zu werden, indem sie das Gewissen der Unterdrückten durch irgend-

welche Gängelung an die Gewalt zu binden sucht, teils so, daß sie wirklich Gesellschafts- und Gemeinschaftsbedürfnisse befriedigt, teils derart, daß sie solche nur vortäuscht, auch wo sie nicht vorhanden sind.

8. Das Verhältnis der Menschen im Sachverhältnis ist nur durch List und Gewalt bezeichnet. Sie sind die moralischen Faktoren dieses an sich asozialen Verhältnisses. Gewöhnlich nennt man sie unmoralisch. Aber es ist nicht gesagt, daß sie in allen Fällen im höheren Sinne unmoralisch seien. Unter welchen Umständen sie das sind und sein müssen, muß besonders untersucht werden. Allgemein kann man sagen, daß sie unmoralisch sind, sobald sie höherer Gemeinschaft widerstreiten, moralisch, sobald sie ihr zustreben. Wenn sie einem als berechtigt anerkannten Gemeinschaftsziele dienen, so können sie sogar moralisch geboten sein. So gebietet man ja heute List wie Gewalt im Kriege.

9. Wo Herrschaft und Knechtschaft sich entwickelt, da bildet sich oft eine verschiedenartige Verquickung von Gemeinschafts- und Sachverhältnis, die bei den Herren anders ist als bei den Sklaven, und daher als Herrenmoral von Sklavenmoral (Nietzsche), besser aber als Herrenmoral von Gängelmoral unterschieden wird. Das Verhältnis aber zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten bleibt von Natur durch List und Gewalt bestimmt. Wo irgend Herrschaft die Gemeinschaft überwaltet, besteht ein latenter oder offener Kampfstand, der ganz nicht zu beseitigen ist, so lange die Grundlage währt. (Klassenkämpfe.)

10. Doch in einer anderen Beziehung kann das Sachverhältnis, sowohl im Inneren einer Person, wenn sie anderen gegenüber im Sachverhältnis sich befindet, als auch in den Gesellschaften und Gemeinschaften, sofern sie sich anderen gegenüberstehen, in starkem Maße auf das Gemeinschaftsverhältnis im Inneren fördernd wirken. Je schärfer ein Individuum im Sachkampfe anderen gegenübersteht, jemehr muß es, ebenso wie im Kampfe gegen die übrige Natur, seine inneren Kräfte anspannen und regeln. Achtsamkeit, Umsicht, Geistesgegenwart, Energie, Selbstbeherrschung werden zweifellos dadurch gefördert. Das bedingt Regelung der verschiedenen Triebe durch ein zentrales, sie beherrschendes Wollen. Je energischer diese Konzentration eintritt, umsomehr entwickelt sich im Individuum die Persönlichkeit. Das ist einer der wichtigsten Gründe, warum wir selbst solchen Persönlich-

keiten, die wir sonst für wesentlich unmoralisch halten müssen, doch eine gewisse moralische Achtung nicht versagen, wenn sie einheitlich geschlossenes Wollen zeigen. Freilich geht das dann oft so weit, daß man, besonders wenn sie dabei gewissen eignen Interessen zu dienen vermochten, ihre unmoralische Qualität ganz außer Betracht läßt und sie womöglich als moralische Heroen feiert. (Große Eroberer.)

11. Ebenso erzeugt der Kampf mit feindlichen Mächten in einer Gesellschaft, die vielleicht vorher gar nicht viel Gemeinschaftliches an sich hatte, ganz unerwartete Gemeinschaftseigenschaften. Es entwickelt sich dann Energie und Disziplin in einem Maße, wie man sie zuvor den Betreffenden nicht zuge-
traut hätte. Gewiß ist das Gemeinschaftsverhältnis die Grundlage davon. Wenn es ganz fehlt, ganz gelähmt ist, so geschieht das eben nicht, oder kaum. (Eroberung Konstantinopels, Preußen vor Jena.) Aber das Sachverhältnis hat doch in jenem Falle die schlummernden Energien ausgelöst. Daher jene Verteidigung des Kriegs, welche seine Kehrseite übersieht, und verkennet, wie wenig innerlich fundamentierte eine so geschaffene Gemeinschaft zu sein pflegt.

12. In allen den genannten Fällen sehen wir zunächst im Einzelwesen Trieb gegen Trieb, in der Gesellschaft Gruppe gegen Gruppe, Volk gegen Volk im Sachverhältnis zu einander stehen. In der Menschheit bilden die einzelnen Völker, in den Völkern einzelne Gruppen, in den Gruppen die Individuen, in den Individuen die einzelnen Triebe die Elemente, die zu einander, sowie zu den außenstehenden Gebilden im Sachverhältnis stehen. Die Gruppen selbst aber werden innerlich durch irgendwelches gemeinsame (gemeinschaftliche oder gesellschaftliche) Band zusammengehalten werden. Nur die gesamte Menschheit entbehrt noch ein solches, wenn auch die Verkehrsbeziehungen der Menschen in ihr schon reicher und mannigfaltiger geworden sind. Diese Tatsache muß uns auf die Frage lenken, welcherart denn das Band beschaffen ist, das da verbindet. Denn wenn es auch oft erst durch das Sachverhältnis, sei es zur Natur, sei es zu den Mitmenschen, in lebendige Aktion tritt, es ist doch die Macht, welche vor dem Zerfall, vor dem Kampfe aller gegen alle bewahrt, und umgekehrt erst die gemeinsame Aktion gegen die Objekte möglich macht.

V. Das Gesellschaftsverhältnis.

1. Die heutigen sozialen Gebilde, sowohl die Völker, als die in den Völkern sich bildenden Gruppen, nennen sich mit Vorliebe „Gesellschaft“. Und sie tun es im ganzen mit Recht. Denn das Gesellschaftsverhältnis prägt dem menschlichen Zusammenleben heute seinen Charakter auf. Gesellschaft aber heißt ein Zusammenleben, innerhalb dessen die Einzelnen zwar einander gewisse Rechte zuerkennen, aber im wesentlichen individuelle Ziele haben. Gemeinschaftlich bleibt da nur ein gewisses äußeres Gerüste, das aus dem Interesse hervorgeht, dies Zusammenleben zu sichern.

2. Die einfachste Form solchen Zusammenlebens ist die bloße Gesellung. Das ist ein Nebeneinander, in dem sich die Menschen innerhalb ihrer anerkannten Sphäre zwar nicht zu stören trachten, aber nichts wesentlich gemeinschaftliches haben. Sie leben da nebeneinander, wie die Pflanzen im Ackerlande, ohne sich gegenseitig weiter umeinander zu kümmern. Außer der Anerkennung der Wirkungssphäre, die jeder hat, ist gar kein Band vorhanden. Daß solchergestalt lebende Menschen nach außen vollkommen wehrlos, nach innen aber in sehr labilem Rechtsverhältnis leben, ist selbstverständlich. Darum kann auch solches Verhältnis nur ganz sporadisch und wenig dauerhaft sein. Einzelne Bauern- und Hirtenfamilien lebten zuweilen so, waren aber darum auch meist bald Opfer irgend welcher Gewaltherrschaft, die sich über sie stellte.

3. Die zweite Art der Gesellschaft, die Verkehrsgesellschaft, beruht auf dem Austausche materieller und dann auch geistiger Güter. Die grundlegendste Form des Austauschs- oder Verkehrsverhältnisses ist von der Natur gegeben. Es ist das Geschlechtsverhältnis zwischen Mann und Weib. Man will das oft als Gemeinschaft ansprechen. Das ist aber eine soziale Täuschung. Freilich kann das Geschlechtsverhältnis ebensogut zu einem Gemeinschaftsverhältnis humanisiert, wie zu einem bloßen Objektverhältnis degradiert und brutalisiert werden; letzteres, wo der eine Teil, gewöhnlich die Frau, nur Werkzeug für das Gelüste des Mannes ist, ersteres, wenn sonstige materielle oder geistige Gemeinschaft

hinzutritt. Von Natur ist es bloß ein Austauschverhältnis. Was es dauernd macht, ist die Notwendigkeit der Erziehung der Kinder nebst anderen hinzukommenden Gemeinschaftsbedürfnissen. Aber es kann gerade der höheren Form des Zusammenlebens schlecht gedient sein, wenn man die natürliche Grundlage zu vernebeln sucht.

4. Austauschverhältnisse bilden sich sodann, teils auf gesellschaftlicher, teils auf gemeinschaftlicher Grundlage, eine ganze Anzahl durch den gegenseitigen Verkehr der Personen, den Meinungsaustausch. Wirtschaftlich wesentlich grundlegend für unser heutige Gesellschaft aber ist der Warenaustausch, der Handel. Dieses Verkehrsverhältnis drückt den übrigen gesellschaftlichen und gemeinschaftlichen Formen in weitem Umfange seinen Charakter auf. So z. B. dem Geschlechtsverhältnis. Dies ruht auf natürlichem Austausche der Geschlechtseigenschaften, und soll in der Ehe zu einem Gemeinschaftsverhältnis erhoben werden. Statt dessen wird es in weitem Umfange selbst zu einem Warenaustauschverhältnis, teils von momentaner Art (Prostitution), teils von dauernder Art (Versorgungs- und Geldehe) herabgewürdigt.

5. Das Verkehrsverhältnis, wie es sich im Handel darstellt, und auf das wir uns im folgenden mit diesem Namen beziehen, ist ein ganz eigentümliches Mittelverhältnis zwischen Objekts- und Gemeinschaftsverhältnis, eine Mischung von beiden. Zum Austausche, der seiner Natur nach frei sein muß, müssen die Beteiligten frei zusammenwirken, wie in einer Gemeinschaft. Ohne das kommt er nicht zu stande. Aber das Ziel des Zusammenwirkens ist nicht gemeinschaftlich, sondern entgegengesetzt, wie im Objektsverhältnis. Jeder will seinen Vorteil, nicht den des anderen. „Auf dem billigsten Markte kaufen, auf dem teuersten verkaufen!“ ist der Wahlspruch des Handels.

6. Damit offenbart dies Verhältnis deutlich seinen, im buchstäblichsten Sinne des Wortes zweideutigen Charakter. Zum Abschlüsse des Geschäfts bedarf es der Gemeinschaft. Daher muß der andere freundlich gestimmt, von dem Nutzen für beide überzeugt werden, und wenn das Tauschverhältnis sich öfter wiederholen soll, so muß Genauigkeit und Pünktlichkeit in der Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung daraus hervorgehen, die manchmal einem Gemeinschaftsverhältnis sehr nahe kommen kann. Vor allem aber ist Grundlage des wirklich freien Austauschs, die volle Anerkennung der Gleichberechtigung der beiden Kontrahenten. Ohne

sie kein freier Verkehr. Im Verein damit kommen mancherlei ebenfalls an Gemeinschaft erinnernde Bemühungen, den Kontrahenten in die Lage zu setzen, oder in der Lage zu erhalten, daß er seinen Verpflichtungen nachkommen und den Verkehr weiterführen kann. Daraus kann sich neben Kredit, und sonstiger Hilfeleistung eine gewisse Liberalität der Gesinnung bilden, so lange eben der Vorteil des anderen mit dem eignen zusammenhängt. All das macht, daß dies Verhältnis in gewisser Hinsicht ein allgemein humaneren Anstrich erhält als das Gewaltverhältnis, und gar manche Blüten humaner Kultur zeitigen kann, die dort noch nicht möglich sind.

7. Aber diesen Lichtseiten stehen mächtige Schattenseiten gegenüber. Das Ziel bleibt in letzter Linie immer der eigne Nutzen, den der Einzelne aus dem anderen ziehen will. Nun aber ist in allen Lebensverhältnissen das Ziel der ausschlaggebende Bestimmungsgrund für das Verhalten. In dem Augenblick, wo im Verkehrsverhältnis der eine Teil nicht mehr mitkann, wird er erbarungslos in den Orkus versenkt. Nicht durch irgendwelchen bösen Willen, sondern durch die eherne Notwendigkeit, die das Verhältnis selber ergibt. Guter Wille kann manche Härte mildern, böser kann verschärfen; aber was in der Sache liegt, können auch die besten Absichten nicht beseitigen. Der Gläubiger, der da nicht sein Interesse verfolgte, wäre bald selber ausgetan. Er muß von einem gewissen Moment ab hart sein, das Verhältnis zwingt ihn dazu.

8. Der schlimmste Zwiespalt aber ist der, daß das Verhältnis selbst eben nur dann rein bestehen kann, wenn die Beteiligten sich als gleichwertige, oder nahezu gleichwertige Kräfte gegenüberstehen, und daß dennoch durch die Notwendigkeit, sein eignes Ziel beim Tausche zu verfolgen, zunächst das einfache Bestreben gegeben ist, den Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Mit dem Kontrahenten besteht halbe Gemeinschaft, gegenüber dem Konkurrenten tritt das Sachverhältnis mit voller Wucht herein und die Tendenz zu weiterer Umbeugung nach dieser Richtung ist gegeben. Ferner wird es, je schärfer der Konkurrenzkampf ist, umsomehr natürliche Versuchung, auch den Kontrahenten durch nicht ganz gerade Mittel anzulocken, eigne Überlegenheit zu benutzen, und so List und Gewalt in das Verkehrsverhältnis selbst hineinzutragen. (Opiumkrieg.) Der Handel wird oft geradezu zur Hochschule des Betrugs. Selbst redliche Kaufleute bekennen zuweilen unter vier Augen, ganz ohne Unwahrheit gehe es nicht ab. Diese Unwahrhaftigkeit muß natür-

lich umsomehr Versuchung werden, je schwerer der Konkurrenzkampf, je näher bereits die Gefahr, darin zu unterliegen. Wie mancher von Natur ganz redlich Veranlagte hat schon in der Verzweiflung die Grenzen überschritten, die den sogenannten redlichen Handel vom unredlichen scheiden, von der Menge der moralischen Zyniker ganz zu schweigen, deren gewinnsüchtige Anlagen dadurch ausgebildet werden. Denn im Kampfe ums Dasein winkt beim Verkehrsverhältnis nicht der höheren Moral, sondern der höheren Schlaueit der Sieg. Wo die Anpassung und Vererbung hierzu am meisten stattfindet, da ist die Existenz am besten gesichert.

9. Die Verkehrsgesellschaft kann für sich nicht bestehen. Sie bedarf einer Stütze, an der sie sich halten kann. Das kann ein Gewaltverhältnis sein, wie in der Zeit des Despotismus, es kann auch eine eigne, bloß formale Gemeinschaft, eine Austernschale sein, die sie sich selbst über sich aufbaut, es kann endlich übergeordnete, inhaltliche Gemeinschaft sein. Ob das eine, oder das andere stattfindet, das ist von besonderen Bedingungen abhängig. Grundsätzlich kann die Verkehrsgesellschaft da wie dort gedeihen, sobald ihr die nötigen Entwicklungsbedingungen gegeben werden. Wir sehen daher die Verkehrsgesellschaft geschichtlich unter den allerverschiedensten Überformen gedeihen. Nur dann wendet sie sich gegen bestehende Ordnung, wenn diese ihren Lebensbedingungen nicht Rechnung trägt. Dann kann sie, zu einiger Stärke erwachsen, in den Bund mit alter unaustilgbarer Gemeinschaftsehnsucht treten, die individuelle Freiheit — der Selbständigen — auf die Fahne schreiben und über der Verkehrsgesellschaft eine sie sichernde und regelnde Gemeinschaftsart, die Rechts- und Schutzgemeinschaft des nationalen Staates schaffen. Welche Gemeinschaftsblüten dieser aber auch erzeugt, er bleibt doch im wesentlichen Mittel für die Verkehrsgesellschaft und für ihr noch sich verbindende Herrenzwecke. Durch dies eigentümliche Doppeldasein kann er nicht diejenige Gemeinschaftlichkeit erzeugen, die er bei Beginn erhoffen ließ. Das zweideutige Wesen der Verkehrsgesellschaft infiziert ihn.

10. Aus der inneren Zweideutigkeit des Verkehrsverhältnisses verstehen sich eine ganze Reihe von Beurteilungen, die dem Vertreter dieses Verhältnisses ganz natürlich, den Vertretern alter Gewalt- und Herrenverhältnisse aber unverständlich sind. Geradezu widerwärtig aber sind sie dem, welcher, wie der Lohnarbeiter, mehr die

Schatten- als die Lichtseiten dieses Verhältnisses zu kosten bekommt, ebenso demjenigen, welcher die Freiheit, von vorn herein als menschliche Freiheit, nicht bloß als Erwerbsfreiheit hat beurteilen lernen. Die Erwerbsgesellschaft hat ihrer Natur nach keine ausgesprochene gemeinsame Zielrichtung. Daraus ergibt sich, daß der in ihr Erzogene über alle die Angelegenheiten, die nicht innerhalb der Sphäre des notwendigen Schutzes der Verkehrsgemeinschaft liegen, fast nie ein gerades eindeutiges Urteil, sondern fast immer ein einerseits und andererseits, und bei seinen politischen, religiösen, sozialen Entscheidungen immer ein zwar und aber hat, und nie zu Ende gehen mag, sondern sich mit irgend einer metaphysierten Schrulle als Abschluß begnügt.

11. Die Notwendigkeit, im Verkehrsverhältnis sein Innerstes oft zu verhüllen, macht dazu seine Meinungsäußerung nur zu oft unzuverlässig, die Diskussion mit ihm hohl und unfruchtbar. Denn man weiß selten, wieweit hier mit Gründen gefochten wird, die mit Gründen zu widerlegen sind, oder nur mit Sophismen, die ein unausgesprochenes, bewußtes oder unbewußtes Sonderinteresse verdecken, denen also mit Gründen auf keine Weise beizukommen ist. Am schlimmsten zeigt sich das in der Politik, wo die Stellungnahme bei ihm nach der Wetterfahne der Profitinteressen hin- und herzuschwanken pflegt. Seine politische und oft genug seine private Moral ist eine Pendelmoral, die der vermeintlich besseren Konjunktur zupendelt. Zwar stellt er abstrakt den Satz auf, daß man die Moral nach der Gesinnung, wie die Ware nicht nach dem Aussehen, sondern nach der inneren Güte beurteilen muß. Aber in Wirklichkeit ist die verborgene Gesinnung mit Notwendigkeit auf den Privatnutzen als oberstes Ziel gerichtet. Und nur selten kann sich der Verkehrsmensch von diesem Gesichtspunkte frei machen, selbst wenn er es will und glaubt.

12. Der Pendelmoral der Verkehrsgesellschaft entspricht es, daß keine Gesellschaft so rasch ihre Götzen wählt und wechselt wie sie. Das tun nicht bloß Gevatter Schneider und Handschuhmacher, wie sie uns Shakespeare schildert, das haben auch ganz andere Leute fertig gebracht, die das, was sie eben schalten, vergötterten und dann wieder mieden, als der Wind der Macht anders wehte. Kurz, die Prinziplosigkeit in allen Dingen, außer dem Privatnutzen, zum Prinzip erhoben, das ist der innerste Ausdruck der Verkehrsgesellschaft. Ihre Existenz, wie ihre Moral stehn

auf labilem Gleichgewicht. Darum kann sie auch nicht lange diesen Zustand erhalten. Und so entwickelt sie denn entweder ganz natürlich in ihrer Mitte Machtfaktoren, die das Gewaltverhältnis erneuern, oder sie muß mit anderen Gewaltfaktoren teilen und ihnen mehr oder minder die ausschlaggebende Macht lassen.

13. Freilich, es gibt auch eine ganze Reihe von Verhältnissen erfreulicherer Art, die durch das Aufkommen der Verkehrsgesellschaft erst möglich wurden. Wissenschaft und Kunst ist durch sie schon unter dem Absolutismus in weitem Umfange direkt und indirekt gefördert, und die Lebensbeziehungen zwischen den Menschen haben im geselligen Verkehre Form angenommen, die es ermöglichen, auch mit Fremden auf angenehmem Fuße sicher zu verkehren. Ob wirklich höhere Geselligkeit damit gefördert ist, mag man freilich bezweifeln. Und so irrt unser Schiller sehr, wenn erwähnt, die Verbreitung der geselligen Tugenden könne zu einer wirklichen Sittigung führen. Die ruht auf der Grundlage realerer Verhältnisse, sie ist einzig Ezeugnis der wirklichen Gemeinschaft.

VI. Das Gemeinschaftsverhältnis.

1. Das Gemeinschaftsverhältnis besteht nur dann, wenn Menschen von einem und demselben Zielinteresse beherrscht sind, und zu diesem gemeinsamen Ziele instinktiv oder bewußt in freier Tätigkeit zusammenwirken. Einheit des Ziels, gemeinsames Interesse am Ziele, Freiwilligkeit des Strebens zu ihm, Rechtsgleichheit der Gemeinschaftsglieder und Zusammenarbeiten zu diesem Ziele sind die Erfordernisse der Gemeinschaft. Wo eines von ihnen fehlt, da ist sie irgendwie gestört.

2. Die Einheit des Ziels besteht darin, daß die Zusammenarbeit zu dessen Erreichung erfordert wird. Das Ziel selbst kann sehr zusammengesetzt sein, ja es kann sich, wie z. B. die Arbeit in einem großen Betriebe als ein ganzes Bündel von besonderen einzelnen Zielen darstellen. Das wesentliche ist dabei ihre Zusammengehörigkeit, durch die allein der gewünschte Effekt hervor-

gebracht wird. Um ein Land gegen einen äußeren Feind zu schützen, sind eine ganze Menge heterogen erscheinender, besonderer Aufgaben zu erfüllen. Dennoch sind sie alle dem Grundziele untergeordnet. Nichts als das bedeutet die Einheit des Ziels.

3. Eignes Interesse aller Zusammenwirkenden am Ziele, also Gemeinschaftlichkeit des Zieles selbst ist die zweite wesentliche Grundbedingung der Gemeinschaft, Gemeinschaft heißt Interessengemeinschaft. Die Interessen in den verschiedenen Gemeinschaftsformen können dabei sehr verschieden sein, von dem Interesse einer Falschmünzerbande bis zu dem einer hochentwickelten sozialen Lebensgemeinschaft. Ist das Interesse am Ziel nicht für alle Zusammenwirkenden gleichgerichtet, so kann das Zusammenwirken zwar doch bestehen, aber es ist dann nicht Gemeinschaft, es ist nur Gemeinsamkeit. (Sklaven- oder Lohnarbeit.) Sie als Gemeinschaft unterschieden, ist Hauptbestreben aller Gängelmoral.

4. Aus dem gemeinschaftlichen, gleichgerichteten Interesse am Ziel entspringt die Freiwilligkeit der Mitarbeit am Ziele ganz unmittelbar; genau ebenso, wie jede freie Willenshandlung des Einzelnen dem Interesse an seinem Ziele entspringt. Diese Freiwilligkeit des Ursprungs darf man aber nicht mit der momentanen Lust, am Ziele zu arbeiten, vermengen. Auch an eigne Einzelarbeit geht der Mensch nicht immer mit Lust. Er muß sich zuweilen energisch zwingen, um momentane Unlust zu überwinden. So kann es auch beim gemeinschaftlichen Zusammenwirken der Fall sein. Und da zwingen die anderen Genossen mit. Da kann es kommen, daß energische Anspornung des Willens durch Erregung des Ehrgefühls, durch Furcht vor Nachteilen stattfindet, besonders durch die Besorgnis, das gemeinsame Ziel zu vereiteln. Ob der Zweck Einzelzweck oder Gemeinschaftszweck der Menschen sei, er „bestimmt die Art und Weise seines Tuns als Gesetz“ und der Mensch „muß ihm seinen Willen unterordnen“. (K. Marx.) Freiwillig ist also nur das aus dem Interesse des Zwecks herausgeborene Wollen. Aber die andere Seite vom Wesen der Gemeinschaft heißt Disziplin.

5. Die Rechtsgleichheit von Genossen ist das wesentlichste Charaktermerkmal der Gemeinschaft. Sie entspringt unmittelbar aus dem gleichen Interesse am Ziele. Denn wenn der eine frei mit dem anderen zusammenwirkt, muß er ihn als freiwillig Mit-

strebenden auch als rechtsgleich, d. h. als persönlich frei, gleich sich selber, anerkennen. Sobald die Rechtsgleichheit nicht vorhanden ist, weicht die Gemeinschaft, das Objektverhältnis tritt zu Tage. Rechtsgleichheit heißt volle Anerkennung des anderen als Persönlichkeit. Aber, wie die Freiheit nicht Willkür, so ist auch die Rechtsgleichheit nicht etwa Zaunpfahlgleichheit. Denn bei irgend zusammengesetzteren Zielen erfordert die Arbeit an ihnen verschiedene Tätigkeit zu verschiedener Zeit, an verschiedenem Ort und mit verschiedenen geistigen und leiblichen Fähigkeiten. Da bedarf es der Arbeitsteilung. Und damit ist schon die Zaunpfahlgleichheit unmöglich, selbst wenn verschiedene Leistungen nicht auch verschiedenen Anteil an der Frucht der gemeinsamen Arbeit erhalten sollten. Sodann bedarf es meist für verwickelteres Zusammenwirken der leitenden, für den bestimmten Zweck besonders geschulten Personen. Damit ist wieder eine Rangordnung geschaffen, welche die Gleichheit im platten Sinne aufhebt. Die Rechtsgleichheit kann nur darin bestehen, daß jedes Gemeinschaftsglied gleiches Recht bei der allgemeinen Verfügung über die Grundmaßnahmen hat, nach denen die Funktionen verteilt, die Kontrolle ausgeübt, die Anwendung der Früchte gemeinsamen Wirkens bestimmt wird, und daß er vor allem in allen allgemein menschlichen Dingen nicht vor anderen bevorzugt, oder hinter anderen zurückgesetzt wird.

6. Diese beiden Dinge, die Freiheit sowie die Rechtsgleichheit, so natürlich sie sich aus wirklichem Zusammenwirken ergeben, sind für die an andere Verhältnisse Gewöhnten oft außerordentlich schwer zu verstehen. Wer an das Herrschaftsverhältnis gewöhnt ist, wird fast nie die scharfe Grenzlinie zwischen Beherrschung und Regierung zu ziehen vermögen, und ebensowenig den tiefen Unterschied zwischen Disziplin und Kadavergehorsam verstehen. Der vorwiegend im Verkehrsverhältnis Lebende dagegen ist geneigt, eine Freiheit, welche Disziplin fordert, für gar keine Freiheit zu halten, da das reine Verkehrsverhältnis nur eine sehr schwache Disziplin entwickelt und wesentlich auf dem „Laissez faire“ gründet. Für die Rechtsgleichheit dagegen müßte er mehr Verständnis haben. Aber leider gilt ihm solche nur für die, welche wirklich in freiem Verkehrsverhältnis mit ihm stehen, nicht für die übrigen. Gemeinschaft ist für ihn im Grunde nur Schutzgemeinschaft zur Aufrechterhaltung des Verkehrsverhältnisses selbst. Es ist deshalb vor allem nötig, die beiden Gedanken der Rechtsgleichheit

und der Freiheit in ihrem Wesen aus dem Gemeinschaftsgedanken für sich zu entwickeln. Dann erst kann man später die Modifikationen verstehen, die sie unter den verschiedenen wirklichen Lebensformen zeigen.

7. Die Gemeinschaften können nunmehr ihrer Art nach je nach verschiedenen Gesichtspunkten außerordentlich verschieden sein. So kann man augenblickliche und vorübergehende, oder dauernde Gemeinschaft unterscheiden. Bei jedem geordneten Kinderspiel entwickeln sich mit innerer Notwendigkeit Gemeinschaftsbeziehungen und Gemeinschaftsforderungen an das Zusammenwirken. Die Forderungen, welche eine soziale oder politische oder religiöse Gemeinschaft stellt, sind im Prinzip nicht davon verschieden.

8. Sehr wesentlich ist aber der Unterschied, ob eine Gemeinschaft frei schließbar und frei lösbar ist, oder ob sie in größerem oder geringerem Umfange auf unabweisbaren Lebensinteressen ruht und der Mensch in sie hereingeboren und hereinerzogen wird. Die Gemeinschaften erster Art haben natürlich bei weitem nicht den Einfluß auf den Willen wie die letzteren. Wenn darum die Forderungen einer Gemeinschaft mit denen der anderen in Konflikt kommen, so werden die der festeren und dauernderen Gemeinschaftsinteressen den Willen stärker bestimmen, als die momentanen oder minder mit dem Leben verwachsenen Ziele. Die Trennung von einer Aktiengesellschaft — die in Wahrheit nur nach außen „Gesellschaft“, in sich aber eine, allerdings sehr lockere Gemeinschaft, und zwar Erwerbsgemeinschaft und Ausbeutungsgemeinschaft ist (Cfr. Tönnies) — wird in den meisten Fällen auch bei gleicher äußerer Möglichkeit leichter vor sich gehen, als die Trennung von einer, von Jugend auf mit tausend Gemütsfäden, durch persönliche Beziehung u. s. w. festgewurzelten Religionsgemeinschaft. Von ersterer trennt sich der Mensch sofort, wenn das Interesse aufhört oder eine vorteilhaftere Kapitalanlage winkt; von letzterer sich zu trennen kann er sich selbst dann nicht leicht entschließen, wenn die Glaubensvorstellungen der Religionsgemeinschaft ihm fremd geworden sind. Von einer an den Boden, auf dem er wirkt, sich gründenden Staatsgemeinschaft kann sich der Mensch vollends nicht leicht losreißen; denn damit reißt er sich von der ganzen Stätte seines Wirkens los. Das bringt er auch bei äußerer Möglichkeit oft selbst dann nicht fertig, wenn die Staatsgemeinschaft kaum mehr den Namen

einer solchen verdient, sondern wesentlich zur Herrschaftsform zum Sachverhältnis ihm gegenüber geworden ist.

9. Ein wichtiger Gesichtspunkt ist ferner der, ob die Gemeinschaft dahin geht, nach bereits vorhandenen und mehr oder minder festbestimmten Formen, einzelne sich wiederholende Zwecke, Schutz-Erwerbszwecke und dergl. zu verfolgen, oder ob die Gemeinschaft selbst erst geschaffen werden soll. Ersteres ergibt die Realgemeinschaft, letzteres die Zielgemeinschaft. Letzteres kann zu bestimmten Einzelzwecken geschehen, wie z. B. einer Vereinigung, welche den Bau einer neuen Eisenbahn durchsetzen will, oder es kann zu tiefergreifenden und in ihrer Ausführung nicht so einfach abzuschließenden Zwecken geschehen. Im letzteren Falle befinden sich alle die politischen Parteien, welche Umgestaltung von irgend etwas Bestehendem erstreben. Freilich wirken bei ihnen Gegenwarts- und Zukunftszwecke vielfach ineinander. Wesentlich für ihre Beurteilung ist nur, ob die in ihnen wirkenden Menschen geschlossen in einheitlicher Zielrichtung streben. Ferner ist wichtig, ob und in welchem Maße das Ziel Erhaltung bestehender Zustände, oder Umbildung zu neuem ist. Sofern letzteres der Fall ist, ist die Zielgemeinschaft auch Ideengemeinschaft.

10. Das Wort Idee gehört nun freilich zu denen, welche in populärem Gebrauche fast ganz ihren bestimmten Sinn verloren haben und völlig ordnungslos verwendet werden. Sehr oft bedeutet es bloß, daß jemand einen subjektiven Einfall hat, oder daß er sich eine Vorstellung von etwas macht, oder den Begriff von etwas erfaßt hat. Man möchte da wirklich versucht sein, ein neues, diesem Wirrwarr noch nicht unterworfenen Wort zu bilden, wenn nicht dadurch die Schwierigkeit des Verstehens noch mehr vergrößert werden möchte, als wenn man das Wort auf seinen klaren, eindeutigen Sinn zurückführt.

11. Vor allem ist da der Unterschied von Begriff, Idee und Schablone ins Auge zu fassen. Sie unterscheiden sich namentlich durch ihre Beziehung auf den Willen; am einfachsten begreift sich das an Beispielen. Sämtliche Bäume, die wir kennen, werden unter den Begriff „Baum“ gebracht. Darin ist nichts von Idee enthalten. In dem Augenblicke aber wird selbst dieser Begriff zur Idee, wo wir etwa danach trachten, einen Baum von vollkommenstem Wuchse oder von einfachsten Lebensbedingungen zu ziehen. Ferner:

Wenn der Schuhmacher den Schuh nach seinem vorhandenen Leisten macht, so schafft er ihn nach der Schablone. Sobald er aber darüber hinausgeht und sich bemüht, einen für einen bestimmten Zweck tunlichst tauglichen Schuh zu konstruieren, so arbeitet er nach einer Idee. So ist es auch, wenn jemand eine religiöse Anschauung tunlichst vollkommen darstellen und verbreiten, oder auf Herstellung einer tunlichst vollkommenen Gesellschaftsordnung hinstreben will. So lange er sich Gegebenem unterwirft, ist er Begriffs- und Schablonenmensch. Er ordnet das Neue einfach dem Alten unter. In dem Augenblick aber, wo er auf Vervollkommnung abzielt, ist er Ideenmensch, oder Mensch im eigentlichen Sinne. Denn auf der Idee beruht menschliches Dasein, im Gegensatz zu Tieren, die sich schablonenhaft instinktiv im Kreise drehen.

12. Jede Bestrebung Vorhandenes zu vervollkommen, beruht auf einer Idee. Die Idee beherrscht somit jede politische oder religiöse Partei, so lange diese noch triebkräftig ist. Aber jede Idee hat die Tendenz zu erstarren und zur Schablone zu werden, wenn sie einmal in einer bestimmten Weise in der Wirklichkeit dargestellt ist. Gegebene Regel und Ordnung kämpft dann mit der Idee, und die Idee mit jener. Diese strebt die Fesseln zu durchbrechen, welche die starre Schablone ihr anlegen will, jene sie zu erhalten. Aus welchen Gründen dieses Streben sich entwickelt, das muß später gezeigt werden. Hier handelt es sich nur um Darstellung der Idee und um ihre Grundbedeutung für die Praxis.

13. In der Wissenschaft und in der Technik ist heute bereits die Idee praktische Regentin geworden. Die schablonenhaften Formen, nach denen der alte Bauer sein Feld baute, der alte Handwerker seinen Schuh machte, sind immer mehr flüssig geworden. Das Streben, unter den stets wechselnden Umständen das jeweils tunlichst beste Verfahren anzuwenden, ist vielfach schon ganz selbstverständlich auf diesen Gebieten geworden. Die Revolution in Permanenz ist da proklamiert, die Methode, das heißt, das unter der steten Leitung der Idee stehende Streben, mit den vorhandenen Mitteln das jeweils Beste zu erreichen, hat auf all diesen Lebensgebieten die Schablone teils verdrängt, teils sie sich untergeordnet. Nur auf politischem, bzw. sozialem und religiösem Gebiete wird die Schablone noch von einer großen Anzahl

von Menschen eigensinnig als ehrwürdiges Heiligtum hergebrachter Herrsch- und Ausbeutungsinteressen petrifiziert, die „Revolution in Permanenz“ als Umsturz und Gräuel verabscheut. Daß der Mensch dadurch nicht humanisiert sondern bestialisiert wird, versteht sich von selbst, so heilig und fromm auch die Töne der Schablonenmenschen klingen mögen.

14. Die Gemeinschaftsidee aber ist eine urwüchsig menschliche Idee, die sogar instinktiv schon in der Tierheit wurzelt. Der Mensch strebt immer wieder danach, sie über die anderen Lebensformen zur Oberleitung zu berufen, so oft jene ihn auch niederzwingen. Darum ist sie stets, wo die Naturbedingungen des geschichtlichen Werdens sie auch nur ein wenig heraufgetrieben haben, von den zum Höheren drängenden Menschen als erlösende und befreiende Macht begrüßt worden, und hat ihnen neuen Schwung, neue Bildungskräfte verliehen.

15. Gemeinschaftsidee ist die sittliche Grundidee. Aus ihr fließt alles, was Moral, Kultur, Humanität genannt werden darf, so sehr sie auch in der wirklichen Entwicklung mit Elementen anderer Art versetzt sein mag. Die Aufgabe ist, zunächst festzustellen, was aus der Gemeinschaftsidee naturnotwendig fließen muß, sodann wie sich diese Idee in der Geschichte entwickelt hat, und wie sie sich danach unter verschiedenen Verhältnissen darstellt.

VII. Natürlicher Einfluß der Gemeinschaft auf den Willen.

1. Jede Gemeinschaft, ob sie nun urwüchsig oder absichtlich entstanden sei, erzeugt bei ihren Mitgliedern instinktiv eine Willenseinheit, d. h. das gemeinschaftliche Bestreben, ihren Bestand zu erhalten und zu mehren, und alles zu tun, was sie innerlich und äußerlich festigen kann. Das kann man beim unbedeutendsten Turnverein, ebenso wie bei einer großen Staats- oder Religionsgemeinschaft wahrnehmen. Die Gemeinschaft scheint damit gleichsam ein Leben für sich zu gewinnen. Und doch ist es bei ihr im Prinzip nicht anders als da, wo ein Ziel Ziel des Einzelnen ist. Das Ziel bestimmt natürlich den Willen; der Mensch

muß sein Tun dem Ziel gemäß regeln und seinen Willen dieser Regel unterwerfen. Und da in einer Gemeinschaft gemeinsame Ziele mit vereinter Arbeit Vieler erreicht werden müssen, so ist es ganz natürlich, daß sie den Willen der Mitglieder dementsprechend in gemeinsamer Richtung bewegen, wie wenn aller Wille nur ein Wille wäre. Ein wesentlicher Unterschied besteht nur darin, daß die Gemeinschaftlichkeit des Ziels dem Einzelnen ganz anderen Halt, seinem Willen kräftigere Glut verleiht. Der Wille der Vielen wirkt wie eine brennende Kohle auf die benachbarten anfeuernd und zielerhaltend, während der lose Einzelwille leicht zerflattert.

2. Die Gemeinschaft — in der Wirklichkeit freilich immer von Sachbeziehungen und bloßen Gesellschaftsbeziehungen durchsetzt — erzeugt so, wo sie nur einigermaßen rein und geschlossen auftritt, zunächst eine, durch das Bewußtsein der Gemeinsamkeit verstärkte Hingabe an die Gemeinschaftsziele, einen Wetteifer, an deren Erreichung mitzuwirken, oder die Grundlagen der Gemeinschaft zu behaupten. Dies Gefühl tritt zweifellos schon bei Tieren auf, die in Gemeinschaft leben; beim Menschen ist es recht oft auch nur unkontrolliertes, gewohnheitsmäßiges Fühlen, aber es kann endlich zum Selbstbewußtsein kommen und dann nach vernünftigen Rücksichten modifiziert werden.

3. Die vom Gemeinschaftsgeföhle getragene Hingabe an das Ziel wird aber, zunächst soweit es sich um das Zusammenarbeiten an dem Ziele handelt, auch zum Gemeinschaftsgeföhle gegenüber den Gemeinschaftsgliedern, zum Geföhle der Zusammengehörigkeit; und dies ergibt die teils humanen teils moralischen Geföhle, Zuneigung, Hingabe auch an die Person, Aufopferung für sie. Das Zusammenstreben zum Ziel, einschließlich dieses Bewußtseins der Zusammengehörigkeit, ist Solidarität.

4. Die Gemeinschaftsbeziehung wertet ganz unmittelbar alle Handlungen, die ihr gemäß sind, als recht, alle, die ihr nicht gemäß sind als unrecht. Alle Tugenden, die wir an den höchsten Moralförmn fast instinktiv als gut werten, erhalten diesen Wert aus der Gemeinschaftsbeziehung, bzw. deren Idee. Sie wird auch stets den moralischen Belehrungen zu Grund gelegt. Wenn der Pädagoge dem Kinde klar machen will, daß es nicht lügen, nicht stehlen darf u. s. w., so bringt er, wenn er nur halbwegs verständig ist, immer die Frage herein, wie denn eine menschliche Gesell-

schaft aussähe, wenn Lüge, Diebstahl und dergl. herrschten. Die Logik, daß dann alle Gemeinschaft sich auflöste und ein trostloser Wirrwarr entstände, begreift schon das Kind sofort.

5. Die Stärke des Willens zur Gemeinschaft hängt von deren eigner Festigkeit, Geschlossenheit und Fähigkeit, die Interessen der Gemeinschaftsglieder nach einheitlicher Richtung zu bestimmen, ab. Dazu gehört auch die Möglichkeit, andere nicht gemeinschaftliche Lebensbeziehungen mit dem Gemeinschaftsziele in Einklang zu bringen. Je einheitlicher und stetiger die Gemeinschaftsinteressen die übrigen in sich eingliedern können, umso fester muß der Bestand der Gemeinschaft sein, denn umsoweniger werden sich seitab treibende Willensentscheidungen bilden können. Eine Bemerkung zur Nachachtung für diejenigen, welche da glauben, der menschliche Wille könne frei in den Lüften bestimmt werden, und welche dann die Wirren, die sich in einer Gesellschaft aus mangelhafter Gemeinschaftsentwicklung mit Notwendigkeit ergeben, dem bösen Willen der kämpfenden Personen zur Last legen. Es sollte doch ganz selbstverständlich erscheinen, daß eine Gesellschaft, worin verschiedene, sich widerstrebende Einwirkungen auf den Willen stattfinden, wo unter Umständen verschiedene Gemeinschaftsziele widereinanderstreiten, ja die Sachbeziehungen zunehmen, nur unsichere und schwankende Willensentscheidungen der Menschen erzeugen kann.

6. Wirken die Forderungen verschiedener Gemeinschaftsinteressen oder auch Gemeinschaftsinteressen und andere Interessen widersprechend auf den Willen ein, so entstehen Konflikte, event. Zersetzungen. Nur dann, wenn eines von ihnen wesentlich überwiegt, wird durch dieses das oberste Gesetz bestimmt. Wo dann irgend andere Einflüsse sich herandrängen, da werden sie einfach abgelehnt, möchten sie auch vom Gesichtspunkte eines anderen Grundziels noch so dringend gefordert werden. Das eigne oberste Ziel ist für Jeden oberste Instanz für das, was ihm gut, und was ihm schlecht heißt. Das ist Naturgesetz. Dem Einen mag dies oberste Ziel Vaterland, dem Anderen Kirche, dem Dritten soziale Lebensgemeinschaft, dem Vierten die Kunst, dem Fünften sein Bauch, dem Sechsten sein Geldsack sein; die Tatsache bleibt gleich, daß das oberste Ziel sich alles andere unterzuordnen strebt. Das ist der vernünftige und unablegbare Sinn des Wortes: „Der Zweck heiligt das Mittel“. Freilich schon jeder einzelne Zweck strebt

seine Mittel zu heiligen. Aber das kann er nicht überall. Da die einzelnen Zwecke nicht völlig isoliert sind, sondern einander beeinflussen — helfend oder hemmend — so müssen sie sich irgendwie einander ein- oder unterordnen. Und so muß gerade auf der Stufe höheren moralischen Daseins eine bestimmte Zielrichtung die ausschlaggebende Richterin sein.

7. Ist die Grundlage des gemeinschaftlichen Handelns gegeben und als richtig anerkannt, so bildet das gewohnheitsmäßige Handeln auf dieser Grundlage das normale Handeln, genau wie im technischen Verfahren das Handeln nach der alten Schablone das richtige Verfahren ist, so lange man noch kein besseres kennt. Ist aber das Gegebene durch irgendwelche in ihm zu Tage tretende Widersprüche als unvollkommen und verbesserungsbedürftig erkannt, so bildet, von diesem Augenblick ab, zwar immer noch die gegebene Grundlage den Boden des praktischen Verhaltens, aber darüber tritt die Idee, die Grundlage selbst zu ändern, ein besseres Ziel zu suchen. Und wenn dies Ziel auch nur geistig gefunden ist, so wird nun dessen Verwirklichung unter Umständen maßgebende Leitidee für den Willen. Sie wertet von nun ab, was gut ist, und tritt damit in mehr oder minder umfangreichen Gegensatz zum Gegebenen.

8. In diesem Falle treten Konflikte zweier Normen selbst zwischen solchen Menschen ein, welche aus derselben Gemeinschaftsidee ihre sittlichen Ziele schöpfen. Sofern die einen die von anderen gefundenen Widersprüche noch nicht empfinden oder anders deuten, werden sie die alte Norm noch erhalten wollen, während die Anhänger des Neuen sie nicht mehr als obersten Maßstab der Wertung anerkennen. So kann aus dem Gemeinschaftsverhältnis selber heraus ein Gegensatz entstehen, der verschiedene Gruppen in der Gemeinschaft mehr oder minder in ein Sachverhältnis zu einander bringt.

9. Dieser Gegensatz kann sich sodann aber auch im Inneren der Individuen geltend machen, dann nämlich, wenn diese in ihrem Wollen bald von der einen, bald von der anderen Gemeinschaftsidee stärker beeinflußt werden. Wenn dann das Bewußtsein erwacht, daß die Willensbestimmungen sich widersprechen, so gibt es Willenslähmungen und Gewissenskonflikte; und solche können unter Umständen so stark werden, daß sie den Menschen innerlich verzehren.

10. Ebenso muß ein Konflikt der Taktik entstehen, wenn zwar dasselbe Gemeinschaftsziel von verschiedenen Menschen in gleicher Weise anerkannt wird, aber wenn die Art, wie richtigerweise ihm gemäß zu handeln ist, in Frage steht. In diesem Falle wird zwar nicht, wie da, wo verschiedene Interessen nach verschiedenen Richtungen treiben, ein verschiedener Beurteilungsmaßstab angelegt. Trotzdem aber kann der Streit über den richtigen Weg, der in solchem Falle doch nur eine intellektuelle oder technische Frage betrifft, außerordentlich heftig sein, und muß, wo nicht Disziplin, das ist Unterordnung des Willens des Einen unter den der Anderen stattfindet, sowohl das Gemeinschaftsgefühl, wie das gemeinschaftliche Handeln stören, ja unmöglich machen. Das geschieht in unentwickelter Gemeinschaft oft genug. Denn freie Disziplin bei taktischen Gegensätzen wird erst auf höherer Stufe einigermaßen erreicht.

VIII. Gemeinschaft und Moral.

1. Jede Gemeinschaft, welcherart sie auch sei, erzeugt, wenn sie wirklich den genannten Bedingungen entspricht, in höherem oder geringerem Grade die dargelegten Wirkungen. Aber nur eine dem Objekts- und dem Gesellschaftsverhältnis übergeordnete Gemeinschaft kann dies frei und allgemein tun, und zwar nur dann, wenn sie wesentliche und beherrschende Lebensinteressen aller ihrer Mitglieder umfaßt und befriedigt. Schließlich ist eine Räuberbande dem Begriffe nach auch eine Gemeinschaft, und in sich wird sie zweifellos Gemeinschaftseigenschaften erzeugen, wenn sie auch Allen außer ihr Befindlichen im rohesten Sachverhältnis gegenübersteht. Wir meinen aber natürlich im folgenden nur eine solche Gemeinschaft, welche die Lebensinteressen wirklich frei und gleichberechtigt zusammenlebender Menschen verbindet und beherrscht.

2. Niemals kann solche Gemeinschaft das ganze Leben umfassen. Die menschliche Gesellschaft enthält stets ein Gemisch von Objekts-, Gesellschafts- und Gemeinschaftsbeziehungen. Es kann sich nur darum handeln, welches dieser drei Grundelemente die Herrschaft über die Anderen hat. Auch wenn

einmal das Gemeinschaftsverhältnis das allgemein bestimmende, die beiden anderen überwaltende Verhältnis sein wird, so können doch die anderen Verhältnisse nicht ausgetilgt werden. Denn damit würden die Menschen als Individuen ausgetilgt. Es wäre ebenso, als wollte man, wie es vielleicht abstraktive Gelehrte getan haben, wünschen, daß die Triebe und Begierden des Individuums ausgelöscht würden. Dann hätte das Individuum weder in sich noch außer sich mehr eine Ordnung nötig. Da aber die Individuen mit ihren Trieben bestehen bleiben, so müssen sie sich in gewisser Hinsicht auch in der Gemeinschaft selbst als Objekte entgegenstehen. Da, wo der eine steht, kann eben der Andere nicht stehn, und wenn zwei die nämliche Stellung erstreben, so muß notgedrungen der eine weichen.

3. Es kommt also nur darauf an, ob irgendwelche Gemeinschaft auch die Objekts- und Gesellschaftsverhältnisse regelt, oder ob sie ihrerseits unter diese geordnet ist. Wenn z. B. im Objektsverhältnis der Eine den Boden haben will, auf dem der Andere sich nähren möchte, so muß er ihn mit Gewalt beseitigen oder überlisten. Ist das Objektverhältnis Herrenverhältnis, so wird der Mächtige den Boden wegnehmen, nach Gunst vergeben und dergl. Im Verkehrsverhältnis aber wird er ihn abkaufen. Wenn dies Verhältnis die Gemeinschaft beherrscht, so kann es auch leicht geschehen, daß der Eine sagt, oder erwartet, wenn er dem Anderen die Stelle an der Bank verschaffe, so werde dieser sich dadurch erkenntlich zeigen, daß er ihn von gewissen Manipulationen rechtzeitig in Kenntnis setze. Im Gemeinschaftsverhältnis wird dagegen die Sache danach bestimmt, welcher von mehreren Bewerbern um ein Amt geeigneter, oder welcher im Falle gleicher Tauglichkeit durch Alter, frühere Meldung oder derartiges ein Vorrecht besitzt. Es wird also nach sachlichen Regeln bestimmt; das eben ist ein Merkmal der Gemeinschaft. Ein gerechtdenkender Despot kann freilich auch zuweilen dementsprechend handeln; dann stellt er eben sein Tun unter die Leitung der Gemeinschaftsidee. Das hat ja schon manchen Despoten ausgezeichnet; aber Regel ist es gerade nicht.

4. Die moralischen Beziehungen treten nun in einer Doppelbeziehung auf. Da sie Bedingungen in der Gemeinschaft sind, so sind sie frei gewollt. Aber da die Gemeinschaftsbeziehung — im angenommenen Idealfalle — letztgiltiger Gesichtspunkt der Bestimmung von Recht und Unrecht ist, so ergeben sich zugleich den

abseits treibenden Wünschen und Neigungen gegenüber „Pflichten“. Die Einzelnen müssen sich den Forderungen der Gemeinschaft unterordnen. Je vollkommener die Gemeinschaft ist, jemehr müssen Neigung und Pflicht zusammenfallen. Denn es ist eben das Wesen vollkommener Gemeinschaft, daß sie die Interessen Aller in vollkommener Weise verknüpft und befriedigt. Was heute oft lächerliche Torheit ist, zu sagen, daß das Wohl des Ganzen zugleich eignes Wohl sei, kann nur in dem Maße Wahrheit werden, als Gemeinschaft über die anderen Beziehungen das Regiment führt.

5. Die moralischen Grunderfordernisse der Gemeinschaft sind Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Tapferkeit und Besonnenheit ihrer Mitglieder. Gerechtigkeit ist schlechthin die Grundforderung der Gemeinschaft. Nur in einer Gemeinschaft, darin sich alle als Brüder verhalten, kann Gerechtigkeit in menschlich möglichem Maße geübt und erstrebt werden, weil sie Bedingung der Gemeinschaft ist. Dagegen wäre es reine Torheit, diese Gerechtigkeit da erwarten zu wollen, wo Mensch dem Menschen im Sachverhältnis gegenübersteht. Im besten Falle kann hier ein Surrogat von Gerechtigkeit bestehen. Das Verhältnis zum Feinde, der mich vernichten oder unterjochen will, das Verhältnis zum Herrenmenschen, der mich unterdrückt und ausbeutet, kann überhaupt kein Verhältnis der Gerechtigkeit sein. Und auch der Gute, d. i. der zum Gemeinschaftsziele bewußt strebende, kann in solchem Verhältnis gerade nur soweit Gerechtigkeit üben, als es zur Förderung der Gemeinschaftsbeziehung dienlich ist. Was er freilich unter allen Umständen erstreben muß, das ist das innere Bewußtsein der Gerechtigkeit. Es besteht sowohl in der Fähigkeit, Recht und Unrecht am Gemeinschaftsmaßstabe zu unterscheiden als auch darin, den Willen nach Kräften dem entsprechend zu regeln.

6. Die Wahrhaftigkeit hat genau wie die Gerechtigkeit eine innere und eine äußere Seite. Aus dem natürlichen und zugleich pflichtmäßigen Streben, vollkommenere Gemeinschaft zu gestalten, folgt zunächst die Wahrhaftigkeit im Erkenntnisstreben, die sich nicht durch Vorurteile, Gewohnheiten und Sonderinteressen an der Erforschung der Wahrheit irre machen läßt. Denn nur in dem Maße, als alle das für den Ausbau und Bestand der Gemeinschaft Dienliche erkennen, kann sie richtig ausgestaltet werden. Deshalb macht Plato geradezu die Einsicht selber zur Tugend. — Nach außen ist Wahrhaftigkeit der Gemeinschaft und deren Mitarbeitern

gegenüber unbedingte Pflicht. Aber dem Feinde der Gemeinschaft gegenüber ist sie das keineswegs, sondern wiederum nur in dem Maße, als dadurch die Gemeinschaftlichkeit erhalten und gefördert wird. Wie dem Feinde gegenüber nicht Gerechtigkeit, sondern Gewalt unter Umständen Gebot sein kann, so auch Täuschung. Im Objektverhältnis sind eben List und Gewalt die natürlichen Hebel. Wer sich also seinerseits in solches Verhältnis zum Anderen setzt, der kann sich nicht beschweren, wenn er demgemäß behandelt wird. Das wird, wenn nicht aus Feigheit, nur darum meist nicht geschehen, weil es gewöhnlich nicht gemeinschaftsfördernd wirkt.

7. Die Tapferkeit ist wiederum innere und äußere Tapferkeit. Die innere Tapferkeit ist innere Disziplin, welche sich willig den Bedingungen der Gemeinschaft fügt, und nicht aus Furcht und Schielen nach Gunst die Gemeinschaftsforderung ablehnt. Auch die Kraft, die vermeintlich bessere eigene Meinung notwendiger Gemeinsamkeit unterzuordnen, gehört hierher. Diese innere Tapferkeit muß zur äußeren werden, wo es not tut. Wo es gemeinschaftsfördernd ist, da darf nicht mit dem Urteil hinter dem Berge gehalten werden, oder die praktische Tat geweigert werden, selbst wenn sie persönlich Nachteil bringt. Dagegen sind Trotz oder unbesonnenes Zuwiderhandeln gegen Herrenbefehle unter Umständen das Gegenteil von Tapferkeit, so tapfer es nach außen aussieht.

8. Die Besonnenheit ist die vierte Kardinaltugend. Sie geht nicht sowohl darauf, den Willen als solchen dem Gemeinschaftsziele unterzuordnen, als vielmehr die der geordneten Handhabung unserer Handlungen im Wege stehenden Triebe und Nervositäten im Zaum zu halten, die unter Umständen zum Schaden des Erfolgs sich hervordrängen. Während die Tapferkeit die Ängstlichkeit und die verschiedenen Egoismen überwinden muß, so ist es hier der blinde Übereifer, der zu kontrollieren ist. Das Maßhalten, die Fähigkeit die richtige Mitte zu treffen, ist Besonnenheit. Dagegen darf sie nicht direkt mit der sogenannten Reinheit, der inneren Harmonie der Seele vermengt werden. So wertvoll letztere ist, und so große Hilfe sie auch der Moral in normalen Fällen leisten kann, sie kann nicht wohl als eine Grundforderung der Gemeinschaftlichkeit angesehen werden. Sie gehört mehr zu den humanen, den schönen Tugenden, zu den lebenskünstlerischen Vollkommenheiten und muß unter Umständen sogar geopfert werden, wenn das Gemeinschaftsziel es verlangt.

9. Daß die Moral, je nachdem die Gemeinschaft übergeordnet oder untergeordnet ist, ein ganz verschiedenes Gepräge tragen muß, ist selbstverständlich. Ist sie den anderen Verhältnissen untergeordnet, so wird sie notwendig Mittel zum Zweck für diese. Sie erheben den Anspruch, das moralbestimmende Element zu sein. So befiehlt der römische Sklavenhalter, wie der russische Despot, daß die Unterworfenen sein Gebot ohne jede Prüfung als heilig halten sollen, das heißt, daß sie das Herrenverhältnis als Gemeinschaftsverhältnis anzuerkennen haben. Dann wird die Gemeinschaftsmoral zur Gängelmoral den Unterworfenen gegenüber. Wissen sie sich nun nicht der Unterdrückung zu entziehen, und ordnen sie sich um ihrer Existenz willen und allmählich gewohnheitsmäßig unter, so gilt die Gängelmoral ihnen einstweilen als Moral schlechthin. Das geschieht um so leichter, je besser die Herren es verstehen, deren dringendste Bedürfnisse in einiger regelmäßiger Ordnung zu befriedigen, oder den Unterdrückten das Gefühl beizubringen, es sei unter der Herrenleitung besser als zuvor. Andernfalls bleibt die eigentliche urechte „Sklavenmoral“, sich dem Herrn mit List entgegenzustellen. „Lüge ist die normale Waffe des Sklaven“.

10. In dem Maße, als die innerhalb des Herrentums selbst geschaffene Gemeinschaft zerklüftet und machtlos wird, in dem Maße, als innere Widersprüche und Unstetigkeit den Sklaven ihr Los immer fühlbarer machen, kommt auch die andere Waffe des Objektverhältnisses, die Gewalt zur Geltung, zunächst gewöhnlich in der Form heimlicher Gewalttat (Jaquerie, Bombenanarchismus). Ursache davon ist die innere Zerklüftung; Schuld an ihr aber tragen die Maßnahmen der Herren, die es nicht verstanden haben, das Gefüge organisch den entstandenen veränderten Verhältnissen gemäß umzubilden. Die Herren haben die Macht in der Hand, und so lange sie sie haben, und allein die Entwicklungsrichtung bestimmen, sind sie verantwortlich für sie, und für das, was sich daraus ergibt; wenn sie eine gemeinschaftswidrige Richtung einschlagen, so sind sie auch verantwortlich für die Taten der Unterworfenen. Das ist der bisherigen Herrenmoral total fremd. Denn sie will stets die Folgen ihrer eignen Sünden den Unterdrückten aufbürden, und von ihrem Gewissen abladen. So wollen manche im Sinne der Herrenmoral gehaltenen Geschichtsbücher immer noch die Schreckenstaten der französischen Revolution dem Volke zur Last legen. Und doch ist nichts offener, als daß die Revolution gar nicht

in solcher Gestalt hätte kommen können, wenn Turgots und Malesherbes friedliche Revolution nicht am Widerstand der machtgierigen, die Zeit verkennenden Herren gescheitert wäre, und ferner, daß die nachherige Revolution nie den blutigen Charakter angenommen hätte, wenn nicht die Emigranten das Ausland gegen Frankreich gehetzt und der König selbst nicht doppelt Spiel getrieben hätte. Auf diese unwiderlegbaren Tatsachen muß mit ganzer Schärfe hingewiesen werden, wenn die Herren immer wieder den Sachverhalt umkehren. Es ist hohe Zeit, daß ihr Wahn ernstlich verscheucht wird, und sie selber die Verantwortung zu tragen bekommen, die ihnen gebührt, vor allem aber dann, wenn ihre Gier die Kontinuität der Entwicklung unmöglich zu machen droht.

11. Die Kontinuität der Entwicklung ist kein moralisches Gesetz, wohl aber eine Grundbedingung moralischer Gesetzlichkeit. Wo Herrentum gebietet, wo also das Objektverhältnis die Gemeinschaftsverhältnisse bestimmt, liegt die stete Gefahr vor, daß die gegen neuauftretende Kräfte blinden, in ihrem Machtrausch befangenen Herren ihre gewohnheitsmäßige Herrschaft selber als angestammtes Recht betrachten, und nun starr gegen jede Änderung als gegen einen Angriff auf ihre heiligsten Privilegien wüten. Dann eben muß, wie in der Revolution, die Flut sich aufstauen, bis es an irgend einem Punkte zum Bruch, statt zur organischen Umbildung kommt. Das ist eine naturgesetzliche Notwendigkeit, wobei die Moral dem Objektverhältnis Platz macht. Ist aber einmal die Kontinuität durchbrochen, so beginnt der Kampf unkontrollierbarer Mächte, die, losgelassen, nach verschiedenen Richtungen vorwärts drängen, bis endlich die in der Entwicklungslinie liegenden Kräfte das nachfolgende kontinuierlichere Gesetz gestalten. Wenn dagegen Gemeinschaft die Oberleitung hat, oder mindestens in ihrem Sinne regiert wird, dann werden diejenigen Maßnahmen, die den neuen Entwicklungen entsprechen, rechtzeitig ergriffen. Die Revolution wird „in Permanenz erklärt“; das heißt die Kontinuität der Entwicklung wird gesichert. Völlige Garantie hierfür ist nur in einer Ordnung gegeben, darin schon Gemeinschaft über allem anderen herrscht und demgemäß das Gesetz von allen mit gleichem Rechte beschlossen wird. Das ist die allgemeine Bedeutung der Rechtsgleichheit für Moral und Kultur.

12. Wenn man danach scheidet, so kann keine Frage sein, worin eine moralische und worin eine unmoralische Ent-

wicklung besteht. Die Zielrichtung allein entscheidet darüber. Moralisch kann nur heißen, was in irgend einer Weise die vorhandenen Kräfte zu relativ höherer Gemeinschaft führt, unmoralisch, was nach entgegengesetzter Richtung treibt. Was das ist, ist freilich Frage der Einsicht. Aber die Einsicht selbst steht unter dem Einfluß des Willens. Wenn der Wille durch Herren- oder Gewinninteresse gebannt ist, so will er gar nicht die Maßregeln zu förderlicher Entwicklung erkennen. Und da die wirtschaftlichen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt, seinen Willen ganz wesentlich bestimmen, so wird es für diejenigen, welche entstandene Widersprüche in der Gesellschaft nicht am eigenen Leibe empfinden, schwierig, sich geistig über ihre Verhältnisse zu erheben. Das kann subjektiv ein mildernder Umstand sein; aber wir dürfen uns in keiner Weise dadurch verleiten lassen, daraus einen Rechtfertigungsgrund für ihr Tun zu machen. Ihr Wollen ist schlecht, moralisch schlecht, und muß unverblümt als solches bezeichnet werden, sobald es der Fortentwicklung zu höherer Gemeinschaft widerstrebt. Nur wenn dies immer allgemeiner rücksichtslos geschieht, und wenn vor allem ihre Gängelmoral ernstlich zu versagen beginnt, können blinde Herrengewalten unter günstigen Umständen zur Besinnung kommen, ehe die Kontinuität der Entwicklung wirklich in Folge ihres Starrsinns durchbrochen ist.

B. Die bisherigen historischen Mischungen der drei Grundbeziehungen.

IX. Die verschiedenen Mischungsformen.

1. Wenn jede der behandelten drei Grundbeziehungen für sich allein ganz bestimmte Konsequenzen für das menschliche Handeln erzeugen muß, das Leben aber nur selten einmal eines dieser Grundverhältnisse einigermaßen rein zeigt, vielmehr aus einer wechselnden Mischung der dreie besteht, so muß auch die wirkliche Moral ein Gemisch aus den drei Grundbeziehungen sein. Die Konsequenz ist bündig, vielleicht nicht jedem angenehm; vor allen Dingen nicht angenehm für denjenigen, welcher damit anfängt, nicht die Wirklichkeit zu erkennen, sondern vor allem Moralegebote aufzustellen und diese Gebote dann sich selbst, gewöhnlich aber mehr den Anderen als verbindlich aufzudrängen. Es wird aber doch kaum etwas anderes übrig bleiben, als daß wir es mit der Moral geradeso machen, wie wir es mit allen Wissenschaften gemacht haben, in denen wir es zu etwas gebracht haben; das heißt, wir müssen auch hier erst einmal genau zusehen, welches Wollen sich aus vorhandenen Lebensbeziehungen ergibt, und erst daran können wir die Frage knüpfen, was denn nun zu tun sei, um irgendwelche gewünschte Willensrichtung zu erzielen. Vielleicht kommen wir dann zu der Überzeugung, es sei ebenso nutzlos, in den Boden von reinen Sachbeziehungen Gemeinschaftsmoral pflanzen zu wollen, als Weizen in einem Sumpfboden zu erzielen. Wenn die Erfahrung zeigt, daß das da oder dort auf einer trockenen Stelle doch gelingt, so ist das kein Grund zum Triumph, sondern eher zum Gegenteil.

2. Gemeinschaft bedingt die Moral, das heißt, das, was man theoretisch unter Moral zu verstehen pflegt. Denn schließlich ist auch jede andere ebenso Moral, wie das Sumpfgewächse auch ein Gewächse ist, ein Gewächse, wie es eben für den Sumpfboden ganz normal ist und seinerseits auf Weizenboden nicht sonderlich zu gedeihen pflegt. Das Objektverhältnis allein würde — allgemein gemacht, wenn das möglich wäre — im buchstäblichsten Sinne zu einem Kampfe Aller gegen Alle werden; das Gesellschaftsverhältnis würde ohne jede Beimischung von Gemeinschaft sofort mit seinem labilen Gleichgewichte umkippen, und zwar nach der Gewaltseite hin. Und so hätten wir denn eine ähnliche Bescherung wie zuvor. Wollten wir aber Gemeinschaft rein verallgemeinern, so würde es freilich ganz himmlisch zugehen, aber so himmlisch, daß überhaupt nichts mehr vom Menschen übrig bliebe. Alles würde schönsten Zusammenwirken, aber ohne etwas, worin man zusammenwirkte; es fehlten die Triebe, die zum Zusammenwirken drängten, die ihm Kraft und Farbe verliehen. So würde das ganze Handeln ein rein gespenstisches Bewegen, eine gefrorene Abstraktion sein — ganz wie es sich manche Leutlein im Himmel vorstellen, der ja der Zufluchtsort der von der Erde verbannten Gemeinschaft zu sein pflegt. Da ist es dann so rührend schön, daß manche Leute schon die sogenannte Hölle für angenehmer hielten, weil da doch Leben in der Bude ist.

3. Aber mit Wünschen und Phantasien und auch mit Mischungen von Wünschen und Phantasien ist nichts geschehen. Die Mischungen, welche auf der Erde vorhanden sind, müssen in Rechnung gezogen werden. Und wenn wir die Mischungen, wie sie die Geschichte und die Gegenwart zeigt, erkannt haben, so können wir vielleicht auch die Richtung erkennen, in der die weitere Entwicklung etwa liegen mag; und nun erst kann die Frage kommen, ob, wie weit und wodurch wir diese Entwicklung etwa bewußt beeinflussen möchten.

4. Da finden wir nun in der Geschichte dreierlei Mischungen zwischen Sach- und Gemeinschaftsverhältnis, zwischen die sich das Gesellschaftsverhältnis mehr oder minder einflußreich einwebt. Es sind ja im Grunde nur drei Beziehungen zwischen Sachverhältnis und Gemeinschaftsverhältnis möglich. Es kann Gemeinschaft neben dem Sachverhältnis stehen, es kann die Gemeinschaft dem Sachverhältnis untergeordnet sein, und endlich

kann sie selber das Regiment führen. Die Geschichte hat denn auch in der Tat alle diese Hauptmöglichkeiten und noch verschiedene Untermöglichkeiten durchprobiert. Im Anfange bei den primitiven Völkern hat sie die Gemeinschaft über die übrigen Verhältnisse gesetzt, aber diese Gemeinschaften selber nach außen dem schärfsten Sturme des rohesten Sachverhältnisses preisgegeben. Dann wurde sehr langsam zunehmend durch allerlei gesellschaftliche Beziehungen der Kampf nach außen gemildert, dafür aber hob sich das Objektverhältnis im Inneren über die Gemeinschaft und drang in sie selber, sie beherrschend, sie zersetzend und endlich auflösend ein. Erst in neuester Zeit kam die Entwicklung dahin, erst einmal das labile Gesellschaftsverhältnis zur Gemeinschaftsbildung zu berufen, dann aber in dem Maße, als diese Gemeinschaft ihrem innersten Zuge gemäß wieder zum Herrschaftsverhältnis umkippt, den Drang nach sozialer Gemeinschaft zu wecken und ihn in immermächtiger anschwellender Bewegung gegen die verbliebenen und neuentstandenen Herrenverhältnisse zu treiben.

5. Mit dieser Änderung der Mischung in den Lebensbeziehungen selbst geht aber vor allem eine immer stärkere Differenzierung im Willen Hand in Hand. Auf der ersten Stufe ist der Wille noch wesentlich instinktiv, gewohnheitsmäßig und dabei auch von allerhand phantastischen Vorstellungen beherrscht. Auf der zweiten Stufe, der Herrschaft des Sachverhältnisses, kommt der Unterschied von böse und gut im Kampfe der streitenden Kräfte immermehr zum Bewußtsein, es entfalten sich Gegensätze zwischen gegebener Autorität und entgegengesetztem Wollen, auch schon zwischen Herrenverhältnis und Gemeinschaftsbewußtsein. Das Herrentum selber muß, ohne es zu wissen und zu wollen, eine gewisse Gesellschafts-, ja Gemeinschaftsmoral bei den Unterworfenen immermehr klären und ausbilden, bis die Menschheit endlich beginnt, ihre eigenen Existenzbedingungen zu untersuchen und damit auch moralisch zum Selbstbewußtsein zu gelangen.

5. Instinkt und Gewohnheit auf der ersten, Zwang und Autorität auf der zweiten, Einsicht und bewußte Freiwilligkeit der Disziplin auf der dritten im Werden begriffenen Stufe kennzeichnen in psychologischer Hinsicht die verschiedenen Entwicklungsstufen. Aber man darf nicht glauben, daß auch hier eine scharfe Grenze bestehe. Die verschiedenen Stufen verschwimmen teils ineinander, teils bleiben sie nebeneinander bestehen.

Wir finden heute neben verhältnismäßig Wenigen, welche ihres Wollenszieles klar bewußt sind, breite Massen, die ganz instinktiv entweder in alten Willensformen leben, oder ebenso instinktiv zu Neuem drängen. Wir treffen autoritäres Wollen in Masse, das schon darum etwas für Recht oder Unrecht hält, weil es die oder jene Autorität geboten hat. Und wir finden, daß dieses autoritäre Wollen selbst wieder zur instinktmäßigen Gewohnheit wird. Wir sehen ferner den Anspruch auf Herrengewalt bei vielen Herren noch ebenso naiv entwickelt, wie in den Römerzeiten; dicht daneben begegnen wir bereits klar und voll erwachtem Gemeinschaftswillen. Beide müssen sich natürlich auf das unausgleichbarste und feindseligste gegenüberstehen. Es ist endlich nicht zu erwarten, daß jemals Instinkt- und Autoritätsmoral verschwinden, wenn selbst die Gemeinschaft unbestritten überwältete. Auch hier kann nicht von einem „entweder — oder“ die Rede sein, sondern nur davon, welche Form des Wollens und wie sie leitet und Ausschlag gibt.

X. Die Nebenordnung von Gemeinschafts- und Sachverhältnis.

1. Die Nebenordnung als herrschende und führende — nicht etwa als völlig ausschließende — Form findet sich in den alten Horden und Gentilgemeinschaften. Innerhalb dieser Gemeinschaften herrscht das Gemeinschaftsverhältnis über die Sach- und Gesellschaftsverhältnisse; nach außen, anderen Gemeinschaften und deren Angehörigen gegenüber herrscht das Sachverhältnis. Das ist die Grundbeziehung, aus der sich die Moral in diesen Gemeinschaften entwickelt und erklärt.

2. Diese ursprüngliche Gemeinschaft war im wesentlichen Schutzgemeinschaft, da der hilflose Mensch sich nur in Verbindung mit anderen gegen die Angriffe der lebendigen und toten Natur aufrecht erhalten konnte. Die Schutzgemeinschaft bildet denn bis heute auch die Grundform aller Gemeinschaft. Maßnahmen, die sonst niemand ergreifen, Unterordnungen, die sich sonst kein Wille gefallen lassen würden, werden unter dem Druck des wirklichen oder vermeinten Schutzbedürfnisses willig ertragen. Nach

innen erscheint die Schutzgemeinschaft als Sitten- und Rechtsordnung, wenn sich auch auf dieser Stufe die Ordnung noch nicht merkbar von dem Leben, das sie regiert, abgezweigt hat, und daher noch kein abstraktes Bewußtsein dieser Begriffe ausgebildet ist.

3. Mit der Schutzgemeinschaft ist die Bodengemeinschaft auf das engste verknüpft. Die Gemeinschaft muß nicht nur ihre Personen, sondern vor allem den Bereich, auf dem sie ihr Leben fristet und die Unterhaltmittel gewinnt, erwerben und schützen. Im wesentlichen um das Verfügungsrecht über diesen Bereich werden die Kämpfe mit anderen Menschen ausgefochten. Selbst später, wo die Bodengemeinschaft zur bloßen Bodengesellschaft geworden ist, an der die meisten nicht einmal direkten Anteil haben, bildet das verbundene Territorium ein wesentliches Moment der Gemeinschaft.

4. Wesentlich, aber in verschiedener Weise wechselnd, wirken in den alten Gemeinschaften sodann die durch die Geschlechts- und Erziehungsverhältnisse bedingten Beziehungen ein. Die alten Gentilgenossenschaften sind wesentlich große Familiengenossenschaften, die oft auch Geschlechtsgemeinschaft in verschiedenen Formen kennen (Gruppenehe). Auch Erwerbsgemeinschaft (gemeinsame Jagd und Fischfang), hier und da Haushaltsgemeinschaft und endlich Sprachgemeinschaft spielen eine Rolle. Und zu dem allen tritt noch Religionsgemeinschaft. Sie spielt eine erhebliche Rolle in den primitiven Gemeinschaften. „So lange das Unbekannte den Naturkindern platt vor der Nase liegt, wirkt es kitzlich irritierend in schaurigem Gruseln . . . Der Wilde atmet in einer religiös durchtränkten Atmosphäre, jede kleinste Lebenshandlung ist ihres rituellen Zeremoniells bedürftig. Aber durch diese Unsumme von Kleinlichkeiten stets beansprucht, kommt er darüber nicht hinaus und bleibt in seiner gespenstigen Umgebung eingewirkt.“ (Bastian.)

5. Auf dem Boden dieser in verschiedener Weise, auf verschiedenen Entwicklungsstufen und unter verschiedenen Naturbedingungen verbundenen Gemeinschaftlichkeiten bilden sich sittliche Gewohnheiten — noch nicht bewußtmoralische Grundsätze — aus, von einer Festigkeit und Unverbrüchlichkeit, von denen wir in unserer Verkehrsgesellschaft keine rechte Vorstellung haben. Mord, Diebstahl von Stammeseigentum, Lüge innerhalb der Gemeinschaft sind einfach unverständlich. Primitive Völker be-

greifen, wie Bastian von einigen Stämmen mitteilt, nicht einmal die Frage danach, geschweige daß sie Gesetze dawider gemacht hätten.

6. Nach außen dagegen stehen diese alten Gemeinschaften, anderen gegenüber, fast ausschließlich im reinsten Sachverhältnis. Der fremde Stamm, wie der Stammesfremde, ist a priori Feind. Ihm gegenüber gilt Widerstand bis zum Äußersten; List und Gewalt sind da ganz instinktives Sittengebot. Jene abstraktive Moral, die ein Gebotssystem des Gemeinschaftsverhältnisses auch da anlegt, wo Gemeinschaft gar nicht hinreicht, kann das Urgebot, den Gemeinschaftsfeind mit den Waffen des Sachverhältnisses zu bekämpfen, nicht verstehen, und nur künstlich deuten. Die Betrachtung der wirklichen Zusammenhänge zeigt dagegen, daß die Waffen des Sachverhältnisses aus dem Gemeinschaftsverhältnisse selber heraus als sittlich gewertet werden. Nichtanwendung dieser Waffen gegenüber dem Feind ist nichts als verächtliche Schwäche oder gar Verrat. Verrat aber ist bei noch unberührt herrschendem Gemeinschaftszusammenhänge ebenso unmöglich, wie Mord des Stammesgenossen. Erst, wo sich die Gemeinschaft bereits innerlich zersetzt hat, Klassenkämpfe zu Tage treten, kann beides vorkommen. (Bastian.)

7. Aus dieser natürlichen Pflicht gegen die Gemeinschaft entspringt dann jene Hingabe, jene Schmerz- und Todesverachtung, die der Mensch überall zeigt, wenn er von einem einzigen Ziele völlig beherrscht, seines „Herzens Wollen“ behauptet. Gewandtheit, Kraft, Ausdauer, List und Verschlagenheit gegen den Feind, ja Grausamkeit und Unerbittlichkeit gegen ihn werden zur Tugend, sogar zur gottgebotenen Tugend. (Israeliten bei der Eroberung Kanaans.) Der Schwächling verfällt der Mißachtung und wird unter Umständen ausgeschieden. Daß die Gefühle der Kameradschaftlichkeit oder besser der Genossenschaftlichkeit dabei vorwalten und gegenseitige Hilfeleistung Tugend ist, versteht sich von selbst. Dasselbe Gemeinschaftsverhältnis, das nach außen die blutigsten und wildesten Instinkte weckt, weckt die weichsten und wärmsten Gefühle im Inneren, da, wo der Kampf nach außen nicht in Frage kommt. Daraus ergibt sich, daß es ebenso historisch, wie psychologisch falsch ist, wenn gewisse abstrakte Gemeinschaftslehrer behaupten, die wilden Instinkte, nach außen anerzogen, müßten nach innen überschlagen. Das tun sie eben nur dann, wenn im Inneren das Gemeinschaftsband selbst gerissen ist. Das aber weist auf den

Weg, auf dem solche Eventualitäten zu verhindern sind, wenn Einsicht an Stelle des Instinkts regiert.

8. Wenn aber einmal durch Vertrag oder durch Gastlichkeit gegenüber den Fremden das Sachverhältnis aufgehoben ist, da kennt der Wilde und der Barbar nicht jene kalte höfliche, aber fremd zurückhaltende Gesellung, die bei uns Kulturmenschen Gewohnheit geworden ist. Der Gast ist Mitglied des Stammes und erhält Anteil an allem, was dieser bietet, bis zu den Frauen, wo noch Frauengemeinschaft herrscht. Sogar der begnadigte Feind, der dem Martertode oder dem Verspeistwerden aus irgend einem Grunde entgangen ist, wird nun als Mitglied aufgenommen. Die Sklaverei, die Methode, sich den Einzelmenschen als Werkzeug dienstbar zu machen, kennen die älteren Volksstämme nicht. Dazu hat sich ihre Wirtschaft noch nicht genug entwickelt und differenziert.

XI. Übergang zur Überordnung des Gewaltverhältnisses.

Das Tributverhältnis.

1. Bevor die alte primitive Gemeinschaft zur Benutzung des Menschen als Ausbeutungsmittel vorschreitet, muß sich zunächst Raub und Handel ausgebildet und der Trieb nach Reichtum und Macht entwickelt haben. Die Raubgemeinschaften treten dann auf, die zunächst dazu dienen, das Gut der Fremden einfach heimzuschleppen, nicht mehr es zu vernichten. Diese Gemeinschaften sind tatsächlich als Gemeinschaften, nicht als bloße Gesellschaften in Anspruch zu nehmen. Denn sie haben das Charaktermerkmal der Gemeinschaft, den alle verbindenden gemeinschaftlichen Zweck. Sodann entwickeln sich daraus zwischen ihnen auch die Beziehungen der Kameradschaftlichkeit und Disziplin, die an den alten Gemeinschaften hervortreten. (Odysseus.) Diese Raubgemeinschaft entwickelt sich zur Staatsgemeinschaft auf verschiedenen Wegen, teils durch Beherrschung anderer Stämme im Tributverhältnis, teils dadurch, daß innere Differenzierung und Versklavung einzelner Gefangenen, ja Stammesgenossen im Dienste Privater stattfindet. Wenn eine Räuberbande einmal ein Gebiet beherrscht, Burgen baut, Steuern

eintreibt und Gesetze gibt, so nennt man sie Staat. (Augustin.) Wie verschieden die Entwicklung im Einzelnen stattgefunden hat, ob sie, wie beim Normannenzug nach England, buchstäblich in dieser Weise, ob sie, wie bei den griechischen und römischen Sklavenstaaten komplizierter vor sich gegangen ist, diese Darstellung Augustins gibt eine richtige Kennzeichnung für die mit der Zivilisation eintretende Überordnung des Objekt- d. i. Gewaltverhältnisses über die Gemeinschaft.

2. Sobald das Raubverhältnis, das sich allmählich mit der Zunahme Raubgier erregender Gegenstände entwickelt, häufiger geworden ist, schafft das Interesse sowohl der raubenden, wie der regelmäßig beraubten schwächeren Stämme eine Form, in der der Raub durch eine zu leistende Abgabe ersetzt wird, das Tributverhältnis. Der stärkere Stamm spart damit Mühe und Blut, der schwächere eine Reihe dauernd wiederkehrender Leiden. So wird an Stelle der unregelmäßigen Ausplünderung die vertragsmäßig geregelte gesetzt. Der Vertrag selbst wird unter irgendwelche, eventuell religiöse Sanktion gestellt. So kommt ein folgenreicheres Element in die Geschichte: das Objektverhältnis wird zum Range eines Gemeinschaftsverhältnisses erhoben. Damit erscheint die ganze Reihe jener inneren und äußeren Konflikte, in denen die Moral freilich erst zum Bewußtsein und zum Selbstbewußtsein erwacht, aber auch in steten, oft unauflöslichen Widerspruch in sich selber gerät.

3. Das Tributverhältnis kann zunächst, sowohl den beherrschenden, wie den beherrschten Stamm in seinem inneren Gefüge ziemlich intakt lassen (Azteken), immerhin kann das auf Seiten des beherrschenden Stammes nicht lange der Fall sein. In dem Maße als er Tribut erhält, wird er der Notwendigkeit eigener Arbeit für seinen Lebensunterhalt enthoben und im nämlichen Maße werden ihm die Kräfte frei, sich bloß zur Aufrechterhaltung der Beherrschung zu organisieren; es erwacht die Sucht, diese Herrschaft immer weiter auszudehnen. Dadurch entsteht das Bedürfnis, den Unterworfenen nicht nur Tribut an Gütern, sondern auch an Kriegsvolk aufzulegen, das an der Unterwerfung anderer Stämme helfen muß. So ballen sich jene großen Reiche zusammen, die vorübergehend ganze Erdteile beherrschten. (Perserreich. Attila.)

4. Mit der Befreiung des herrschenden Stammes von Erwerbsarbeit und mit dessen steigendem Bedürfnisse, sich zur Aufrecht-

erhaltung der immer komplizierteren Beherrschung zu organisieren, wird die Herrngemeinschaft zu einer Aristokratie. Diese Ausbeutungsgemeinschaft trägt in einigen wesentlichen Zügen zunächst noch die Charaktermerkmale der ursprünglichen Gemeinschaft; sie hat ja den gemeinschaftlichen Zweck der Beherrschung und der ist ohne straffes Zusammenhalten nicht durchzuführen. So muß, besonders im Anfange, jene opfermutige Tapferkeit, jene freiwillige Disziplin, jene Hingabe an den Führer, jene Ritterlichkeit gegen den Genossen sich festigen, die ebenso die Mannen des Cyrus, die römischen Patrizier, wie die Helden der Völkerwanderung auszeichnet, Züge, die Nietzsche lebendig charakterisiert hat.

5. Aber die Herrngemeinschaft trägt die Elemente der Zersetzung in sich. Sie muß die Funktionen differenzieren, eine gewisse Hierarchie von Über- und Unterordnung unter den verschiedenen Funktionären schaffen, und damit auch die Verteilung des Tributs ungleich werden lassen, so daß sich bald der Unterschied sehr Reicher und Mächtiger und Ärmere ausbildet. Dazu kommt, daß der steigende Reichtum Luxusbedürfnisse erzeugt, und daß sich nun das Verkehrsverhältnis, der Handelserwerb zwischen den Fugen der Herrngemeinschaft entwickelt und auch solchen, die nicht zur Herrngemeinschaft gehören, Reichtum und Macht verschafft. Sodann kommt das Bedürfnis, viele der Unterworfenen selbst zu Verwaltungsfunktionen heranzuziehen, zu denen die Herren nicht geeignet sind oder hinreichen. All das bildet Anlaß zu inneren Konflikten. Diese Anlässe müssen sich in dem Maße mehren, als der Kampf nach außen nicht mehr in alter Stärke die Willen zusammenhält. Das Objektverhältnis hält damit seinen Einzug in die Herrngemeinschaft selbst. Streitigkeiten um die Oberleitung, Selbständigkeitsbestrebungen mächtigerer Funktionäre treten ein. Und eben damit erwacht bei den Unterworfenen selbst das Bestreben, das Joch wieder abzuwerfen. Die Herrngemeinschaft des Tributreichs zerfällt, oder wird von einer anderen über den Haufen geworfen und abgelöst.

6. Den Unterworfenen gegenüber besteht im Tributverhältnis seitens der Herren das reine Objektverhältnis. Sie sind, so lange nicht besondere Beziehungen durch nachherige Kriegskameradschaft, Anteilgabe an Beute etc. hereintreten, nichts als Sache. Die Gewalt allein hat sie in das Tributverhältnis hereingezwungen. Und so ist es nun den Herren recht, all das zu tun, was das Tributver-

hältnis sichern und womöglich ausgiebiger machen kann. Das geschieht mit der unbefangenen „Unschuld des Raubtiergewissens.“ Die physischen und psychischen Eigenschaften des beherrschten Objekts werden genau ebenso gewertet, wie die einer Milchkuh. Und so wird es auch mit denselben Mitteln behandelt, wie solch ein Tier. List und Gewalt allein gelten. Zur List gehört freilich auch Streicheln und Freundlichkeit, wenn es dazu dient, das Tier willig zu machen. „Zuckerbrot und Peitsche!“ Das ist der erste Hauptgrundsatz der Herrenmoral.

7. Zwar in die inneren Gefüge der unterworfenen Gemeinschaft greift das Herrentum auf dieser Stufe noch nicht wesentlich ein. Im Normalfall überläßt es den Unterworfenen die Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten, die zu regeln es gar nicht im Stande ist, gänzlich. Die unterworfenen Völkerschaften Asiens haben unter den verschiedensten Despotien, unter denen sie zu leiden hatten, ihre alte Gemeinschaftform, oft solche primitivster Art, Jahrtausende bewahren können. Nur diejenigen Bestrebungen, die zur Auflehnung führen könnten, muß die Herrengemeinschaft zu unterdrücken streben. Darum ist es kein Interesse für sie, eine starke und geschlossene Gemeinschaft bei den Unterworfenen zu pflegen. Im Gegenteil, es ist nützlich, Interessengegensätze bei den Beherrschten zu schaffen und zu hegen, dadurch sich die sonst gefährlich werdenden Kräfte gegenseitig aufheben. So scheinen es schon die Inkas mit schlauer Taktik bei den ihnen unterworfenen Stämmen gemacht zu haben, indem sie sie in zwei Teile, mit gesondertem, einander unterstehenden, daher leicht mit einander rivalisierenden Vorstehern spalteten (Cunow). Das „Teile und herrsche!“ ist der zweite Hauptgrundsatz der Herrenmoral, der bis zum heutigen Tage in Wirksamkeit steht.

8. Damit daß ein Stamm dem anderen Tribut zugesagt hat, wird die Zwangsgewalt für die Herren zum nunmehr anerkannten Rechte. Dies tritt dem bisherigen Gewohnheitsrechte der unterworfenen Gemeinschaft entgegen und fordert, daß Gemeinschaft der Herrenpflicht untergeordnet, die Beziehung zu den Herren selber als höhere Gemeinschaftspflicht angesehen werde. Damit wird die Gängelmoral geboren, die sich über die natürliche Gemeinschaftsmoral zu erheben strebt. Kein größeres Verbrechen kann in den Augen des Herrentums begangen werden, als der Bruch solcher Pflicht. „Oberste Pflicht ist, was der Herr gebietet!“ Das

ist der dritte, der grundlegendste Hauptsatz der Herrenmoral. Der Gehorsam gegen den Herrn: das ist von nun ab das Leitmotiv der Geschichte. In der vertragsmäßig sanktionierten Tributpflicht geboren, hat dieser Grundsatz der Herrenmoral vor allem die ganze Geschichte der Zivilisation beherrscht. Erst mit dem Aufkommen der Verkehrsgesellschaft ist er etwas gelockert worden, indem er an die Bedingung geknüpft wurde, daß die Herren selbst das Gemeinschaftsgesetz halten mußten.

9. Auf Seiten der Unterworfenen ist selbstverständlich das nächste Gefühl, wenn sie sich zu einem Tributvertrage gezwungen sehen, die latente Stimmung des Widerstrebens. Der Drang bleibt, die eigene Gemeinschaft über das Zwangsverhältnis zu setzen. Der sanktionierte Vertrag dagegen fordert, das Gewaltverhältnis dem Gemeinschaftsverhältnis unterzuordnen, es selber als Gemeinschaftsverhältnis anzuerkennen und ihm dieselbe Treue zu halten, die natürlich und gewohnheitsmäßig aus dem Gemeinschaftsverhältnis entspringt. Damit ist der ganze historisch-moralische Konflikt zwischen den Menschen und in den Gewissen gegeben, der noch mächtig bis in unsere Tage hereinwirkt.

10. So lange die erste Stimmung, wonach die Gemeinschaft das oberste Gebot gibt, instinktiv in den Gemütern festsetzt, werden List und Gewalt, die Waffen des Objektverhältnisses, beim unterworfenen Stamme erlaubt, ja geboten scheinen. Den aufgezwungenen Vertrag hat die Gemeinschaft abzuschütteln, sobald die Möglichkeit des Gelingens winkt. Vorbereitung auf den Tag der Befreiung, das ist Gebot der hier entspringenden Moral. Der Gedanke an den Bruch des Vertrags macht zunächst nicht die mindesten Gewissensbeschwerden. Es handelt sich wirklich, wie die Gräfin in Schillers Wallenstein sagt, „nur um die Macht und die Gelegenheit; letztere wird benutzt, sobald sie erscheint, von den ältesten Tagen (Cyrus, Armin) bis in die neueste Zeit (York bei Tauroggen). Und noch niemals hat die befreite Gemeinschaft solches, wenn es erfolgreich war, moralisch verurteilt. Gelingt der Aufstand zum öfteren nicht, oder findet sich keine Macht und Gelegenheit dazu, so bleibt die Stimmung dazu als Hoffnung in den Gemütern. Auf einen Führer wird gewartet, welcher Kraft und Gabe besitzt, den Dränger zu vernichten und die alte, nur in immer höherer Glorie erstrahlende Freiheit wiederherzustellen. Das ist der Ursprung der Messiashoffnung und des Erlösungsgedankens. Und

wenn gar keine Hoffnung auf irdische Befreiung mehr leuchtet, so flüchtet sich diese Hoffnung, ohne die der Mensch als Mensch nicht leben kann, späterhin hinüber in ein Jenseits.

11. Eigentliche Gewissensbändigung kommt wohl im Tributrecht höchstens in Anfängen vor. Hier fühlen sich die Unterworfenen durch den Tributvertrag, so heilig seine Aufrechterhaltung versichert worden sein mag, nicht mehr im Gewissen gebunden, als unsere heutigen Diplomaten, wenn sie Frieden auf ewige Zeiten schließen und dabei schon kalkulieren, wann es wieder losgehen könnte. Freilich kann schon das Tributrecht auch andere Bindung schaffen durch jenes teile und herrsche, das gewisse einflußreiche Personen in einem Stamme durch besondere Vorteile an sich fesselt. Oder es kann geschehen, daß ein schwächerer Stamm das Tributverhältnis gewissermaßen als Schutz gegen anderweitige Unterdrückung empfindet und willkommen heißt. Dann tritt auch ev. zwischen herrschendem und beherrschtem Stamme oder Teilen von ihm so etwas wie Gesellschafts- und Gemeinschaftsbeziehung ein, und wird ein willentliches Band zwischen beiden geknüpft. Dieses Band, wenn sich nicht alle, sondern nur Teile der Unterworfenen dadurch gebunden fühlen, kann allerdings die Einheit des unterworfenen Stammes zerreißen und bittere Zerwürfnisse in ihm schaffen, aber einen eigentlichen Gewissenskonflikt schafft das noch nicht.

12. Wohl aber wird hier schon die Grundlage, der Keim zu jenem Gewissenskonflikt gelegt, der späterhin als Sündenbewußtsein so viel Schmerzen zu verursachen bestimmt ist. Denn immerhin ist hier einerseits ein Vertrag vorhanden, das Herrenverhältnis als verbindlich anzuerkennen, anderseits aber eine innere Gegenwirkung des Bewußtseins, diese Pflicht nicht als höchste anzusehen, vielmehr die Pflicht gegen die eigene Gemeinschaft für höher zu halten. Die letztere bleibt ohne weiteres stärker, so lange noch bestehende Gemeinschaft der Unterworfenen vornehmlich diese Willensrichtung bei ihnen pflegt. Ist aber erst der Einzelne, wie bei späterem Sklavenverhältnis, von der Gemeinschaft losgerissen und nur in das Herrenverhältnis eingespannt, so erscheint die alte Zielrichtung als individueller Freiheitsdrang, als Drang nach irregulärer Selbstbestimmung, als Selbstwilligkeit, und erst in höherer Form wieder als Drang zu höherer Gemeinschaftsbildung. Da nun wird die Gängelmoral strenger ausgebildet; der Rest des alten Freiheitsstrebens wird gewaltsam zur Empörung wider Gottes Ordnung erklärt. Das

natürliche Drängen nach Selbstbestimmung wird dem Gewissen, das sich dieser Moral ergibt, zur Sünde. Das alte Testament stellt ja die Entstehung der Sünde als Auflehnung des natürlichen Wollens gegen ein unverständenes Herrngebot dar. Es gibt sich als Autorität und fordert Gehorsam nur darum, weil es der Herr will. Das ist charakteristisch für das Sündenbewußtsein überhaupt. Und man versteht wohl, daß die Sündenlümmelei gerade zur Zeit des Despotismus am meisten im Schwange ist und begreift die bewegliche Klage unserer heutigen Gängelmoralisten, daß das Sündengefühl so im Kurse gesunken sei. Der Keim dieses Sündenbewußtseins aber liegt schon in dem Tributvertrage, der dem natürlichen Gemeinschaftswillen Unterordnung unter den Herrenwillen gebietet, wenn auch die genannte Ausbildung späterer Entwicklung angehört.

XII. Organisatorische Überordnung des Gewaltverhältnisses.

Sklaverei und Hörigkeit.

1. Nicht bloß durch Tributverhältnisse, sondern auch durch innere Differenzierung infolge von verschiedenem Güterbesitz im Schoße einer Gentilgemeinschaft wird die alte Nebeneinanderordnung von Gemeinschaft und Sachbeziehung zur Beherrschung umgewandelt. Die Entstehung des Tributverhältnisses setzt selbst schon wenigstens eine solche Entwicklung voraus, daß raubwertes Eigentum in erheblicherem Umfange vorhanden ist. Die Differenzierung im Inneren beginnt zum Teil mit einer natürlichen Bevorzugung einzelner Menschen, die damit, daß sie besondere Eigenschaften haben, eine Autorität zunächst moralischer Art gewinnen, daraus sodann mit der Vererbung solcher Bevorzugung und endlich wesentlich mit höherem Gütererwerb eine traditionelle und ökonomische Autorität wird. Durch Tausch oder Raub wird der Besitz differenziert. Der Boden wird allmählich Privatbesitz. Dazu tritt dann der Besitz geraubter Menschen, die nun als Werkzeug, als Sklaven, dienen müssen. Einen schon ziemlich entwickelten Zustand der Art zeigen die homerischen Gedichte. Die Zersetzung der alten Gentilformen

bis zur Versklavung des eignen Stammesangehörigen infolge von Verschuldung geht weiter. Das Verkehrsverhältnis, mit seinen die Interessen isolierenden Wirkungen, mehrt sich. Stammesfremde dringen in die Gemeinschaft ein und fordern Rechte, und die von gleichgerichteten Interessen Getriebenen scharen sich zusammen gegen die von andren Interessen Beherrschten. Die eigentlichen „Klassenkämpfe“ beginnen.

2. Die Zersplitterung und Unsicherheit im Inneren in Verbindung mit der Notwendigkeit eines Schutzes nach außen zwingt nun zu einer neuen Ordnung, welche eine Art Gemeinschaft in anderer Form erhält und doch den gewordenen wirtschaftlichen Neben-, Unter- und Überordnungen Rechnung trägt. Tyrannis oder plutokratische Staatsordnung verdrängt die alte Gentilgemeinschaft mehr und mehr. Der eigentliche Staat entsteht, eine auf Territorialgesellung Schutzgemeinschaft und rechtlicher Festlegung der Unter- sowie Überordnungen, vor allem aber der Verkehrsformen gegründete Gemeinschaft. Ob diese neue Gemeinschaftsform dann später auch mehr demokratische Formen entwickelt, die Abhängigkeit von den Besitzunterschieden bleibt. In den aristokratischeren Verfassungen dienen neben dem Besitz noch die gesetzlichen Vorrechte, in den demokratischeren genügt der entwickeltere Besitz allein zur Beherrschung der Massen. Der Staat ist im wesentlichen Werkzeug der Beherrschung für die Mächtigen, Form, in der die Beherrschung sich regelt.

3. Vor allem aber ist der ganze Staat nur eine Organisation einer herrschenden Überschicht, der eine immer steigende Masse nur privatim organisierter und beherrschter Sklaven rechtlos untersteht. Letztere werden gar nicht gerechnet; wenn vom Staat die Rede ist, so ist nur die Herrschicht gemeint, innerhalb derer einzelne mächtige Gruppen und bald einzelne Personen das eigentliche Regiment führen. Das einende Band, auch für diese Herrschicht bildet im grunde nur noch das Schutzbedürfnis, das Schutz nach außen und Schutz der vorhandenen Verkehrsbeziehungen verlangt. Und selbst das stark bleibende Gemeinschaftsbedürfnis des Schutzes nach außen wird von den die Herrschicht Beherrschenden als Hebel benutzt, um deren übriges Volk immermehr ihren Interessen dienstbar zu machen. Jeder Krieg, in dem die Gemeinschaftsinstinkte angefeuert werden, ist zugleich ein Mittel, die Herrenmacht zu konzentrieren. Das wesent-

lichste noch verbleibende Gemeinschaftsgefühl, die Vaterlandsliebe wird von nun bis heute als eines der wichtigsten und selten versagenden Mittel zur Gängelung mißbraucht.

4. Die Rechtsordnung als solche ist hier nicht Gemeinschaftsordnung. Sie grenzt ja zum guten Teil geradezu gemeinschaftswidrige Ansprüche gegeneinander ab und sanktioniert die Formen, in denen diese sich geltend zu machen berechtigt sind. Die Staatsordnung ist also nur ein Surrogat einer Gemeinschaftlichkeit, nicht Gemeinschaftlichkeit selbst. Geschaffen, um den Streit der verschiedenen Gruppen in geregelte Formen zu bringen, ist sie doch von vorn herein zugleich Ausdruck verschiedener Machtverhältnisse. Somit ist sie für die Mächtigen ein Werkzeug, um ihre Interessen innerhalb des gesetzlichen Rahmens Anderen gegenüber zum Ausdruck zu bringen, also ein Werkzeug zur Beherrschung. Um die Herrschaft über den Staat drehen sich also die Streitigkeiten der auf- und abwogenden Wirtschaftsmächte: Die Klassenkämpfe. Sie gehen auf der einen Seite dahin, die unbequemen Konkurrenten tunlichst von der Herrschaft über die Rechtsordnung selbst fern zu halten, auf der anderen Seite aber dahin, sich Einfluß auf sie zu erobern.

5. Die eigentlichen Unterworfenen aber sind die Sklaven. Sie sind nicht etwa wie die Beherrschten des Tributverhältnisses noch für sich eine Gemeinschaft. Sie sind vielmehr aus ihren Gemeinschaften herausgerissen. Von ihren Besitzern sind sie nur zu deren Privatdienste organisiert. Dieser Dienst ist von zweierlei, der Wirkung nach wesentlich verschiedener Art. Entweder ist der Sklave zum Dienste für die persönlichen Bedürfnisse oder zu gemeinsamer Arbeit mit dem Herrn bestimmt. In diesem Falle kann er auch in ein persönliches, bis zu gewissem Grade ja kameradschaftliches Verhältnis treten. Oder er ist bloß Erwerbssklave, der fern von dem Herrn für dessen Bereicherung zu arbeiten hat. Diese letztere Sklaverei behandelt den Menschen rein als Werkzeug und wischt jedes menschliche Verhältnis in der Brutalität der unmenschlichsten Sachbeziehung aus.

6. In dem Feudalstaate sind die Bande wieder gelockert. Da sind Übergänge vom bloßen Vertrag, vom Privattribut und nebenhergehenden Dienstverhältnis bis zur vollkommenen Hörigkeit, die den Einzelnen willenlos an den Willen des Herrn fesselt. Der Unterschied vom Sklavenverhältnis ist der, daß der Sklave persönlich

für sich allein an andere übertragbar ist, der Hörige aber nur mit dem Boden, an den er geklebt ist. Dort läßt man den Sklaven frei, wenn man will. Dafür besteht hier, sobald sich durch den wachsenden Handel ein Interesse daran zeigt, die Neigung, den Hörigen in anderer Weise vom Boden frei zu machen. Man nimmt ihm einfach den Boden (Bauernlegen).

7. Die grundlegende Form in all diesen außerordentlich verschiedenfarbigen Herrschaftsarten ist, daß die Gemeinschaft durchgängig im Dienste von Privatinteressen, sei es Einzelner, sei es ganzer Klassen, steht. Auch die Tributausbeutung erscheint dabei wieder, aber meist so, daß nur die Tributpflichtigen mehr und mehr aus ihrem alten Gemeinschaftszusammenhange herausgerissen und von den Herren ihren Bedürfnissen gemäß organisiert werden.

8. Die Beziehungen zwischen Herren und Knechten sind zunächst natürlich dieselben, sowohl bei den Herren, wie bei den Unterworfenen, welche schon das ausgebildete Tributverhältnis mit sich brachte. Aber jetzt ist das Band zwischen Herren und Beherrschten viel enger geknüpft. Die Beherrschten können nicht durch einfaches Abwerfen der Beherrschung in die früheren Gemeinschaftsverhältnisse zurückkehren und ebensowenig können sie sich so ohne weiteres neu organisieren. Nur ausnahmsweise und meist nur zeitweilig gelang es den Sklaven Roms, sich von dem Drucke zu befreien. An der mangelnden Disziplin zu einer neuen für sie angepaßten Organisation zerschlug sich ihre Befreiung.

9. Mit der Freiheit von Zwang ist nicht die Freiheit zur eignen Existenz gegeben. Gemeinschaft bedarf nicht bloß des Wunsches und Ziels, sondern der organisatorischen Grundlage. Wo diese mangelt oder sich nicht rasch genug entwickeln kann, da ist alles Streben und Kämpfen umsonst. Umsonst ist es da auch nur auf Befreiung zu sinnen. Da muß die Beherrschungsgemeinschaft auch bei den Unterdrückten und Ausgebeuteten wohl oder übel die Stelle der wirklichen Gemeinschaft vertreten. So gewöhnt er sich in die Knechtschaft herein; und wie die Herren ihre Herrschaft als angestammtes und unverbrüchliches Recht ansehen, sich gar nicht ohne sie vorstellen können, so lernen auch die Unterdrückten und Ausgebeuteten das Ausbeutungsverhältnis als Recht ansehen und dessen Lasten als Pflichten auf sich nehmen. Die

einfache Frage, wie sie es anders machen könnten, verweist die gelegentlich auftauchenden Wallungen zur Ruhe.

10. In solchem Zustande der Dinge läßt sich der Mensch leicht auch an die härteste „Herrenpflicht“ ketten, und hält für heilig, was die Not ihm gebietet. Da baut er sich denn gerne als Ersatz für die mangelnde wirkliche Gemeinschaft eine Geistergemeinschaft über den Wolken! Die zunächst ganz unbewußt in den Dienst der Gängelmoral getretenen Religionsvorstellungen bieten nunmehr Ersatz für die hier auf Erden hoffnungslose Gemeinschaft. In den Lehren, daß die Freiheit von allem Bedürfen das Schwere des Lebens überwinde und vom Übel erlöse, in den Bildern höherer Gemeinschaft, die dem hier Durchgeprüften und Gereinigten in einer hinter dem Blau verborgenen Welt einst zu Teil werde wird die Religion selbst, samt ihrer Moral ein Mittel zur Gängelung. Sie bietet Zuckerbrot und Peitsche von innen her, durch Erregung von Himmelshoffnung und Höllenfurcht. Zeiten des größten Drucks sind die frömmsten Zeiten. Deshalb freilich noch lange nicht die moralischsten.

11. Trotzdem wird es zu Zeiten zu arg. Aber nicht wenn es dem objektiven Beobachter zu arg geworden zu sein scheint, sondern dann, wenn Änderungen im wirtschaftlichen Gefüge, die sich hinter dem Rücken aller vollzogen haben, die gewohnten Lebensbahnen verwirren, dann tritt das Bewußtsein der Unerträglichkeit hervor. Die Widersprüche, die gerade der vollendete Stumpfsinn des in tiefste Tiefe Niedergedrückten nicht sah, werden nun bewußt. Alte Gemeinschaftsinstinkte werden in ihm wach. Eine andere Seite vielleicht derselben Religion, die bisher zur Gängelung diente, dient jetzt in einiger Veränderung ihres Glaubensgehalts als Panier für das Streben nach höherer Lebensgestaltung (Taboriten, Wiedertäufer). Und eine neue Gemeinschaftsmoral ringt sich vielleicht auf Momente in diesem Kampfe herauf. In jedem Falle aber tritt eine Neuentwicklung des übergelagerten Herrentums ein.

12. Drei Grundformen der Entwicklung können wir auch hier unterscheiden. Hat sich die alte Lebensform zersetzt, aber keine neue sich bereits in ihrem Schoße gebildet, so werden die Kämpfe in der alten Organisation zu Todeskämpfen, in denen sie zerfällt, um die Beute eines Fremdlings zu werden. So die alte Zeit der auf Sklaverei gegründeten Gesellschaften, von denen stets

eine die andere ablöst. Oder sie zerfallen in einzelne Bestandteile, ähnlich manchen Tributreichen. So das Reich Alexanders. Oder endlich es bildet sich in ihrem Inneren eine neue Organisationsform höherer Art, die imstande ist, den Stürmen nach außen Stand zu halten und Keime zu weiteren Neuentwicklung zu geben. So die mittelalterliche Kirche, das Bürgertum im Mittelalter, der Despotismus nach dessen Zersetzung, die moderne Verkehrsgesellschaft unter dem Despotismus. In der ersten Hälfte der Geschichte der Zivilisation bis zum Falle des Römerreichs herrscht mehr die Form der gänzlichen Zersetzung und Ablösung durch ein eroberndes Volk, in der Zeit danach mehr die dritte Form der inneren Neuentwicklung vor. Die zweite Form des Zerfalls in mehrere Gemeinschaften findet sich hier wie dort bis in die neueste Zeit.

13. Dabei treten verschiedene Formen der Beherrschung hervor. Dort mehr die Zwangsmoral, hier mehr die Gängelung, dort mehr Zertrümmerung aller Gemeinschaft der Unterworfenen, teils direkt, teils aber indirekt durch die Sklavenarbeit, hier unter der Decke der Beherrschung doch eine Fülle freier Gemeinschaftsbildungen (Markgenossenschaften, Gilden, Zünfte) und dabei Entwicklung freier Arbeit im Gegensatz zur gebundenen Arbeit in den Städten. Nur die despotische Zeit des Absolutismus legte der freien Entwicklung der Gemeinschaft wieder Sklavenfesseln an, sie zerstörte sogar die Anfänge wirklich höherer Gemeinschaftsformen (Mährische Brüder. Aber sie mußte, um bestehen zu können, Handel und Gewerbe pflegen, darum Wissenschaft in weitere Kreise tragen und so durch Entwicklung der Verkehrsgesellschaft den Boden ihrer Herrschaft selbst unterhöhlen. Wo sie das unterließ, endete die Depotie endlich in Versumpfung und zahllosen Wirren (Spanien).

14. Die Moral dieses langen Zeitraums stand stets unter dem Einfluß derjenigen Gewalten, die gerade die Gemeinschaft beherrschten. In den Zeiten der Massensklaverei war die brutale Herrenmoral auf die Spitze getrieben. Der antike Sklave war dem persönlichen Belieben der Herren einfach preisgegeben. Der konnte ihn peitschen, töten, den Fischen zum Fraß vorwerfen, ihn zum Gladiator abrichten, und wenn er in Verzweiflung die Hände aufhob oder entfloh, so war der barbarische Tod am Kreuz oder unter dem Zahn wilder Tiere die gewisseste Strafe. Höheren Frevel als Ungehorsam gab es überhaupt nicht. Unter dem Druck dieses Zwangs ward jede Regung der Selbständigkeit erstickt.

15. Die Moral der Herren unter sich war in der Staatsgemeinschaft und in den anfangs noch bestehenden Resten der alten Gentilgemeinschaft sehr hochentwickelt. Die Aufopferung der Person gegenüber dem Staate galt den Herren der Republik in deren Glanzzeit als erste Pflicht. Aber das minderte sich in dem Maße, als der Staat Werkzeug in der Hand Einzelner und die Vaterlandsliebe selbst Gängelungsmittel für sie ward. Und auch das Bild jener Tugend, das man ja gewöhnlich in den Vordergrund stellt, kann über die völlige Morillosigkeit im übrigen nicht hinwegtäuschen, weder über die Skrupellosigkeit, mit der schon frühe die eigenen Volksgenossen unterdrückt wurden (Wanderung auf den heiligen Berg), noch über das Verfahren gegen andre Völker, noch endlich über die grauenhafte Moral gegenüber den Sklaven — in Griechenland auch gegenüber den Frauen.

16. Die Moral im Geschlechtsleben hängt auf das engste mit der wirtschaftlichen Gestaltung zusammen. Verhältnismäßige Freiheit bei strengen Schranken in mancher Hinsicht in den Gruppenehegebilden. Mit der zunehmenden Vereinzelung des Erwerbs auch Vereinzelung in den Eheformen neben Resten alter Ungebundenheit. Dann bei den Herrenentwicklungen Sklavinnen neben der Frau für den Herrn und Niederdrückung der Frau. Von ihr wird Treue gefordert, während der Mann frei ist. Von ihr Forderung der Abstinenz vor der Ehe, während er davon entbunden bleibt und so neben allgemeiner Herabdrückung der Frauen überhaupt noch die Spaltung in legitime und prostituierte Frauen, auch in der Neuzeit, wo der auf die Sklavin geübte Zwang aufhört.

17. Dazu tritt in der nachchristlichen Periode, als sich die Gängelmoral zur Zwangsmoral zu gesellen beginnt, die Herabwürdigung des Geschlechtsverhältnisses als solchen. Es wird als gemein und niedrig, ja die Frau als Trägerin der Sünde hingestellt. Die natürliche Unbefangenheit geht ganz verloren. Und so bildet sich der bis heute unser Leben vergiftende Gegensatz von Prüderie und Zynismus heraus. Beide gehören polar zusammen; wird die eine Seite stärker oder schwächer, dann auch die andere, wie Herren- und Sklavenmoral überhaupt. Und es kommt die eigentümliche, allem Gemeinschaftsbewußtsein zuwiderlaufende Erscheinung in unserer Zeit zur häufigsten Ausbildung, daß der Eine vom Anderen Sittlichkeit im Sinne der Prüderie und Abstinenz verlangt, für sich selbst aber das Recht des

Zynismus und des Libertinismus in Anspruch nimmt. Das kann man alle Tage in Worten und in Taten bemerken. Verhältnismäßig noch wenige vermögen den tiefen und ernsten Problemen, mit denen unsere physische Menschwerdung zusammenhängt, völlige Unbefangenheit gegenüber zu bewahren.

18. Vermöge der Entwicklung der Geschlechtsmoral zur Prüderie hat sich so eine Gängelmoral des Geschlechtsverhältnisses herausgebildet, damit die Gewissen zu besserem Gehorsam geängstigt werden. Die sozialen Folgen, die unter Umständen besonders bei der Frau auf geschlechtlicher Inkorrektheit lasten, haben ein heuchlerisches Pharisäertum erzeugt, bei dem auch der schon laxere stets noch sich brüstet, da er nicht „so schlecht ist, wie dieser da.“ Und sie haben darum prächtigen Anlaß geboten, die sich wegen der Folgen von geschlechtlichen Exzessen Ängstenden in eine Gängelung zu nehmen, die an der einen Stelle frivole Ausbeutung, an der anderen Stelle aber Herrschaft über die Gewissen und Aufgabe der moralischen Selbständigkeit wird. Auch die Zunahme der geschlechtlichen Krankheiten in der Reformationszeit kam dieser Gängelung mächtig zu gute.

19. Solchen Charakter hatte das in Herren- und in Knechtsbeziehung gespaltene Leben besonders durch Zersetzung des Christentums zur Gängelmoral bekommen. Die Lehre von der passiven Ergebung, der Vergeltungshoffnung, waren in der Tat wichtige Hilfen, um den moralisch Gedrückten und doch Hoffnungslosen über das Elend wenigstens hinwegzutäuschen, es ihm erträglicher zu machen aber zugleich auch vorzügliche Mittel, um die Gewissen gegenüber der Willkür des Herrentums innerlich wehrlos zu machen. Denn wenn ich weiß, daß jemand alles, was ich ihm als Herr tue, als unabwendbare Schickung ruhig hinnimmt, kann ich ihn ganz anders knebeln, als wenn ich fürchten muß, er werde das Sachverhältnis, in das ich mich zu ihm stelle, mit einem Sachverhältnis auch mir gegenüber beantworten. Das Sündenbewußtsein wird darum mit aller Macht gepflegt. Der auf dem Schaffot zerknirschte Frevler gegen die „Autorität“ spielt gerade in der despotischen Zeit eine maßgebende Rolle. Im eben zergehenden russischen Despotismus kann man ja die Verbindung religiös-moralischer Gängelung mit schamlosestem Herrendespotismus gründlich in historischer Nähe studieren.

20. Aber dem Depotismus schlägt durch die Entwicklung, die er um seiner selbst willen fördern muß, durch die Entwicklung von Handel und Gewerbe früher oder später die Todesstunde. Nicht freilich so, daß er unmittelbar in sich neue wirkliche Gemeinschaft zu erzeugen imstande wäre. Eine Mittelform, das Verkehrsverhältnis, das er ausgebildet hat, stellt sich nunmehr ihm entgegen. Es wirft ihn entweder ab, oder unterstellt ihn doch einer Verfassung, dadurch die Verkehrsbedürfnisse genügenden Schutz erlangen. Freilich diese Verkehrsgesellschaft trägt von Anbeginn schon den Kapitalismus im Schoße, der für die Arbeiter sofort eine neue Herrschaftsform ist; und dieser Kapitalismus ist heute im Begriffe sich im Monopolismus zu einer Herrschaftsform für alle, und zwar zu einer neuen Tributherrschaft auszuwachsen.

XIII. Übergang zur Überordnung der Gemeinschaft.

a) Die freie Verkehrsgemeinschaft.

1. Mit der Entwicklung des freien Erwerbs wurden der despotische Zwang und die noch bestehenden feudalen Abhängigkeiten (Tribut und Frohnverhältnisse) und feudalen Gebundenheiten unverträglich; in England im 17. Jahrhundert, reiner zuerst in Amerika, dann in Frankreich und nach und nach mehr oder weniger in allen westeuropäischen Ländern wurde das Joch der direkten Beherrschung abgeworfen. An Stelle der feudaldespotischen Beherrschung trat die freie Verkehrsgesellschaft, und setzte eine ihr entsprechende Rechtsordnung durch. Das Gesetz sollte nunmehr nach der Theorie wenigstens von allen Bürgern gegeben werden.

2. Freilich, es war im wesentlichen die Gesellschaft, nicht etwa eine Gemeinschaft, welche nunmehr die Führung bekam, eine Gesellschaft von frei miteinander verkehrenden Menschen, deren jeder mit dem anderen die Früchte des Fleißes austauschen wollte. Kein Mensch in ihr aber sollte in persönlichen Tribut- oder Frohnverhältnissen von anderen abhängig sein; der Grundsatz der individuellen Freiheit wurde auf den Schild erhoben. In der Tat beruht ja die Verkehrsgesellschaft auf dem Grundsatz der Freiheit der verkehrenden Individuen.

3. Daß die Freiheit des Individuums schlechthin auf den Schild gehoben ward, kam sicherlich nicht bloß aus einer bewußten Heuchelei der Verkehrsgesellschaft, welche ja nur die Freiheit der Erwerbenden nötig hatte. Es kam auch daher, daß in der Tat, wie es bei solchen Umwälzungen zu geschehen pflegt, die vererbten Gemeinschaftsinstinkte wirklich neu erwachten und wesentlich mit die Triebkraft bildeten, durch die die Verkehrsgesellschaft sich emporzuschwingen konnte. Die unteren Volksschichten, die ihr Blut zur Erkämpfung der Befreiung hergaben, waren wesentlich von solchen Instinkten erfaßt. Dazu kamen noch eine große Anzahl von höher Gebildeten, mehr neutral dem Erwerbsleben Gegenüberstehenden, die den allgemeinen Freiheitsgedanken erfaßten und philosophisch formulierten. Durch diese Kräfte, durch die Demokratie, wurde die Verkehrsgesellschaft entbunden, sie ward sogar zunächst ein Stück über die in ihr selbst liegenden Bedingungen hinausgetrieben, ein Schritt, der dann freilich in schmerzlicher Weise zurückgetan werden mußte.

4. Aber so kam es doch, daß zum erstenmale seit den alten Gentilgenossenschaften wenigstens etwas, das an wirkliche Gemeinschaft grenzte, in der Verfassung der modernen Staaten entstand. Denn die alten Republiken darf man hier nicht heranziehen, da sie ja nur die Herrschicht als halbe Gemeinschaft organisierten, die Masse der Sklaven aber beherrscht wurde. Jetzt aber wurde doch das Menschenrecht wenigstens in der Form anerkannt. Man bestimmte doch, daß keiner von Privaten zum Dienste gezwungen werden dürfe, daß jeder vor Gericht gleich beurteilt werden solle — freilich ist die Wirklichkeit zuweilen blutiger Hohn darauf — daß Jeder das Recht habe nach allen Ämtern zu streben und jedes Gewerbe zu ergreifen, und daß das Gesetz durch gemeinschaftlichen Beschluß geschaffen werden solle. Das letzte vor allem ist grundlegend, denn wer nicht mit allen anderen gleich am Gesetze mitwirken darf, ist doch der Sklav dessen, der ihm das Gesetz gibt.

5. So kam die Rechtsgemeinschaft wenigstens bis zu gewissem Grade zur Verwirklichung, und mit ihr die Schutzgemeinschaft. Für beide bedurfte es freilich der Funktionäre. Als solche wurden bald die Funktionäre der alten Gesellschaft, die Fürsten, beibehalten, aber als Regenten, die auf die Verfassung verpflichtet waren, nicht als Herrscher, die nach Belieben sollten verwalten können; bald schuf man neue Funktionäre, die Präsidenten von Republiken. Die Trennung der drei Gewalten, der gesetzgebenden,

der verwaltenden und der richterlichen war das doktrinaire Schibolet der ersten Periode der Verkehrsgesellschaft.

6. Moralisches wesentlich an der neuen Verfassung war, daß sie zum erstenmal in der Geschichte eine Bürgerschaft ziemlich weitgehender Art für Erhaltung der Kontinuität der gesetzlichen Entwicklung, der „Revolution in Permanenz“ zu geben versprach; das war in einer alten Herrenordnung grundsätzlich nicht möglich. Tiefe Änderungen konnten da stets nur durch Bruch der Kontinuität erfolgen. Denn die Herren ließen sich natürlich im Sachverhältnis Zugeständnisse nur durch dessen Mittel abringen. Nun aber konnte, wenn die Verfassung prinzipiell durchgeführt war, der in der Minorität Gebliebene stets hoffen, die Majorität zu bekommen und dann das Gesetz nach seinem Sinne zu bestimmen. An den alsbald üblichen Kniff, daß man, um so etwas zu verhindern, das Gesetz selbst auf gesetzlichem Wege zur Tür hinauswerfen könnte, um die Herrschaft zu sichern, dachte man damals noch nicht; ebenso nicht daran, daß alsbald nicht das Gemeinschaftsinteresse, sondern Interessen, die ganz außer ihm lagen, die Gründe zur Entscheidung bei Abstimmungen hergeben würden. Man meinte die wachsende Intelligenz werde immer besser den Gründen zugänglich werden (Mirabeau); der Wille aber werde selbstverständlich in oberster Instanz auf das Wohl der Gemeinschaft abzielen.

7. Diese Auffassung von der Gemeinschaft — daß sie wirklich für sich den Willen in oberster Instanz bestimmende Macht sei — wäre ja richtig gewesen, wenn wirklich irgendwelche Gemeinschaft starker inhaltlicher Interessen, nicht bloß eine Um- und Überform für ganz heterogene Verkehrsinteressen vorhanden gewesen wäre. Und doch brachte sie zu Anfang jenen ungemeinen Enthusiasmus, jene innige Hingabe hervor, wie sie eben nur das Gemeinschaftsbewußtsein erzeugen kann. Und das wiederholte sich überall, wo auch nur ein dürftig Stück wirklicher Gemeinschaft sich im Gemeinwesen darstellte. Der Gemeinschaftsdrang spielt überall dieselbe Rolle, Darum erstand jenes hohe, heroische und begeisternde Bewußtsein, dem wirklich Alles im Gedanken des Vaterlandes aufging. Das macht noch heute manchen der Edelsten oft blind gegen die offenkundigste Tatsache, daß das Vaterland oft nur als Mittel für schmutzigste Sonderinteressen benutzt wird. Blinde Enthusiasten lassen sich dann indirekt für ganz andere Zwecke gängeln, als sie zu vertreten gewillt sind.

8. Die Verkehrsgesellschaft hat zwar zum erstenmal allgemeiner in der Zeit der Zivilisation die Gemeinschaft über Verkehrs- und Sachverhältnis gestellt; aber die Überordnung war labil. Denn in Wahrheit diente ja die Gemeinschaft, die sich überlagerte, nur dem Zwecke, den Verkehr zu ermöglichen. Es war keineswegs eine Gemeinschaft, die für sich selbst einen bestimmten inhaltlichen Zweck gehabt hätte! Daraus nun ergab sich im Bewußtsein eine Trennung derjenigen Moral, die für die übergeordnete Gemeinschaft galt, und derjenigen Moral, die für das konkrete Handeln galt.

9. Die Gemeinschaft selber war formal, bestand aus nichts denn Form, war nicht etwa Form eines wirklichen gemeinschaftlichen Tuns. Sie war Umform, ein wohlgebauter Vionlinkasten, der an sich nichts mit der Violine drinnen zu tun hatte, als daß sie hereingesteckt werden mußte, um nicht gefährdet zu werden. Es mußte sich daher notwendig eine Doppelmoral herausbilden, eine Moral, die wirklich unabtrennbare Form des konkreten Tuns im Verkehre war, und eine andere Moral, die nur theoretisch über tatsächlich neben der wirklichen Moral stand. Dieses Nebeneinander zweier doch recht verschieden gerichteter Ziele hat die Verkehrsgesellschaft von vornherein doppeldeutig gemacht. Und es war nur zu natürlich, daß man durchaus nicht immer das Handeln nach der höheren Form sondern umgekehrt die Form nach den Bedürfnissen des Verkehrs und später der Kapitalbeherrschung zu modelln suchte, sie damit aber ihrer Würde als selbständige Gemeinschaft entkleidete. Man fiel in die alte Staatsidee zurück, nach der das Recht die Bedürfnisse Herrschender modifizierte und auf die Bedürfnisse Beherrscher nur soweit Rücksicht nahm, als es nach den Grundsätzen der Herrenmoral dienlich schien.

10. Die ganze Verkehrsgesellschaft enthält in sich Sachverhältnis, welches „ich“ sagt, und Gemeinschaftsverhältnis das „wir“ sagt. Beides will sie in Einklang setzen und bringt doch die Quadratur dieses Zirkels nicht fertig. In Einklang setzen altruistischer und egoistischer Motive, das war das philosophische Schlagwort vieler der besseren Vertreter dieser Richtung von Comte und Mill bis heute. Aber in Einklang bringen kann man die beiden tatsächlich stets nur so, daß sich eines von beiden dem anderen unterordnet. Innere Gemeinschaftsbildung aber fehlt. Die noch vorhandenen, von dem Absolutismus verschonten, alten Gemein-

schaftsformen hatte gerade die Revolution völlig weggefeigt, es war schlechterdings innen nur Gesellschaft da, außen umzogen von dem labilen Bande der Rechts- und Schutzgemeinschaft. Dies bloß formale Band war nur ein Nachtwächter der Individualinteressen, die dem bloßen Verkehrsverhältnis eigen sind. Die wahre Moral dieses Verhältnisses drückt Bentham's Lehre deutlich aus, wenn er die Abwägung der Individuallust freier Menschen als Moralprinzip hinstellt.

11. Die Freiheit von Herrengewalt war freilich sanktioniert; aber auch sie war zwiespältig. Die Freiheit war Erwerbsfreiheit und persönliche Freiheit in einem. Ob nicht die erste der letzten nahe treten könne, sie geradezu tatsächlich in ihr Gegenteil verkehren könne, das frug man nicht. Man hatte nicht einmal daran gedacht, den der Kirche abgenommenen Grund und Boden, diese „stete Grundlage aller Beherrschung“ (Marx) in Staatshand zu behalten, was dann eine starke Gemeinschaft hätte schaffen können; im Gegenteil, man verschleuderte ihn zu gunsten des Erwerbsindividualismus. Da war man dann, trotz der vortrefflichen Grundsätze von Rechtsgleichheit, nicht imstande, sie auch nur einigermaßen durchzuführen. Abgesehen davon, daß man der einen Hälfte der Menschheit, den Frauen, das Bürgerrecht, das Mitbestimmungsrecht an der Gesetzgebung versagte, sie also nach alter Herrenart als Beherrschte behandelte, meinte man — selbst ein Kant tat das — die ganz Armen und die Dienenden seien mit Fug unfrei. Sie bewiesen ja, daß sie die Erwerbsfreiheit nicht zu benutzen verständen, da sie nicht selbständige Erwerbende zu werden vermöchten. Wer fleißig und sparsam sei, der, so glaubte man fest, müsse das fertig bringen, und wer es noch nicht fertig gebracht habe, der beweise damit, daß er die zur Mitarbeit an der Gesetzgebung erforderliche Reife der Intelligenz und des Willens noch nicht erworben habe. So war von vornherein auf Grund eines trüglichen Sophisma der Mensch im allgemeinen zum Verkehrsmenschen im besonderen geworden, der Nichtselbständige blieb rechtlos. Der Liberalismus hatte die Demokratie verdrängt.

12. Man sagte freilich, der Mensch sei und bleibe persönlich frei; es könne ihn niemand zur Arbeit zwingen, und wenn er arbeiten wolle, so bekomme er Lohn und brauche nicht mehr zu frohnen. Dabei übersah diese feine Logik nur zweierlei: Erstlich kommt es keineswegs darauf an, ob jemand frei heißt, sondern in

welcher Hinsicht er es wirklich ist. Der Arbeiter war aber nur frei als Konsument, und im Trucksystem selbst das nicht. Und wenn er nun auch in der Gesetzgebung ausgeschaltet war, so hatte er gar keine Möglichkeit, sie zu seinen Gunsten zu beeinflussen, nicht einmal dahin, daß seine Kinder nur einigermaßen geistige Bildung und so die Fähigkeit zu einer Freiheit erhielten, die man ihm angeblich gerade deshalb versagte, weil er zu ungebildet sei. So blieb er auch Sklave der Gesetzgebung. Denn wer nicht das Gesetz mitbestimmen darf, dem er gehorchen soll, ist allemal Sklave unter fremdem Gesetz.

13. Aber die Erfahrung hatte doch „unwiderleglich“ bewiesen, daß eine Gesetzgebung durch Alle „unmöglich ist“, und zu den „bedenklichsten Konsequenzen“ führen muß: das sagt ja die Toreneweisheit. Das Volk hatte ja einmal kurze Zeit das Heft in der Hand gehabt. Die Verfassung von 1793 hatte jedem Anteil an der Gesetzgebung gesichert. Und diese Verfassung war wesentlich daran gescheitert, daß man es nicht vermocht hatte, die Produktion in Beziehung zum Konsum zu organisieren, dem städtischen Handwerker und Arbeiter durch Verbindung mit den Bauern selbständig Brot zu schaffen. Wesentlich das Fiasko der damaligen Pariser Kommune fegte die Volksherrschaft weg, der werdende Kapitalismus reckte die jungen Polypenglieder und warf die Gleichberechtigung Aller schleunigst wieder hinaus. An Stelle der unmöglichen allgemeinen freien Verkehrsgesellschaft, deren politische Form die Demokratie gewesen wäre, entstand sofort die kapitalistische Verkehrsgesellschaft. Sie, bzw. ihr politischer Ausdruck, der Liberalismus betrachtete die Staatsgewalt nun einzig aus dem Gesichtspunkte der Sicherung ihres kapitalistischen Erwerbs und unterwarf sich lieber wieder selber einem Zäsarismus, wenn der nur diesem Interesse genügend Rechnung trug, als daß sie den unteren Volksklassen, vor allem den immer mächtiger anschwellenden Arbeitermassen Einfluß auf die Gesetzgebung gewährt hätte.

14. Denn die Arbeitermassen schwollen infolge des Kapitalismus immer mehr an, teils durch Herabschleuderung früherer selbständiger Kleinexistenzen, teils durch die wachsende Unmöglichkeit, sich aus dem Arbeiterstande zu selbständiger Existenz aufzuschwingen. Die Phrase, daß der Fleißige und Tüchtige notwendig emporkommen müsse, verstummte vor der Sprache der Tatsachen. Bloß in den

13 Jahren von 1882—1895 hat sich in der Industrie die Zahl der Selbständigen von 2,2 auf kaum 2 Millionen vermindert, die Zahl der Arbeiter und Angestellten von 4,2 auf 6,2 Millionen vermehrt.

XIV. Übergang zur Überordnung der Gemeinschaft.

b. Die kapitalistische Verkehrsgesellschaft.

1. Das Wesen des Kapitalismus besteht darin, daß der Nichtbesitzer von Produktionsmitteln genötigt wird, seine Arbeitskraft mit seiner Person zur Ware zu machen, an den Besitzer der Produktionsmittel zu verkaufen und für diesen zu arbeiten. Die Arbeitskräfte erhalten damit einen Marktpreis, wie früher in der Sklavenzeit auch, nur mit dem Unterschied, daß dort der Verkauf der ganzen Person eingeschlossen war, und daß hier der Arbeiter seine Arbeitskraft selber verkauft. Der Kapitalbesitzer aber, der ihn nun arbeiten läßt, benutzt die Differenz aus dem Werte, den der Arbeiter als Kaufpreis der Arbeitskraft erhält und dem im Produkte dargestellten Werte seiner Arbeit, um sein Kapital zu vermehren. Er muß so handeln, wenn er nicht selbst im nun immer schärfer anhebenden Konkurrenzkampfe aus der Reihe der Verkehrsgesellschaft herausgeschleudert werden und zum sich selbst verkaufenden Proletarier degradiert werden will.

2. Das Kapital aber produziert nicht, wie normal wäre, zum Zwecke des Konsums, nicht einmal zum Austausch zwischen Konsumenten. Es hat sich zwischen Konsum und Produktion als neuer Faktor eingeschoben und sich beide, den Konsumenten wie den Produzenten, dienstbar gemacht. Seine Selbstverwertung ist sein nächster, Macht über die Anderen sein letzter Zweck. Aber da weder Produzenten noch Konsumenten ohne Kapital existieren können — gerade je mehr es sich entwickelt — so sind sie beide sogar durch ihr Interesse daran geschmiedet.

3. Man stellt das oft als Interessenharmonie zwischen Kapital und Arbeit hin. In Wirklichkeit ist es keine andere Harmonie als die, welche den antiken Sklaven oft nur deshalb hinderte zu ent-

laufen, weil er sonst nirgend leben konnte. Der Arbeiter steht zum Kapital nur in einer Beziehung anders als der Sklave zum Herrn; nämlich als Konsument ist er frei. Technisch genommen, war der Sklave Produzent wie heute der Arbeiter; wirtschaftlich war er Produktionswerkzeug wie der freie Arbeiter auch. Daß jener sich verkaufen lassen, dieser sich selbst verkaufen muß, macht wirtschaftlich blutwenig aus; es ist nur ein großer sozialer Unterschied. Ein solcher Unterschied besteht außerdem darin, daß der Sklave ein gefüttertes Haustier, der heutige Arbeiter aber als Konsument wirkliches Mitglied der Verkehrsgesellschaft ist. Er ist selbst Verkäufer seiner Arbeitskraft und freier Käufer seiner Produkte; das unterscheidet ihn vom Sklaven. Als Konsument wie als Arbeitswerkzeug brauchte man den wenigstens einigermaßen freien Arbeiter. Als Arbeitswerkzeug mußte er frei verfügbar, als Konsument mußte er Käufer sein. Die Tatsache, daß der antike Sklave nicht Käufer seiner Produkte war, hat wohl wesentlich zum schleunigen Verfall der alten Sklavenwirtschaft beigetragen. Denn die Herren selbst brauchten nicht viel zu kaufen, da sie fast alles produzierten, die Sklaven konnten nicht kaufen, und die Zwischenschichten wurden durch die Konkurrenz der Sklavenarbeit zunehmend arbeitslose und kaufunfähige Proletarier und damit ihrer Kaufkraft beraubt. Dadurch, daß der moderne Proletarier als Konsument einigermaßen frei, wenigstens Käufer war, konnte die Verkehrsgesellschaft hier lebendigeren Spielraum behalten.

4. Aber damit ist auch der Unterschied vom Sklaven zu Ende. Im Arbeitsverhältnis hat der Arbeiter keine Verfügung über sein Produkt, die Freiheit in dieser Hinsicht bleibt ganz beseitigt. Der seine Arbeitskraft an den Kapitalisten verkaufende Arbeiter steht normalerweise mit letzterem in einem Verkehrsverhältnis nur beim Verkauf, in einem Sachverhältnis während der Arbeit. Aber dies Sachverhältnis greift um sich, wie das Meer an den Sandfelsen emporleckt und einen Brocken nach dem andern hereinholt; es macht selbst das Verkehrsverhältnis des Arbeiters oft zur Sklaverei. Denn während sonst bei Kauf oder Verkauf beide Kontrahenten über Preis und Lieferungsbedingungen mitreden, wird hier vom Kapitalisten beansprucht, daß der Preis wie die Arbeitsbedingung einseitig von ihm selber bestimmt werden. Das durch das freiwillig erzwungene Sachverhältnis bedingte Kommando will ferner der Arbeitgeber noch gar zu gern auch außerhalb des Arbeitsver-

hältnisses geltend machen. Er will dem Arbeiter befehlen, welche Zeitungen er zu lesen hat, welchen Vereinen er beitreten darf, wie er zu wählen hat. Wehe, wenn er nicht gehorcht. Der alte Grundsatz der Herrenzeit: Weß Brot ich eß', des Lied ich sing' wird mit Herrenunschuld auf das Verkehrsverhältnis übertragen. Und der Herr ist sehr erstaunt, wenn sich der Arbeiter hier wehrt. Das ist grobe Unbotmäßigkeit von dem „undankbaren Menschen“, dem er doch so väterlich Brot gibt. Besonders, wenn Staatsarbeiter in gewissen Staaten sich das Koalitionsrecht nicht nehmen lassen wollen — das verstößt gegen alle Disziplin.

5. Es wäre falsch, all dem gegenüber darauf hinzuweisen, daß doch seit der Herrschaft des Kapitalismus Wohlstand und Bildung auch bei der Arbeiterschaft zugenommen haben. Diese Zunahme kommt nicht auf Konto des Kapitalismus, sondern auf das der schon vorhandenen Gegenwirkung gegen ihn. Die reinen Wirkungen des Kapitalismus sind in den von Karl Marx mitgeteilten Berichten der Fabrikinspektoren Englands zu ersehen. Hier bestand die Moral der Fabrikantenklasse einfach darin, die Menschen noch unter das Tier zu degradieren. Wenn es besser geworden ist, so zunächst darum, weil solche Verelendung andere Volkskreise aufrüttelte und auf die wachsende Schwächung des Volksganzen hinwies. Weiterhin ist aber die Besserung der mehr und mehr sich durchsetzenden Gegenwirkung der Arbeiter selbst zuzuschreiben. Sie stellten sich, in Gewerkschaften organisiert, zum Kampfe gegen das Unternehmertum und begannen koaliert Sachverhältnis gegen Sachverhältnis zu setzen, die einzige Methode, die da Erfolg haben kann.

6. Der Kapitalismus hatte aber, so lange er selbst noch auf freiem Markte wirkte, solange also der einzelne Fabrikant den anderen, sowie seinen Abnehmern gegenüber auf dem Boden des alten Tauschverhältnisses blieb, sein wahres Gesicht als Beherrschungsform wesentlich nur der Arbeiterschaft enthüllt. Die anderen Stände und Klassen, von denen der Handwerker unter der erdrückenden Konkurrenz der billigen Großbetriebe, der Bauer unter Schuldknechtschaft, beide unter mangelnder Absatzorganisation litten, sahen den Schaden nicht sowohl im Wesen des Kapitalismus selbst, als in sogenannten Auswüchsen. Auswüchse waren das allerdings, aber ebenso folgerechte, als wenn aus einem Krokodilsei ein Krokodil auswächst. Die Moral dieser Stände fand aber nichts in der Ausbeutung selbst,

sondern nur darin, daß auch sie dabei geschädigt wurden. In Konsequenz des Grundgedankens, daß der Staat zum Schutze der freien Verkehrsgesellschaft da sei, verlangten sie Schutz vor der „Konkurrenz“. Sie hätten also gern gerade die sie schädigenden Wirkungen der Ausbeutung und der freien Konkurrenz beschnitten, die ihnen nützlichen aber wohl konserviert. Irgend ein Programm der Mittelständler zeigt diese naiv dreiste Art der Herrenmoral auf das deutlichste.

7. Alle diese Tatsachen aber müssen für den Blick der meisten Verkehrsmenschen verhüllt bleiben, so lange der Kapitalismus den Kern und das Wesen der Verkehrsgesellschaft, die freie Konkurrenz, nicht in Frage stellt. So lange ist, außer den Arbeitern niemand, es sei dann, daß er die Sache unbefangen studierend genauer verfolgt, auch nur imstande zu sehen, welche eine grundsätzliche Bresche das bloße Wachstum des Kapitals in die Verkehrsgesellschaft legt. Der Wohlstand wächst, die meisten Waren werden billiger, die Arbeiter haben es besser — was wollen dann diese unruhigen Köpfe? Der Bürgersmann wie der sogenannte Gebildete sind so identisch mit der Idee ihrer Verkehrsgesellschaft, die sie wegen ihrer nationalen und formalrechtlichen Umform womöglich für eine wirkliche Gemeinschaft halten, daß sie es fertig bringen, die Bestrebungen zur Erhaltung und Mehrung der Rechtsgemeinschaft für Umsturz, den wirklichen Umsturz aber für staats-erhaltend zu erklären. Sie merken gar nicht wie eilig heute die Kugel der Geschichte umgewälzt wird und welche Hebel das Rollen beschleunigen.

8. Drei, seinem versteckten doppelseitigen und innerlich unwahren Wesen entsprechende Hauptmittel hat der Kapitalpolyp, um — abgesehen von der Ausbeutung des Arbeiters im Produktionsprozess selbst — dem in Geldform rollenden Besitze den Weg aus den kleinsten, kleinen und mittleren Taschen beständig in die großen und größten zu weisen und so den Umfang der letzteren rascher schwellen zu lassen. Das sind die indirekten Steuern, die Verbrauchszölle und die Anleihen.

9. Die indirekten Steuern wirken freilich nur negativ, indem sie die Lasten der Staatserhaltung auf die Massen abschieben. Von dem im Wesen der Verkehrsgesellschaft liegenden Grundgedanken aus sollte eigentlich die Arbeit tunlichst von Steuer frei gehalten, der Besitz aber tunlichst belastet werden. Da

aber das Kapital die Gesetzgebung beherrscht, macht man es umgekehrt. Die Arbeit bzw. ihr Produkt und so der Konsum wird tunlichst belastet, das arbeitslose Einkommen tunlichst geschont. Jammerte doch jüngst einer der Reichsten von den Reichen, daß die Grundwertsteuer den Besitz expropriere. Dagegen aber, daß die indirekte Steuer die Armut expropriert, wendet sein Gewissen nichts ein. Die indirekte Steuer ist so bequem, und so lange das Volk in seiner Masse nicht merkt, wie ihm da unmerklich pfennigweise sein Fleiß aus der Tasche geholt wird, während der Reiche im Verhältnis weit weniger bezahlt, empfiehlt sich diese Besteuerung ganz ausnehmend. Dafür, daß sie, sobald es dann gemerkt wird, einfach als legalisierter Betrug vom Volke aufgefaßt werden und ihm der Glauben an den moralischen Willen der Herren weggenommen wird, haben die kapitalistischen Gesetzgeber gar kein Empfinden. Konnte man den früheren Herrenformen gegenüber von einer Unschuld des Raubtiergewissens reden, hier glaubt man an Unschuld nicht mehr. Man kennt die Wirkung — aber es ist so bequem.

10. Die Zölle, vielleicht unter vorübergehenden Umständen für besondere Erwerbszweige als Notbehelf zu entschuldigen, haben als ständige, besonders als allgemeine Einrichtung nicht bloß, wie die indirekte Steuer, die Tendenz, die Staatslasten von den großen Schultern auf die kleinen abzuladen, sondern eine zweite, bedenklichere Wirkung. Ihre geradezu wesentliche Bedeutung liegt darin, daß sie dem Kleinen in aller Stille das Geld nehmen, um es dem Großen unmerklich in die Tasche zu stecken, also das private Tributverhältnis wiederherstellen. Ein Zoll, der den Arbeiter — wie schon der bisherige — mit dreißig Mark belastet, bringt dem Verkäufer von 10 Sack Getreide 30 Mark, dem von 10 000 Sack aber 30 000 Mark ein. Das ist ebenso, als wenn alte Tributherren je tausend Unterdrückten eine Kontribution von 30 000 Mark auferlegten. Nur die indirekte und heimliche Art, in der der Zoll diesen Tribut aus der Tasche der Kleinen in die der Großen überführt, verhüllt den Tributraub dem Bewußtsein der Kleinen und dem Gewissen der Großen. Nun aber beginnen jene zum Bewußtsein der Ungebühr zu erwachen. Und doch legt man, ihren Protest verhöhrend, ihnen einen neuen Zoll auf, der alles Vergangene überbietet. Das Gewissen tröstet sich, der arme Landwirt wolle doch auch leben. Als ob man dem, wenn es nur darum zu tun

war, nicht, wie in Dänemark durch genossenschaftliche Verbindung von Konsum und Produktion viel gründlicher und wirksamer hätte helfen können! Jetzt wird man ihm mit der einen Hand mehr nehmen als man ihm mit der anderen gibt. Aber „der dumme Bauer“ merkt das ja nicht, und die Hauptsache bleibt doch, dem Großbesitzer seine Renten zu steigern. Denn dreißigtausend Mark Mehreinkommen ohne Mehraufwand an lebendigem Kapital bedeuten eine Rentensteigerung und eine Wertvermehrung des Bodens um 600 000 Mark und mehr. Nun sagt man ja freilich, der Große bekommt viel, der Kleine bekommt etwas. Aber ihm wird doppelt genommen was er erhält; und die Wertsteigerung des Bodens ist für den selbstarbeitenden Bauer Verteuerung seines Betriebsmittels, also ein Schaden; für den Rentner aber ist sie Gold.

11. Genau ebenso wie die Zölle wirken die Anleihen. Unsere Reichsanleihe kostet hundert Millionen rund an Zinsen. Diese Zinsen werden im wesentlichen durch Zölle, also indirekt aufgebracht und wo es nicht reicht von den Einzelstaaten, die größtenteils auch Verbrauchssteuern haben. Die Anleihen belasten also wieder den kleinen Mann unverhältnismäßig mehr als den Großen. Aber an Zinsen erhält der Große das meiste. Wer einen Reichsschuldschein von hundert Mark besitzt, der kann sicher sein, daß er mehr an Steuer bezahlt, als er an Zins erhält. Wer aber eine Million in Reichspapieren besitzt, erhält mindestens 30 000 Mark, dem gegenüber die indirekte Steuer nicht ins Gewicht fällt.

XV. Übergang zur Überordnung der Gemeinschaft.

c. Der Kapitalmonopolismus.

1. Auf diesen Wegen werden nun, insbesondere durch Hochschutzzölle, die Mistbeete geschaffen, auf denen der Kapitalismus seine höchste und vermutlich letzte Herrschaftsform annimmt: „Die Ausschaltung des freien Markts durch das kartellierte Kapitalmonopol“. Ein Prozeß, der sich in immer zunehmender Weise in der Ring- und Kartellbildung des letzten Jahrzehnts angebahnt und das Kapitalverhältnis wieder gänzlich umgestaltet hat.

2. Der kapitalistischen Entwicklung lag ja das Monopol, insbesondere in Gestalt des Grundmonopols von vorn herein unter. Wer aber Herr des Bodens ist, der ist auch Herr derer, die darauf leben. Sie müssen verhungern oder sich den Bedingungen seiner Besitzer fügen. Jedoch solange sich viele Kapitalisten im freien Konkurrenzkampf befinden, ist das nicht so sichtbar. Nun aber beginnen bereits weite Gebiete der Produktion, insbesondere gerade die bodenständigen, zur Monopolisierung vorzuschreiten (Petroleum-Kohlen- Eisenringe). Ihr wesentliches Charaktermerkmal ist die Aufhebung der freien Konkurrenz und damit der wesentlichsten Grundlage der Verkehrsgesellschaft. Es bilden sich Beherrschungsgemeinschaften, die, wie die früheren, die Tendenz haben, andere in ihren Bannkreis zu ziehen, und sich in Verwaltungszentren zu gliedern; und deren Aufgabe ist in erster Linie die Regelung der Ausbeutung und Beherrschung.

3. Welchen Vorteil diese Gebilde auch gegenüber dem wirtschaftlichen Faustrecht haben mögen, das man freie Konkurrenz nennt — geradeso wie auch die despotische Beherrschung gegenüber dem Faustrecht des Mittelalters ein Fortschritt war — so tritt doch in ihnen die Beherrschungsform auf das direkteste zu Tage, und zwar in einer der ältesten Form entsprechenden Weise, der Tributform. Der Kohlenring diktiert: Von nächstem Frühjahr kostet die Tonne Kohlen 50 Pfg. mehr, das heißt: die Gesamtheit der Konsumenten hat einen Tribut von 45 Millionen an die Kohlenherren abzuliefern, welchen diese dann pro rata an die Mitglieder der Beherrschungsgesellschaft verteilen. Diese Art der Tributforderung geht schon in Deutschland in die Milliarden, noch mehr aber in Amerika.

4. Die Tendenz der Monopolgesellschaft geht dahin, den Konsum zu verteuern, dem Steigen der Löhne aber stärkere Hindernisse entgegenzustellen als der Kapitalismus der freien Konkurrenz. Dieser mußte die Löhne steigern, die Waren verbilligen. Das kam der allgemeinen Kaufkraft, damit aber der Absatz- und Produktionsfähigkeit zu gute. Der Monopolismus aber setzt die Kaufkraft und somit Absatz, Produktion und Arbeitsgelegenheit kollektiv herab. Ein einziger Pfennig Minderung der Kaufkraft pro Tag und Arbeitskraft macht aber auf jeden Arbeiter im Jahre drei Mark, auf zehn Millionen also 30 Millionen. Dreißig Millionen Mark weniger Kaufkraft bedeuten aber soviel weniger Absatzfähig-

keit der Produktion auf dem Binnenmarkte, soviel weniger Produktionsfähigkeit und entsprechend weniger Arbeitsgelegenheit. So schädigt der Monopolismus den Binnenmarkt und muß daher in dem Maße als er sich in allen Ländern ausdehnt und nicht mehr entsprechende Außenmärkte findet, allgemein eine stagnierende Wirkung ausüben, genau wie die antiken Latifundien.

5. Damit aber wird nicht mehr bloß, wie bisher, dem Arbeiter, sondern nun auch allen denen, die nicht mehr verdienen, als sie verbrauchen, allmählich klar, daß der Kapitalismus tatsächlich eine Beherrschungsform ist. Dies wird umso deutlicher, als nun allmählich auch die Massen rückständiger Bürgersleute und sog. Gebildeter einsehen, daß auf Grund der heutigen Gesetze der Staat ohnmächtig gegen solchen Tributraub ist. Nun wird es allgemeiner als ein Lebensinteresse erkannt werden, diesen Herren-elementen die Gesetzgebung nicht noch mehr in die Hand zu spielen, sondern vielmehr sie ihnen zu entwenden. Eine ganze Reihe von Beispielen zeigt ja die tatsächliche Beherrschung auch der Staaten durch monopolistische Interessen. (Mittellandkanal, Hibernia, Bergarbeitergesetz etc.) Wohl ist diese Augen-öffnung so leicht nicht, dank den bestehenden festgewachsenen Ideen, die nur allmählich sich ändern, und dank dem Umstande, daß die „anständige“ d. h. die den Kapitalinteressen in glatter Weise dienende Presse immer noch mit Macht auf die Gemüter einwirkt, Arbeiter und Bürger auseinander treibt (divide et impera!) und andere angeblich „nationale“ Interessen wachruft, dank aber auch vor allem dem Umstande, daß der Kapitalismus es in dämonischer Weise fertig bringt, auch bei dem Besitzer von ein paar hundert Mark mittels der Zins- oder Dividendeneinnahmen kapitalistische Instinkte zu wecken. Ein persönlicher Teufel könnte es nicht besser fertig bringen, den kleinen Mann dagegen zu verblenden, daß man ihm mehr wegnimmt, als er erhält, und daß er so das Gesamtinteresse kurzsichtig dem egoistischen Momentinteresse zum Opfer bringt.

6. Aber die Erkenntnis marschiert doch voran. In mehr oder minder unklarer Weise dämmert sie bereits bei einer Unzahl von denen, die noch vor der „vaterlandslosen“ Sozialdemokratie drei Kreuze machen, ihre Metzger in die Volksvertretung wählen, und sich dann am Biertisch wundern, daß der Staat „sich so etwas gefallen läßt“, wie den Trotz der Kohlenbarone oder der

Junker. In dem Maße, als auf der einen Seite der heute durch Zölle, Anleihen und indirekte Steuern gehegte Monopolismus seine Blüten entfaltet, in dem Maße muß die moralische und wirtschaftliche Gegensätzlichkeit zwischen Theorie und Wirklichkeit, zwischen Verfassungsgrundlagen und deren Auswirkung in Gesetz, Gericht und Verwaltung zum Bewußtsein kommen, und damit der Gegensatz des Kleinbürgertums zur Arbeiterschaft sich mildern. Wie ähnliche Widersprüche zu Beginn unserer Übergangsperiode dazu drängten, eine auf Rechtsgleichheit aufgebaute Verfassung zu geben, also den Gemeinschaftsgedanken formell zur Herrschaft über die Sachbeziehung zu legitimieren, so muß der schneidendere Widerspruch zwischen diesem Prinzip und der Wirklichkeit heute dahin drängen, den Gemeinschaftsgedanken auch materiell zur Herrschaft zu bringen.

7. Wie der Anfang unserer Periode zur politischen Selbstgesetzgebung führte, so wird heute der Gedanke der wirtschaftlichen Selbstverwaltung in geregelter Beziehung zwischen Produktion und Konsum das bewußte Entwicklungsziel immer größerer Volkskreise. Der Monopolismus ist auf Bildung von Beherrschungsgenossenschaften gerichtet. Demgegenüber regt sich schon heute zunehmend in allen anderen Kreisen das Streben, sich ebenfalls durch Genossenschaft gegen die immer drückenderen Wirkungen der Konkurrenz und der Beherrschung zu wehren. Mit dem Streben nach erhöhtem Einfluß auf die Gesetzgebung, in der jeder Teil seine Interessen vertreten will, geht also Hand in Hand das rapide Wachstum der verschiedenen Genossenschaftssysteme. Genossenschaft aber heißt Gemeinschaft auf wirtschaftlichem Gebiete. Diese Bildungen sind freilich von sehr entgegengesetzter Art. Die Aktiengesellschaft und die Kartelle, die sich gewöhnlich nicht Genossenschaften nennen, sind dem Charakter nach Ausbeutungsgemeinschaften, und pflegen die Rechte nach der Größe des Kapitalanteils zu verteilen. Sie leiden an denselben Gebrechen, wie die alten Tributsstaaten. Die Leitung in ihnen wird, wie es in jeder Beherrschungsgemeinschaft bisher zu geschehen pflegte, immermehr dem Willen der größten Kapitalmagnaten unterworfen. Dagegen haben die eigentlichen Genossenschaften das Persönlichkeitsprinzip auf die Fahne geschrieben. Jeder stimmt als Person, nicht nach Kapitalanteil. Insbesondere gilt das für die zunehmenden Konsumgenossenschaften, darin demokratische Kontrolle seitens der Mitglieder bereits durchgeführt ist.

8. Diese Genossenschaften ebenso wie die eigentlich kleinbäuerlichen und Handwerker-genossenschaften sind samt den Beamtengenossenschaften dieser Kartellmacht entgegengesetzt. Grund genug für letztere und für die mit ihr zusammengekoppelte Grundherrschaft, mit dem Herrenmittel des „teile und herrsche“ bis jetzt mit Geschick und Glück dagegen zu operieren. Welche Bedeutung diese Genossenschaften und der durch sie ermöglichte bessere Zusammenschluß von Konsum und Produktion haben werden, muß der Geschichte anheim gestellt werden. Heute ist jedenfalls neben deren Entwicklung vor allem der politische Kampf im Anzuge, mit dem Ziele, den Monopolmächten den Einfluß auf die Gesetzgebung zu entwenden und die Staatsgemeinschaft selbst dem entsprechend zu gestalten. Vor allem ist sie gegen die ganz offenbar von jener Seite zu Tage tretende Begier zu sichern, sie einfach wieder im alten Sinne zum ausschließlichen Beherrschungsmittel rückzubilden.

9. Wie schließlich dieser Kampf zu führen ist, das ist eine Frage der besonderen Taktik, und diese wandelt sich je nach den vorhandenen Zuständen und Machtverhältnissen. Abstrakt betrachtet liegen drei Möglichkeiten vor, die Herrschaft des Monopolistenrings zu brechen. Entweder kann Demokratisierung von Gesetzgebung und Verwaltung den Anfang machen, oder es kann genossenschaftliche Zusammenballung der Konsumentenmassen und Organisation der Beziehung zwischen Konsumenten und Produzenten die Grundlage bilden, oder es kann beides zusammenwirken. Darüber Vermutungen aufzustellen, welcher Weg eingeschlagen werden muß, ist hier nicht am Orte. Uns handelt es sich nur um die Frage nach den beiden gegensätzlichen Richtungen, der Entwicklungstendenzen und deren moralischer Beurteilung.

10. In jedem Falle steht so viel fest, daß die Gegensätze immer schärfer zu Tage treten, und daß ein Ringen um die Welt-herrschaft im Anzuge ist. Der Aufmarsch dazu findet statt, und die Frage bei diesem Kampfe ist, ob eine neue Ära der Beherrschung und Ausplünderung der Welt durch eine Hand voll Monopolisten das nächste Entwicklungsziel ist, und ob schon der werdende Monopolismus diejenigen Gegenwirkungen zu zeitigen vermag, die einer Ära der Gemeinschaft schon in absehbarer Zeit den Weg frei machen. In letzterem Falle würden wir statt der labilen und formalen Gemeinschaft des verflossenen verkehrsgesellschaftlichen Rechts- und Verfassungsstaates, dessen leere Schale wir haben,

eine wirklich inhaltliche Gemeinschaft als maßgebende und regierende Obergewalt über die heute vielfach schon internationalen monopolistisch gewordenen Betriebe bekommen. Der Zustand des Überwaltens der Gemeinschaft über Objekts- und Verkehrsbeziehung, wie es innerhalb der alten Gentilgesellschaften instinktiv und auf kleinem Bereiche stattfand, würde in höherer Form wieder eintreten. Die Tributgemeinschaft würde nun einer bewußten wirtschaftlichen Gemeinschaft der ganzen Kulturwelt Platz machen, wobei natürlich die nationalen Staatsbildungen nicht zerstört, sondern Glieder solcher Gemeinschaft würden. Die Herstellung solcher Gemeinschaft ist das bewußt erstrebte Ziel der modernen sozialistischen Richtungen, insbesondere des Arbeitersozialismus, der Sozialdemokratie.

C. Die Überordnung der Gemeinschaft.

XVI. Der Sozialismus allgemein.

1. Gemeinschaft ist das unabweisbare Bedürfnis des Menschen, da er für sich allein nicht nur seine Fähigkeiten nicht entwickeln kann, sondern auch hilflos vergehen muß. Diese Tatsache, nicht etwa eine über den Wassern schwebende Vernunft, zwingt den Menschen zur Gemeinschaft hin, und läßt ihn noch den mattesten Schimmer von Gemeinschaft der völligen Anarchie vorziehen. Den größten Despotismus heißt er willkommen, wenn sich gezeigt hat, daß andere Bestrebungen, bessere Gemeinschaft zu schaffen zum Bankerotte führten. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum vorstürmender Gemeinschaftsfreunde, wenn man glaubte, die nach einer Revolution wiederaufgerichtete Herrschaft habe nur den Bedürfnissen der nun Herrschenden ihr Dasein zu danken. Sie entspringt auch dem Bedürfnis nach wenigstens einiger Ordnung, wenn bessere sich als unerreichbar gezeigt hat. So rettet sich auch der Schwimmer im wilden Meere, wenn das Schiff gescheitert ist, lieber auf eine wüste Insel, wo er sich nur von Schalthieren wird ernähren können, als daß er sich, seiner schwachen Kräfte bewußt, dem unsicheren Schicksal weiterer Schwimmfahrt überließe, wenn kein anderes erreichbares Ziel winkt. Aber, wie er leiblich verkommen muß, wenn er gar keine Nahrung findet, so muß er materiell und moralisch verkommen, wenn gar nichts mehr von Gemeinschaft vorhanden ist. So lange er also noch nicht ganz verkommen ist, strebt er nach Gemeinschaft.

2. Gemeinschaft tritt aber dann als praktische Idee auf. Die Idee der Überordnung der Gemeinschaft vor allem ist ja nicht verwirklicht, nur Projekt. Diese Idee ist umso reiner, je unbestimmter das Ziel ist. Denn dann kann die ganz natürlich und

unbewußt im Menschen wirkende Abstraktion sich am reinsten herausarbeiten, weil sie am wenigsten von der Rücksicht auf widerstrebende Wirklichkeiten beengt ist. Beachtet bleiben muß dabei: Idee, heißt nicht bloß Gedanke und Wunsch, sondern bewußte Triebkraft des Willens zu einem — in seiner Vollendung unendlichen — Ziel. Idee hat nicht ein fertig ausgebautes Ziel, sie ist kein Ideal und keine Schablone. Die Idee weist auf eine mehr oder minder bestimmte Zielrichtung, das ist ihr Wert und ihr Wesen. Nur dazu ist sie Triebkraft.

3. So ist es mit der Gemeinschaftsidee des Sozialismus. Sozialismus ist Gemeinschaftsidee, aber Gemeinschaftsidee besonderer Art. Alles was die Menschen jeweils gemeinsam tun müssen, auch in Gemeinschaft tun, das ist die Grundidee des konsequenten Sozialismus. Das Ziel der sozialistischen Gemeinschaftsidee ist, das Sachverhältnis und Verkehrsverhältnis überall da auszuschalten, wo gemeinsame Arbeit möglich ist, und die verbleibende individuelle und gesellschaftliche Tätigkeit der Gemeinschaft unterzuordnen. „Unterordnung der besonderen Gelüste und persönlichen Interessen unter das allgemeine, kommunale, nationale und schließlich internationale Heil“ ist genereller Inhalt der „Moral“. (Dietzgen.)

4. Die Moral ist zu allen Zeiten einzig und allein dem Gemeinschaftsbedürfnisse entsprungen; aber ihre Bestimmtheit hat sie stets erst durch die gewaltige geschichtliche Art erhalten, wie die Gemeinschaftsbedürfnisse sich gestalteten und zu den Sach- und Verkehrsbeziehungen verhielten. Die Überordnung des Sachverhältnisses über die Gemeinschaft führte notwendig zu dem Bestreben, dies Beherrschungsverhältnis selber als Gemeinschaftsverhältnis zu sanktionieren und so verschiedenartige Gängelmoral zu schaffen. Das Bestreben, die Gemeinschaft formal über, in der Tat unter das Erwerbsverhältnis zu stellen, konnte nur eine teilweise und wesentlich formale Rechtsordnung begründen, das Gewaltverhältnis aber nicht beseitigen. Das Bestreben, die Gemeinschaft selbst als oberste Macht über die anderen Beziehungen zu stellen, ist das moralische Streben schlechthin. Ihm gegenüber werden aber auch praktisch alle anderen Verfassungen nur Notbehelfe. Sie gelten, so lange keine andere Möglichkeit besteht; sie werden falsch und sind zu beseitigen, sobald bessere Gemeinschaft möglich ist, sie sind positiv unmoralisch, sobald sie sich in einer, besserer Gemein-

schaftsbildung entgegengesetzten Richtung bewegen und solche zu hindern streben. Hier bildet sich heute nicht nur politisch sondern auch moralisch der Gegensatz immer schärfer heraus.

5. Die Idee sozialer Gemeinschaft taucht immer wieder auf, sobald die Widersprüche des bestehenden Zustands derart unerträglich werden, daß eine Neuordnung unvermeidlich wird, sie ist umso stärker, je größer die Wirren sind. Aber sehr verschieden ist die Art, wie sich die Gemeinschaftsidee vorwagt. In den Köpfen, in der Abstraktion, wo alle Bestimmtheiten vermieden werden, hat die religiöse und philosophische Ethik sich frühe zu einem hohen Grade der Vollkommenheit herausgearbeitet. Das geschah im Platonismus, im Christentum, in verschiedenen Gedanken der Reformationszeit, und in der Heroenzeit des Liberalismus, wo Kant in seinem Reiche der Zwecke sogar bereits den sozialistischen Grundgedanken deutlich herausgearbeitet hat. Aber gerade diese Theorien bogen stets wieder um und wurden zu Dienern statt zu Beherrschern des Objektverhältnisses, als die Macht sie konkret darzustellen versagte.

6. Zu den religiösen Hoffnungen und den philosophischen Theorien kommen dann die Zukunftsbilder einer sozialen Gemeinschaft. Sie nehmen bereits die konkrete Grundlage, die Wirtschaft auf das Korn und wollen sie sozialistisch gestalten. Platos Republik, Morus Utopie, Campanellas Sonnenstaat, Bacons neue Atlantis u. s. w. bis zu den modernen Zukunftsstaatsversuchen, bei Bellami und Anderen zeigen dasselbe Gepräge, die menschliche Gemeinschaft auf Gemeinschaft menschlicher Wirtschaft zu begründen. In das wirkliche Leben traten dann die sozialistischen Versuche wie sie in früherer Zeit bei den Lollharden, den Wiedertäufern, den mährischen Brüdern u. a., in neuerer Zeit durch St. Simon, Fourier, Owen, Cabet und durch verschiedene andere religiös oder human bestimmte kommunistische Gemeinschaften vertreten werden.

7. Dann aber erscheint der eigentlich politisch-soziale Sozialismus der Arbeiterbewegung, welcher darauf ausgeht, nicht in und neben der bestehenden Gesellschaft den „Kommunismus“ aus kleinen Experimenten emporwachsen zu lassen, sondern die Gesellschaft selbst vor allem mittelst politischer Hebel in Wirtschaftsgemeinschaft überzuführen. Diese Bestrebungen knüpfen an die wirtschaftliche Entwicklung selber an. Sie sind in ihrer Triebkraft wesentlich bedingt durch das Anwachsen jener Lohnarbeiterschaft,

welche als Konsumenten frei, als Produzenten aber an die Sklavenkette des Kapitalismus gefesselt sind und im steigenden Maße Bestimmung über die Früchte ihrer Arbeit begehren. Diese Arbeiterbewegung, die sich zum erstenmal im englischen Chartismus, sodann in Frankreich durch die Arbeiterbewegung von 1848 hervor getan hat, ist seitdem von Deutschland aus durch Marx und Engels mit einer Theorie versehen worden, die der heutigen Bewegung trotz allem das Hauptgepräge gibt.

8. Sie nennt sich wissenschaftlicher Sozialismus, nicht etwa in der Anmaßung, als habe sie nun alle Wissenschaft eingelöffelt, sondern weil sie der Methode folgen will, aus der Erkenntnis der tatsächlich gegebenen Entwicklungsfaktoren die zukünftige Gestaltung der Dinge zu beeinflussen. Die Arbeiterschaft ist in ihrem Anwachsen der Grundfaktor, der durch die Bedingungen seiner Existenz dem sozialistischen Ziele instinktiv zugetrieben wird. Diesen Trieb zum Selbstbewußtsein zu erwecken und damit die reale Macht zur Beherrschung des Kapitals und zu dessen Überführung in sozialistische Kontrolle zu erlangen, ist der praktische Zielgedanke dieses Sozialismus.

9. Unsere Erörterung, die nur eine Fundamentierung der Ethik vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte bezweckt, kann sich nicht mit den politischen und sozialen Einzelheiten der verschiedenen sozialistischen Richtungen befassen. Wir können nur die ethischen Grundlinien der Hauptgruppen kurz darlegen. Die religiöse und die philosophische Ethik des Gemeinschaftsgedankens müssen hier mit ein paar kurzen Bemerkungen vorlieb nehmen; die Utopien und sozialen Kleinversuche müssen ganz übergangen werden. Dagegen sind die grundlegenden Unterschiede der Moral des uns heute vor allem praktisch interessierenden Arbeitersozialismus von der Moral des Herrentums und der Verkehrsgesellschaft genauer zu kennzeichnen und wenigstens in einigen ihrer Hauptgrundzüge zum Verständnis zu bringen. Denn gerade für den in der Verkehrsgesellschaft Aufgewachsenen ist es ganz außerordentlich schwer, sich ein richtiges Bild von dem fundamentalen moralischen Unterschiede zu machen, der zwischen ihm und dem Sozialismus besteht. Er ist nur zu leicht geneigt, bloße Verzerrungen und Übertreibungen zu sehen, wo durchaus notwendige Konsequenzen der für ihn unverständlichen sozialen Triebkräfte vorhanden sind. Gerade weil die sozialistische Ethik sich mit derjenigen der alten Verkehrs-

gesellschaft in verschiedenen Hauptgrundzügen berührt, ist es doppelt schwer, die Unterschiede richtig zu würdigen und zu verstehen, warum der sozialistische Arbeiter da, wo der Liberale schon ganz einverstanden sein kann, erst recht mit kritischem Messer einsetzen muß.

XVII. Religiöse Gemeinschaftsmoral.

1. Von den großen religiösen Systemen, welche der Welt ihre Moral aufgeprägt haben, ist für uns Europäer vor allem das Christentum wichtig, da es das Abendland während anderthalb Jahrtausenden beherrscht hat und noch heute mächtigen Einfluß ausübt. Dem Ursprunge nach ist es, ebenso wie die ihm entsprungene Reformationsbewegung, aus Lebensentwicklungen hervorgegangen, in denen alte Lebenszusammenhänge zerstört, neue noch nicht aufgebaut waren. Da erwachte der intensive Drang nach Gemeinschaft; die Unterdrückten waren es, die das zuerst empfanden und von dem Drange erfaßt wurden; daher erhielt der Kern der Religion durchaus ein proletarisches Gemeinschaftsgepräge. Das Reich Gottes, darin alle Brüder sind, war zweifellos der innerste Kerngedanke des Christentums, um den sich alles andere herumlagerte. Gott aber ist der religiöse Ausdruck für das Vollkommene. Das Reich Gottes also ist das Reich der Vollkommenheit. Und dieses Reich erwartete man im Anfang zweifellos ganz leibhaftig auch auf der Erde. Man wartete ganz in der Weise, wie es unterworfenen Tributstämme zu tun pflegen, auf den mächtigen Erlöser, der die Freiheit wiedergeben sollte. Das Christentum unterschied sich nur dadurch von den früheren Messiaserwartungen, daß es die spezifisch jüdische Stammeshoffnung schon zu einer allgemein menschlichen Hoffnung für alle den Messias anerkennenden Gläubigen umzugestalten begann. In dieser Erweiterung hofften die Christen tatsächlich auf die Wiederkehr des Heilands, der sie zur Herrschaft über die Widersacher berufen und das Reich der Bruderschaft aufrichten werde.

2. Aus diesem Grundgedanken stammen dann alle die gemeinschaftsmoralischen Sätze, welche das Christentum und seine Moral so hoch stellen. Das notwendige Korrelat des Gottesreichs

der Vollkommenheit, die Bruderschaft der Menschen mußte auch in den Moralsätzen zum Ausdruck kommen, die sich auf das Benehmen gegen die Brüder bezogen. Die humanen Tugenden der Liebe, des Erbarmens, die moralischen der Verträglichkeit und der Gerechtigkeit mußten mit allem Nachdruck in den Vordergrund treten. Damit verband sich der Gegensatz gegen die Formal-schranken des Pharisäismus, die zu zerbrechen waren, wenn der neue lebendige Inhalt frei sollte strömen können. Das waren durchaus Grundsätze der Gemeinschaft, der Gesinnungsgemeinschaft allerdings, die sich hier ausdrückten, die aber jedenfalls das Reich der Vollkommenheit zum Willensziele hatten.

3. Damit aber war durchaus nicht die Begleiterscheinung aufgehoben, die der Gegensatz des neuen Ziels gegenüber den Außenstehenden als Sachverhältnis zu diesem hervorbringen muß. Der Blutdurst und die Rachsucht gegen die Feinde prägt sich trotz dem „Liebet eure Feinde“ deutlich in den Bildern der Offenbarung Johannis aus. Sieg über die Heiden und deren Vernichtung ist da das Ziel. Sodann hat die Bewegung zunächst durchaus proletarischen Charakter. Der tritt ganz ursprünglich in der Geschichte vom reichen Manne und vom armen Lazarus hervor. Jener muß brennen, nicht für irgend einen Fehler, und Lazarus kommt in Abrahams Schoß, nicht für irgend eine Vortrefflichkeit. Davon ist kein Wort gesagt; das dichten spätere Theologen hinzu. Nein, ganz ausdrücklich werden die Rollen deshalb im Jenseits umgekehrt, weil jener es hier gut, dieser aber schlecht gehabt hat, also nur zum Ausgleich. Auch die Geringschätzung der Arbeit zeigt den Charakter des damaligen, von der Hand in den Mund lebenden Proletariats auf das deutlichste.

4. Damit aber hängt zusammen, daß von vornherein die lebendige Triebkraft mangelte, das Reich Gottes durch eigne Kraft aufzubauen. Der Messias sollte ja kommen, und es bringen. Bis dahin galt natürlich nur Vorbereitung. Aber diese Vorbereitung bestand wesentlich in dem festen Glauben an den kommenden Erlöser und in der Bereitung des Gemüts für dies Kommen. Drum war das Christentum weit mehr Gesinnungs- als eigentliche Zielgemeinschaft. Dabei ging der Gedanke von vornherein unsicher hin und her, wo denn das Reich erbaut werden sollte. War es hier auf der Erde? War es in einem Jenseits? War es am Ende gar nur inwendig in uns? Anfangs stand jeden-

falls der erste Gedanke im Vordergrund. Die letzten beiden Gedanken traten dann immer mehr hervor, mit ihnen stimmt die gepredigte Verachtung der irdischen Güter; auch etwas Charakteristisches für Menschen, die sie nicht erhoffen dürfen, und denen die erzwungene Entbehrung durch den Gedanken an die Wertlosigkeit des Entbehrten mundgerecht gemacht wird. Und wenn man die irdische Bedrückung nicht abwerfen konnte, so war es ebenfalls ein Trost, wenn man ruhig Unterwerfung unter das Unvermeidliche predigte. „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat.“

5. Daß damit ein innerer Widerspruch klaffendster Art in die Moral der neuen Religion hineinkam, merkte man nicht. Die tatsächlichen Verhältnisse hatten ihn geschaffen, und mit der bald völligen Hinüberwanderung des Gottesreichs ins Jenseits war er wieder verklebt. Der Gemeinschaftsgedanke sagt: „Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen“. Der Zwang des Lebens aber sprach: „Seid untertan“. Die lebendige Triebkraft der Gemeinschaftsidee hätte Widerstand gegen den Widersacher erzeugen müssen. Die Hoffnungslosigkeit sagte: „Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen“. Die Gemeinschaftsidee gebot Arbeit für sie; die realen Verhältnisse machten, daß man nur von einem gütigen Herrn die Fristung des Lebens erwarten konnte, und trieben nicht oder nur wenig zur Arbeit. Die Gemeinschaftsidee redete von der Macht des Guten über das Böse, der wirkliche Druck der bösen Beherrschung aber forderte Demut und Hingebung, willenloses Leiden, passiven Gehorsam. Da gab es nur den einen Ausgleich: Das konnte nur zusammen bestehen, wenn das irdische Jammertal die von Gott, dem vollkommenen gesetzte Vorbereitung auf ein Jenseits war, das erst nach dem irdischen Leben ererbt ward. Und so schuf sich schon frühe, wie es scheint, die mit dem tatkräftigeren Diesseitsgedanken sich unklar mengende Jenseitshoffnung den allein möglichen Ausgleich der Widersprüche.

6. In dem Maße aber, als dieser Ausgleich sich in den Gemütern vollzog, hörte das Christentum auf, für das damalige Herrentum schreckhaft zu sein. Der revolutionäre Grundgedanke, welcher Gott, d. i. der Vollkommenheitsidee, mehr folgen hieß, als den Menschen, mußte dem Herrentum natürlich als Unterhöhlung des moralischen Halts seiner Herrschaft erscheinen, und wäre es, wenn er radikal hätte durchgeführt werden können, auch wirklich gewesen. Da aber

die praktische Unmöglichkeit der Durchführung solcher Gemeinschaft einmal jene Jenseitsbrücke zwischen Gemeinschaft und bestehender Herrschaft erbaut hatte, ward das Christentum ein ganz vorzügliches Mittel, um die Menschen zu beherrschen. Alle diejenigen Momente, welche ursprünglich der Notwendigkeit entsprangen, sich mit dem Drucke des Herrentums abzufinden, werden allgemach zu notwendigen Bedingungen, um des Himmelreichs teilhaftig zu werden, und damit zur Hauptsache. Der Gedanke der Bruderschaft wird von den Herren ganz für das Jenseits vertagt, der Gehorsamsgedanke wird dafür umsomehr sanktioniert. Das Herrentum zeigt sich dann gegen die Unterdrückten innerhalb des Christentums in nicht minderem Maße barbarisch, als im alten Heidentum; es ist moralisch vom christlichen Grundgedanken unberührt geblieben, wenn man nicht etwa einzelne Ausnahmen — die sich auch früher schon fanden — als Regel paradieren lassen will.

7. Damit aber erweist sich, daß das Christentum als ganzes unfähig geworden ist, moralische Leitmacht zu sein. Wenn wir genötigt sind, kritisch zu prüfen, und erst nach dem Ergebnis der Prüfung hier annehmen, dort ablehnen müssen, so ist offenbar unser moralischer Maßstab in unserer Kritik, nicht mehr im historischen Christentum selbst enthalten. Nun ist freilich richtig, daß die Aufforderung zu solcher Prüfung im Gemeinschaftsprinzip selbst enthalten ist: „Prüfet alles“. Daraus können diejenigen, welche diese Seite aus dem vielgestaltigen Gewebe des Christentums herausziehen, immerhin ihre Berechtigung ableiten, sich auch heute noch Christen zu nennen. Aber sie sind es nicht im historisch kirchlichen Sinne. Die Kirche ist vielmehr mit wenigen Ausnahmen die historische Form gewesen, welche die Seelen zum Dienste des Herrentums präpariert hat, indem sie vor allem die Herrenpflicht in den Gewissen verankerte, den blinden Gehorsam zum obersten Gebote machte, und die Verletzung der von den Herren aufgezwungenen Verpflichtungen zum größten aller Frevel stempelte. Mit dieser Entwicklung des Christentums zur Gängel-moral war aber gerade die dem Gemeinschaftsprinzip entgegengesetzte Seite zur maßgebenden Grundlage gemacht. Auch der Teufel kann sich auf die Schrift berufen.

8. Daraus erklärt sich der immer heftigere Zwiespalt, der sich heute in der Kirche selbst zwischen dem auch in ihr langsam wiedererwachenden Gemeinschaftsprinzip und dem Gehorsamsprinzip

erhebt. Gängelmoral oder Gemeinschaftsmoral? das ist die Frage geworden, die heute die Kirche ebenso zu zersetzen beginnt, wie sie die Staatswesen erschüttert. Und damit tritt auch heute wieder jene ausschließliche Alternative immer unerbittlicher hervor, welche die Bibel in die Worte kleidet: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“.

VIII. Die philosophische Gemeinschaftsethik.

1. Die philosophische Gemeinschaftsethik wird vor allen Anderen von zwei großen Namen getragen, im Altertum von Plato, dessen Gedanken ja auch das Christentum mächtig beeinflußt haben, und in neuer Zeit von Kant. Platos Idee des Guten ist Gemeinschaftsidee. Sie ist Zielrichtung des Wollens. Nur was auf sie hinzielt ist gut. Ablenkende Begierden und Triebe werden abgelehnt, so radikal freilich, daß man gar nicht mehr weiß, was denn nun zum Guten treiben soll. Sodann ist die Einsicht in die Idee aufgenommen und damit die moralische Selbstbestimmung, wie sie aus der Gemeinschaftsidee notwendig hervorgeht. Ihr unterstehen die vier Haupttugenden, die Gerechtigkeit, die Weisheit, die Mannhaftigkeit und die Selbstbeherrschung; Tugenden, die im wesentlichen die Grundlagen aller Gemeinschaftstugenden sein und bleiben müssen.

2. Und endlich nähert sich seine sehr abstrakte Ethik doch der Wirklichkeit, indem sie Verwirklichung der Sittlichkeit im Staat fordert. Wie Plato sein Staatsideal gestaltet (als Utopie), kümmert uns hier nicht, wohl aber, daß ihm ein solches Ziel war. Nicht aus der Gemeinschaft kam für Plato die Idee des Guten, aber zur Gemeinschaft war sie bestimmt. Die Gemeinschaft, aus der sie hätte kommen können, war ja nicht da, nicht einmal als Willensgemeinschaft. Daß es die Wirren des untergehenden Griechentums waren, die ihm diese Idee erwachsen machten, merkte er nicht. Aber Platos Idee hat in seiner „Republik“ doch ein praktisch politisches Ziel gefunden, während das Christentum seine Idee sofort mit ihr entgegengesetzten, sie für die Wirklichkeit wieder lähmenden, ja aufhebenden Elementen umrankte. Freilich, das Christentum bildete

dafür wenigstens eine Gesinnungsgemeinschaft, während Platos Republik nicht Ziel einer umfassenden Gemeinschaft werden konnte.

3. Aber einen Zwiespalt hatte doch das Verhängnis von Anbeginn auch in diesen erhabenen Moralbau gesenkt. Weil die Idee nicht auf der Grundlage der Wirklichkeit in ihrem Werden nachgewiesen wurde, enthielt sie im Keime doch schon jenes Jenseitige, das nachher zu positiv gespenstischem Dasein kam. Sie war nicht bloß Richtlinie für das Handeln, nicht nur eine zu unendlicher Vervollkommenungweisende Idee, sondern ein Urbild des Vollkommenen selbst. Idee und Ideal, Idee und bloßer Begriff kamen in ihr in eine unheilvolle Verschmelzung. Aus diesem Gemenge stahl sich die lebendige Idee als Willenstriebkraft nur zu leicht hinweg. Statt daß nun sofort das völlige Nichts offenbar geworden wäre, blieb immer noch die leere Hülse des Vollkommenheitsbegriffes, den man als Ideal und Wunsch und Hoffnung verehren konnte, ohne im geringsten von lebendiger Idee, zum Ziele zu wirken, erfaßt zu sein. Und gerade diese Seite seines Wesens übertrug der Platonismus auf das Christentum, das ja vielfach die gemütvollere aber kraftlose Idealverehrung geradezu zum Kultus gemacht hat. —

4. Wenn auch schon im Mittelalter der Platonismus in kirchlicher Umbildung wieder erneuert ward, der Mann, der ihn grundsätzlich erneuerte und umschuf, war Immanuel Kant. Er erneuerte ihn nicht bloß, er hob ihn theoretisch auf höhere Stufe, indem er die Idee wirklich zu einer Zielidee erhob, die Idealbegriffe aber zurücktreten ließ. Dazu verhalf ihm die Lebensentwicklung, die gerade daran war, den Verkehrsstaat zu bauen. Dessen beste Träger sahen ja in diesem die allgemeine Menschengemeinschaft erstanden; dem entsprach auch Kants System. Der Verkehrsstaat war freilich tatsächlich nichts als die formale Hülle der Verkehrsgesellschaft. Er gab nur deren Umform und sanktionierte die Art, wie der Verkehr stattfinden sollte. Aber Kant ging darüber hinaus. Der Gedanke eines „Reichs der Zwecke“ besagt mehr als bloße Verkehrsgesellschaft. Und wenn Kant auf Platos Staat hinweist als auf eine „notwendige Idee“, so ist darin tatsächlich Gemeinschaftsgedanke enthalten. Es ist nicht zufällig, daß gerade diejenigen Kantianer, die in dieser Richtung des Kantischen Denkens erzogen sind, zu Sozialisten zu werden pflegen.

5. Freilich ist weder diese Seite die einzige, die für Kants Ethik in Betracht kommt, noch ist der Sozialismus, der ihr ent-

entspringt, so ohne weiteres dem Sozialismus gleich, der sich heute auf der Grundlage proletarischer Bedürfnisse entwickelt. Man hat ihn darum von dort her den „ethisch-ästhetischen“ Sozialismus gescholten. Für Kant selbst ist natürlich die lebendige Kraft des bestimmten Gemeinschaftsstrebens, die den modernen Arbeiter treibt, nicht vorhanden. Der Ursprung seiner Idee ist ihm daher ebenso wenig wie einst Plato bekannt. Er sucht ihn in der Vernunft ganz allgemein und merkt nicht, daß diese Vernunft doch nur das Gesetz der Gemeinschaft abstrahiert und zur praktischen Idee verallgemeinert, daß aber die anderen Lebensbeziehungen in ihrer Zugehörigkeit und Unabtrennbarkeit doch ebenfalls in Rechnung zu ziehen wären. Aus jeder der drei Grundbeziehungen kommt eben eine verschiedene „Vernunft“, und aus jeder ihrer Mischungen wieder andere „Vernunft“. Nun ist es freilich richtig, daß die Überordnung irgendwelcher starken Gemeinschaft über die anderen Verhältnisse das moralische Ziel ist und auf andere Weise Moral unmöglich allgemein herrschender Faktor werden kann. Aber damit ist keineswegs gesagt, der Mensch könne nun einfach von jenen anderen Faktoren, von der Gesellschaft und vom Objektverhältnis absehen und ohne weiteres so handeln, wie es die abstrakte Gemeinschaftsidee als normal anzeigt.

6. Hierin aber besteht Kants wesentlicher, grundlegender Fehler. Er sagt in seinem kategorischen Imperativ nicht etwa: Handle so, daß immer vollkommenere Gemeinschaft erzeugt wird, sondern — „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne“. Das könnte man nun freilich dem Worte nach auch in richtigem Sinne auslegen. Aber Kant legt es nicht so aus; er fordert einfach, man solle bei jeder Handlung fragen, ob sie, allgemein gedacht, zum Prinzip allgemeiner Gesetzgebung passe und man solle sich danach kurzerhand entscheiden. Da ist nun freilich ohne weiteres offenbar: Lüge, Diebstahl, Totschlag, Untreue etc. sind nicht als Prinzipien einer allgemeinen Gesetzgebung tauglich; folglich, so sagt Kant, sind sie auch in keinem Falle moralisch zu rechtfertigen. Wie ernst das Kant meint, zeigt sich aus seiner Beurteilung der Lüge. Wenn ich einen Verfolgten vor dem Mörder verborgen habe, und dieser fragt danach, wo jener sich befinde, so soll ich die Wahrheit sagen. Nur dann sei ich von der Verantwortung frei. Hierin, nicht in seinem Formalismus, liegt der Rigorismus Kants.

Aber es ist nicht einmal Rigorismus. Es ist inkonsequente, sich selbst aufhebende Schablonisiererei. Denn wenn ich die Wahrheit sage, so habe ich Untreue gegen den Verfolgten begangen; und das stimmt auch nicht zu einer allgemeinen Gesetzgebung. Also besteht dauernd ein Widerspruch, so oder so; der Imperativ Kants ist ebenso logisch, wie etwa das Gebot, mit einer Lokomotive durch einen Berg zu fahren, durch den noch kein Tunnel geschlagen ist.

7. Aber das Schlimmste dabei ist, daß auch Kants Moralforderung eben durch ihre Starrheit ganz vortrefflich zur Gängelmoral geeignet wird. Der Herrenmensch kann mit mir machen, was er will, wenn er weiß, daß ich mit dem Gewissensband solcher Moral gefesselt bin. Wie das Christentum, so ist auch der Kantianismus vielen Herrenmenschen nicht etwa seines Grundgedankens halber, sondern eben dieser Konsequenzen halber so überaus sympathisch. Daß er Gängelmoral ohne gleichen zu werden vermag, macht ihn dann umgekehrt denen leicht verdächtig, welche diese Seite erkennen und verabscheuen, aber seine andere Seite nicht zu würdigen im Stande sind.

8. Mit diesem Zuge verbindet sich ferner, als Konsequenz der genannten Auffassung des Imperativs, der Gedanke, die Gemeinschaft werde dadurch hergestellt, daß jeder für sich dem Gemeinschaftsgebote gemäß handle. Die Gemeinschaft selber wäre danach ein bloßes Gedankenabstraktum; es gestaltete sich zur Realität einfach dadurch, daß alle Einzelnen ihm gemäß ihren Willen richteten. Daraus aber gäbe es noch lange keine konkrete Verfassung, auch wenn diese nur Umform einer Verkehrsgesellschaft wäre. Denn selbst solche muß geschaffen werden, und ein Handeln ihr gemäß ist oft gar nicht möglich, ehe sie da ist. Die genannte Auffassung des Imperativs läuft also auf ein ganz unhaltbares, mit Kants eignen Grundsätzen in Widerspruch stehendes moralisches Manchestertum hinaus.

9. Mit dieser Unklarheit bei Kant hängt auch eine Unklarheit im Begriffe der Freiheit zusammen. „Handle frei!“, das ist ja eine seiner Fassungen des kategorischen Imperativs. Und insofern ist ja seine Freiheit bestimmt, als frei handeln gemäß den Bedingungen eines Reiches der Zwecke handeln heißt. Aber nun setzt er auch hier die Möglichkeit voraus: „Du kannst, denn du sollst!“. Als ob der größte Virtuose ohne Instrument spielen könnte, ganz abgesehen

davon, daß er ohne Instrument kein Virtuose werden kann. Diese Freiheit erhält dadurch doch wieder etwas mystisch-gespenstisches und muß daher doch wieder in einem nebelhaften Reiche des „Intelligiblen“ untergebracht werden.

10. Daß Kant im Übrigen auf weiten Gebieten der praktischen Anwendung trotz seines Gemeinschaftsprinzips in dem bloßen Verkehrsverhältnis stecken bleibt, ist nicht zu verwundern. Das soll man nicht scheltend sagen, sondern soll anerkennen, daß er trotzdem schon so weit darüber hinaus sehen konnte. Allein, gesagt muß es werden. Seine weitere Fassung des Imperativs, wonach niemand den Anderen bloß als Mittel, sondern zugleich als Selbstzweck behandeln soll, ist nicht Ausdruck für die Willenssolidarität des Gemeinschaftsverhältnisses, für ein Reich der Zwecke, sondern durchaus Ausdruck jener Verkehrsnotwendigkeit, die den Anderen als freien Kontrahenten anerkennen muß, wenn das Verkehrsverhältnis nicht umkippen soll. Es ist das Wort „Leben und leben lassen“ in philosophische Form gebracht. Daß Kant ferner auch jene Konsequenz des Verkehrsbürgertums zog, wonach der Nichtselbständige nicht als Vollbürger anzuerkennen sei, gehört ebenfalls hierher. Die Freiheit der Persönlichkeit, die er theoretisch unbedingt fordert, hält hier praktisch nicht Stich. Er merkt gar nicht, daß sie illusorisch wird, sobald nicht jeder mit den Anderen dieselbe Kontrolle über Gesetzgebung und deren Ausführung hat. Aber es ist vollständig innerhalb der Logik der Verkehrsgesellschaft gedacht.

11. Selbst der Formalismus Kants, so richtig er im Wesen ist, hat so einen Beigeschmack, der Bedenken einflößen muß. Gewiß kann in jeder Gemeinschaftsethik die Moral nur formale Angaben machen, d. h. nur Methoden, nicht ein für allemal feste Gebote aufstellen. Ferner bleibt die Ordnung immer Form, ob sie Ordnung einer Wirtschaftsgemeinschaft oder Ordnung einer Verkehrsgesellschaft ist. Von dem, was Inhalt ist, hat kein Titelchen etwas mit der Moral zu tun. Ob um zwölf Uhr die Maschine abgestellt wird, das ist eine technische Frage. Ob es aber dann, wenn es als technisch richtigerkannt ist, gewissenhaftausgeführt wird, das ist moralische Frage. Ob Zölle gemeinschaftsförderlich sind, das ist technisch zu erörtern. Aber sie, wenn sie es nicht sind, dennoch erhalten wollen, oder gar Unkundigen vorspiegeln, sie wären es, das ist eine eminent moralische Frage. Das ist die Beziehung, in der auch alle Gemeinschaftsmoral tatsächlich nur formal ist.

12. Aber es gibt noch ein anderes „formal“. Das betrifft nicht sowohl die Form, die jedes Ding von Natur hat, als die Frage, ob die „Form“ wirklich Form eines Inhalts, oder bloße Umform, die ein Inhalt äußerlich angelegt bekommt, ist, ob sie Haut oder Rock ist. Betreffs der Umform gilt allerdings nicht nur die Frage, ob sie richtig, sondern auch ob sie moralisch gut sei. Sie kann schon an sich ein Verbrechen sein, ein „Ungesetz, das gesetzlich überwaltet“, während jede wirkliche Form nur an und mit ihrem Inhalt in Betracht kommt. Eine früher natürliche Form, die man noch als Umform beibehält, — wie einem Schmetterlinge hier und da einmal noch etwas von der Puppenschale anhaftet, daraus er gekrochen ist — ist ebenfalls dann unmoralisch, wenn sie absichtlich festgehalten wird. Diese beiden Sorten „Form“ zu unterscheiden, ist einigermaßen notwendig, aber daran hapert es.

13. Solch einen Unterschied hat Kant nicht gemacht. Bei ihm fließen beide Formen zusammen, wie man aus seiner Beurteilung der Lüge gegenüber dem Vergewaltiger sieht. Aus der natürlichen Gemeinschaftsbeziehung fließt das formale Gebot, daß man den mit uns Zusammenwirkenden nicht hintergeht. Das versteht sich im Grunde von selbst; und so wird es Regel für gemeinschaftliches menschliches Zusammenleben. Da ist es natürlich angewachsene Form. Wenn diese Regel aber nun abstrahiert ist und unserer Willensentscheidung auch da als Halfter umgeworfen werden soll, wo gar kein Gemeinschaftsverhältnis vorliegt, und wo sie unsere Gemeinschaftsziele vielleicht hindert, da ist sie eine ganz bedenkliche Gefangennahme des Menschen. Der schablonenhafte Halfter zieht sich dann, auch wo er gar nicht paßt, um ihn zusammen und erdrosselt ihn — zum höheren Gaudium der Vergewaltiger. Für das Sachverhältnis gelten ja List und Gewalt. Man sollte doch einmal sehen, wie es beurteilt würde, wenn ein Soldat im Kriege aus Wahrheitsliebe dem ihn ausfragenden Spion Stärke und Stellung seines Heeres verriete.

14. Somit ist Kant, so hoch man seine Gesetzesformulierung auch stellen muß, und so weit sie bereits über die Zeit hinausweist, doch in der Praxis ganz Kind seiner Zeit, ja in der Schablonisierung der Moral sogar hinter ihr zurückgeblieben. Schablone paßt zum alten Herrentum. Praktisch ist seine Moral in ihrer Gesamtheit daher unbrauchbar und höchstens zu moralischer Gängelung für solche geeignet, die der religiösen Gängelung schon entwachsen

sind. Zu Kants Moralgesetz muß, um es brauchbar zu machen, ein Korrelat hinzukommen, das den Menschen die Gemeinschaft selber als Grundlage zeigt und sagt: Wo Gemeinschaft dich mit anderen Menschen verbindet, da handle nach Kants Imperativ; wo aber noch keine Gemeinschaft ist, da suche solche zu schaffen. Der Gedanke, solche, wo sie nicht ist, zu schaffen, muß also die den Willen bestimmende und leitende Grundidee sein und ist es auch in stärkerem oder schwächerem Maße tatsächlich immer gewesen, wenn sie auch mit den anderen Beziehungen noch so sehr verquickt war.

15. Wenn aber auch all dies und noch manch anderes zu beanstanden und abzuweisen ist, zweierlei bleibt dauernd haltbares Ergebnis von Kants Forschung. Er zeigt, daß die Logik des menschlichen Handelns ohne weiteres solche Zusammenhänge als nicht in Ordnung befindlich charakterisiert, die sich widersprechen, und daß die Entfernung des Widerspruchs nur durch Herstellung eines Reichs der Zwecke möglich ist. Und er zeigt zweitens, daß hierzu der freie Mensch und dessen dem Reich der Zwecke entsprechende selbstverantwortliche Willensentscheidung notwendig ist. Das sind Sätze, die unabhängig von dieser oder jener historischen Möglichkeit gelten, wie „zweimal zwei ist vier“ gelten würde, wenn auch nie vier gleiche zusammenstellbare Körper gefunden würden. Daraus aber ergibt sich unmittelbar das Werturteil, das freilich betreffs der Gemeinschaft selbst, nicht betreffs des Einzeltuns zu fällen ist. Wohl fällt auch das Gefühl solch ein Werturteil und sagt: Gemeinschaft soll sein; denn wir fühlen uns behaglich in sicherer Gemeinschaft, wo wir uns aufeinander verlassen können, unbehaglich, wenn wir überall Schlingen fürchten müssen. Den exakten logischen Ausdruck dafür gibt aber erst Kants Gesetz. Und dies Werturteil muß denn auch da, wo die historischen Umstände verwickelter sind, entscheiden. Bewußt oder unbewußt geschieht das stets da, wo stärkere Willensrichtung auf Gemeinschaft vorhanden ist. Die Widersprüche des Vorhandenen zu beseitigen, ist ja die notwendige Bestrebung bewußt wollender Menschen.

16. Aber nun kann man Widersprüche doch nach verschiedner Richtung hin beseitigen wollen. Und da ist es wesentlich, daß wir wissen, nach welcher Richtung sie allein moralischerweise zu beseitigen sind. Ist Gemeinschaft allein die Form des Zusammenklangs, so ist eben damit auch ausgesprochen, daß nur die Entwicklung, die

sich in ihrer Richtung vollzieht, moralisch und wertvoll, die entgegengesetzte aber unwert ist. Und eben damit auch, daß das Streben nach höherer Gemeinschaft moralisch würdig, das entgegengesetzte aber moralisch nichtswürdig genannt werden muß. Dies Werturteil muß vor allem feststehen. Ohne dies tappen wir im Kampfe der verschiedenen Interessen ebenso sehr im Dunklen, wie wir im Dunklen tappen, wenn wir zwar dies Urteil haben, aber die wirklichen Beziehungen des Lebens nicht erkennen oder das Werturteil nicht richtig gebrauchen können.

17. Somit ist die Identität von Gemeinschaftsziel und Vernunftwertung durch Kant erwiesen. Falsch und irreführend aber ist es, heute schon so handeln sollen, als ob dies Ziel erreicht sei. Das Ziel heißt erst: Gemeinschaft schaffen. Und auch dies Ziel kann nicht willkürlich aus dem Hirn entsponnen werden; es kann praktisches Ziel nur dann werden, wenn Zwecke vorhanden sind, die sich in umfassender Gemeinschaft erreichen lassen und wenn Menschen da sind, deren Willen zu gemeinschaftlicher Erreichung solchen Ziels bestimmt ist. Das aber ist heute schon in gewissem Umfang der Fall. Der proletarische Sozialismus erstrebt Abwerfung der jetzigen Beherrschungsform, d. i. des Kapitalmonopols, und Schaffung einer wirtschaftlichen, alle anderen Lebensbeziehungen leitenden Gemeinschaft. Die Grundlagen und Ziele dieses Sozialismus müssen daher vor allen Dingen begriffen werden.

XIX. Die Grundlagen proletarischen Wollens.

1. Die Grundlagen des proletarischen Wollens wachsen ganz unmittelbar und notwendig aus den Bedingungen heutigen Wirtschaftslebens hervor. Trotzdem sind sie für denjenigen, der außer dem Proletariat steht und nicht etwa durch genaues Studium oder durch eignen längeren Einblick in die wirtschaftlichen Grundlagen dieses Wollens eingedrungen ist, ein Buch mit sieben Siegeln. Dies ganze Wollen, für den Proletarier so natürlich, ist für den Herrenmenschen und für den Verkehrsmenschen reiner Unsinn, genau wie das alte Christentum den Heiden als ein Unsinn erschien.

2. Und nicht bloß das Ziel. Wie kann man glauben, daß proletarische Kräfte einen so ungeheuren Wirtschaftszusammenhang, wie ihn unsere moderne Kultur ausgebildet hat, leiten könnten? Wie kann man glauben, daß sie, der Herrenfessel frei, auch nur daran denken könnten, in einheitlicher Disziplin zu arbeiten. Die verschiedenen, aus individualistischer Behandlung einer durchaus nicht individualistisch zu beurteilenden Sachlage hervorgehenden Befürchtungen, wie, daß niemand die schmutzigen Arbeiten tun wolle, daß keine freiwillige Disziplin herrschen werde, daß es ein wirres Durcheinander geben werde, zu behandeln und zu widerlegen, kann natürlich nichts nützen. Durch solche Erörterung kann niemand belehrt werden, der die ersten und einfachsten Grundlagen sozialistischen Denkens und Wollens noch nicht zu begreifen im Stande ist.

3. Denn die Bedingungen der sozialistischen Arbeit sind in der Tat denen der kapitalistischen in entscheidenden Punkten so durchaus entgegengesetzt, daß die Umwandlung der kapitalistischen in sozialistische Produktion allerdings eine „Revolution“ bedeutet, wenn auch eine wesentlich anders geartete, als man es meist darstellt. Auf ethisch-politischem Gebiete ist der Sozialismus zunächst nur konsequente Durchführung der von der Verkehrsgesellschaft geschaffenen Verfassungsideen. Von allerdings anderen als bloßen Verkehrsideen aus wird nur deren Erweiterung auf den Menschen als Persönlichkeit, also auch auf die Frauen, erstrebt. Ein Ausschluß von Rechten soll also niemandem gegenüber möglich sein, dem man die Persönlichkeit nicht absprechen muß. Auf wirtschaftlichem Gebiete aber handelt es sich um eine völlig der bisherigen entgegengesetzte Art der Beziehung zwischen Produktion und Konsum, die vor allem zu begreifen ist. Mit deren Durchführung bildet sich dann das sogenannte politische Gebiet als Form dieser Wirtschaftsgemeinschaft selbst aus, nicht als etwas, das über ihr stände.

4. Die Stellung von Produktion zu Konsum war nach Entwicklung des Kapitalismus die, daß beide einem dritten Faktor, dem Kapital, untergeordnet waren, der sich zwischen sie geschoben hatte und sich beide dienstbar machte. Schon der einfache Warenaustausch setzte Produktion nicht für den eignen Gebrauch voraus. Der Produzent einer Ware mußte das Bedürfnis irgend eines Anderen benutzen, um durch dessen Befriedigung selbst die Mittel zur Befriedigung der eignen Bedürfnisse zu erhalten. Der Konsum des Einen war für den Anderen Mittel, nicht Ziel. Der

Kapitalismus aber produziert nicht einmal mehr in erster Linie für die Befriedigung der eignen Bedürfnisse. Das haben die Reichsten gar nicht mehr nötig. Er produziert, um das Kapital zu vermehren, und damit neuen Reichtum und neue Macht zu erlangen. Also auch die Produktion selbst wird nur Mittel zum Zweck der Kapitalvermehrung, nicht der Bedürfnisbefriedigung. Und der eigentliche technische Produzent, der Arbeiter höheren und niederen Grades, ist ebenfalls nichts als Mittel zum Zweck der Kapitalvermehrung. Produktion, Konsum und Mensch sind der bloßen Kapitalvermehrung dienstbar geworden, bloße Mittel für sie. Und zuletzt wird es der besitzende Kapitalist nicht am wenigsten selbst. Er wird Sklave seines Mammons. Nur das süße Gefühl der Herrschaft über andere tröstet ihn dafür.

5. Kein Wunder, wenn er unwillig wird, daß ihm gerade das, was ihm den Besitz in erster Linie wert macht, entrissen werden soll. Man sage doch einem Kapitalisten: Es soll dir gar nichts weggenommen werden; den Wert deiner sämtlichen Produktionsmittel sollst du bar ausbezahlt bekommen, sogar reichlich — aber das Kommando über die Arbeit, die Möglichkeit, mit deinen Millionen neue Millionen zu machen, die verlierst du ganz und gar, Zins und Profit gibts nicht mehr. Versteht er es überhaupt, daß es möglich sein kann, Millionen zu haben, die keine Jungen mehr kriegen, so ist die stehende Antwort darauf: Was tue ich aber mit meinen Millionen, wenn ich sie nicht nutzbar machen kann. Wenn er die Millionen hat, so muß er doch, wie er meint, auch Zins und Gewinn davon haben, sonst sind sie wertlos. Daß er schöne Bilder, eine prächtige Wohnung etc. dafür haben kann, genügt ihm nicht.

6. Zum Verständnis dafür, wie es möglich sein kann, sozialistisch zu wirtschaften, ist nun freilich der von sozialistischer Seite oft gegebene Hinweis auf die bürokratischen Betriebe, Post, Eisenbahn, Gaswerk und dergleichen, nicht besonders geeignet. Denn erstlich werden diese Betriebe ja heute nur selten in sozialem, sondern meist in fiskalischem, also staats- oder kommunal-kapitalistischem Sinne verwaltet. Auch hier ist der Konsument nicht sowohl Zweck, als Mittel zum Zweck, der Arbeiter Werkzeug, ja oft sogar rechtloseres Werkzeug, als in Privatbetrieben. Und wirtschaftlich hervorragend soll ja nach dem Ausspruche von Sachkundigen die bürokratische Arbeit nicht sein. Kein Wunder! Denn sie ist ja meist nur —

Dienst, nicht dem Interesse an einer gemeinsamen Sache entsprungene Arbeit. Zweitens aber ist die Art, wie Post, Eisenbahn konsumiert werden, doch etwas gar verschieden von der Art, wie die meisten Lebensbedürfnisse konsumiert zu werden pflegen. Eine Anschauung davon, wie genossenschaftliche Produktion für den Selbstgebrauch mit dem Konsum in Beziehung gesetzt werden könne, läßt sich also da nicht gut gewinnen.

7. Dagegen kann etwa die Organisation der ausgebildeten Konsumgenossenschaft einigermaßen als Veranschaulichungsmittel dienen, wenn sie ja auch noch nicht das sein kann, was dem Ideal eines sozialistischen Betriebs voll entspricht. Aber jedenfalls wird in unseren entwickelteren Konsumvereinen das Brot gebacken, nicht etwa um durch den Verkauf einen Profit zu machen, sondern die Konsumenten lassen es zu ihrem Selbstbedarf backen. Ein wesentliches Moment der sozialistischen Wirtschaftsordnung, die direkte Beziehung der Produktion zum Konsum, ist also hier hergestellt. Aber noch ein zweites Moment des Sozialismus ist vorhanden; die Konsumenten verfügen gemeinschaftlich frei beschließend über Betrieb und Produkt. Die letzte Kontrolle wird von Allen ausgeübt. Nur in einer dritten wichtigen Hinsicht sind erst Anfänge sozialistischen Betriebs vorhanden. Die Konsumenten stellen nämlich Arbeiter an, die für sie produzieren müssen, die also insofern, gerade wie die kapitalistischen Arbeiter, Lohnarbeiter und somit Werkzeug in der Hand der organisierten Konsumenten sind, sich deren Kommando unterstellen müssen, nicht also für ihren eignen Gebrauch gemeinschaftlich arbeiten. Und es ist wesentlich für den vollen Sozialismus, daß organisierte Produzenten gemeinsam für den Selbstgebrauch arbeiten.

8. Aber selbst diese Lücke ist insofern minder fühlbar, als die Arbeiter des Konsumvereins als Konsumenten selber dessen Mitglieder sind, und als solche mitzureden und mitzustimmen haben wie jeder andere Konsument. Wo sie bereits zahlreicher sind, können sie schon einen ziemlichen Einfluß auf die Gestaltung ihrer Arbeitsbedingungen ausüben; und wenn sie einmal die Mehrheit hätten, so verfügten sie tatsächlich über die Organisation, es wäre in der Tat eine wirkliche sozialistische Organisation. Somit kann hier wenigstens eine annähernde Anschauung im kleinen, in England sogar schon in größerem Umfange davon erhalten werden, was Sozialismus ist und sein kann.

9. Vor allem aber ist durch diese Genossenschaften für die Zweifler der praktische Beweis erbracht, daß eine wirtschaftlich und technisch vollkommene, oft vollkommenere Betriebsart auf dem Wege gemeinschaftlicher Selbstverwaltung herzustellen ist, als auf kapitalistischem Wege. Die großen genossenschaftlichen Bäckereien, Metzgereien, Mühlen in England und manche bereits in Deutschland genügen höheren Anforderungen, als sie die kapitalistische Wirtschaft bis heute befriedigen kann, abgesehen davon, daß die Stellung ihrer Arbeiter ganz anders ist, als die der Privatbetriebe.

10. Diese Form muß man sich derart, daß die Arbeiter selbst die ausschlaggebende Instanz sind, auf alle Großbetriebe verallgemeinert und durch die erforderlichen Gesamtordnungen verknüpft denken, so hat man den Sozialismus, wie er den Arbeitern als Ideal vorschwebt; eine Umordnung der wirtschaftlichen Betriebsart, die gewissermaßen nur die Rohrleitungen umlegt, durch die bisher der Löwenanteil am Ertrag der Arbeit in die Taschen der Kapitalherrs floß. Für die bereits vorhandenen Staats- und Gemeindebetriebe handelt es sich vollends einzig um Einführung wirklich demokratischer Kontrolle und sozialer Zielrichtung, also um Maßnahmen, die bereits dem Geiste der bisherigen Verfassung entsprechen sollten und nur deren Erweiterung darstellen.

11. Ist das geschehen, so ist der schwere Deckel des Monopolismus vom wirtschaftlichen Gefüge abgeworfen und der freien Entfaltung der sozialistischen Wirtschaft Platz gemacht. Für die Majorität unserer Verkehrsgesellschaft dürfte sich das kaum als große wirtschaftliche Revolution bemerklich machen, so groß sie es auch in Wahrheit ist. Hat sie doch die gewaltige und umfassende Revolution, die sich eigentlich erst im Laufe des letzten Jahrzehnts vollzogen hat und noch Tag für Tag rapid vollzieht — die Aufhebung des freien Markts durch erwerbs- und wirtschaftsgemeinschaftliche Organisationen aller Art — kaum in ihrer vollen Tragweite bemerkt. Und größer als diese im Gang befindliche Revolution ist die noch zu vollbringende wirtschaftliche Revolution durch den Sozialismus kaum; eher geringer. Ein wesentlicher Teil davon ist, die wirtschaftlichen Tributgemeinschaften unschädlich zu machen, die eben wie Pilze aus dem Boden schießen, die Ringe und Kartelle.

12. Gerade die im Gange befindliche Revolution, welche neben kapitalmonopolistischer Entwicklung auch bereits manche Keime

wirtschaftlichen Sozialismus aufgehen ließ und Beziehungen zwischen Konsum und Produktion, insbesondere in manchen Ländern geordnete Beziehungen landwirtschaftlicher Produzenten und städtischer Konsumenten geschaffen hat, macht aber auch in verschiedenster Beziehung nicht nur das Verständnis des Sozialismus für bürgerliche Kreise leichter, sondern er drängt sie selbst dazu ihm zuzustreben. Denn die großen Ring- und Kartellgemeinschaften, die eben erst ihr Ausplünderungswerk recht begonnen haben, empören schließlich nicht nur den Arbeiter, der die Süßigkeiten der Kapitalbeherrschung schon lange zu kosten bekommen hat, sondern auch die Masse der übrigen Bevölkerung. Durch die kapitalistischen Zeitungen geflissentlich im Dunklen gehalten, nach dem Herrengrundsatz „teile und herrsche“ irregeführt, ward sie gegen den Arbeiter als gegen einen Umstürzler derart eingenommen, daß sie die wirklichen Umstürzler nicht bemerkte. Nun wird die Entwicklung auch ihr bessere Ohren machen und bessere Augen schaffen, daß sie sieht, was ist, und hört, was ihr not tut. Dabei wird sie denn vor allen Dingen merken, daß die so schauervoll an die Wand gemalte sozialistische Umwandlung sich bereits vor ihren Augen zu vollziehen begonnen hat, und daß es Zeit ist, die Reben zu spitzen und an Spaliere zu binden, die bisher wild durcheinander gewachsen sind. Vor allem aber wird ihr der Wahn schwinden, den jene Herren des Kapitals geflissentlich bei ihr gehegt haben, als handle es sich um eine radikale Allesverstaatlichung und eine große Zuchthausfabrik, nicht aber um Freimachung zu lebendiger Aufwärtsentwicklung.

13. Es ist freilich erstaunlich, wie sehr alte, einmal eingenistete Vorurteile sich in den Köpfen festbeißen. Bis vor zwei Jahrzehnten konnte man fast von jedem Bürger hören, daß die Sozialdemokraten „teilen“ wollten. Dann kam der große „Zuchthausstaat“, der mit gleicher Zähigkeit sich einbohrte. Und doch hat schon seit anderthalb Jahrzehnten Kautsky, doch gewiß der Radikalsten einer, folgendes in seinem Erfurter Programm geschrieben: „Der Übergang zur sozialistischen Produktion bedingt nicht nur nicht die Expropriation der Konsumtionsmittel, er erfordert auch nicht die Expropriation sämtlicher Besitzer von Produktionsmitteln. Es ist der Großbetrieb, der die sozialistische Gesellschaft notwendig macht. Für die Kleinbetriebe liefe also die Expropriation der Produktionsmittel darauf hinaus, daß man sie ihren bisherigen Besitzern nähme,

um sie ihnen wieder zu geben; ein sinnloses Vorgehen. Die Kapitalisten sind es, welche tatsächlich Bauern und Handwerker expropriieren, die sozialistische Gesellschaft macht dieser Expropriation ein Ende“.

14. Wer nur beobachtet hat, wie schon die schwachen Anfänge des Sozialismus in den Konsumgenossenschaften z. B. in Dänemark dahin wirken, dem Bauern ein geregeltes Absatzgebiet zu geben und wie sie dort für Hebung des Bauernwohlstands weit mehr geleistet haben, als unsere Agrarier dem Bauern durch Zölle vor- spiegeln, der kann eine Ahnung davon bekommen, was eine Ver- allgemeinerung des Sozialismus zur herrschenden wirtschaftlichen Überschicht leisten möchte, und welch Leben da an Stelle des heutigen Zins- und Hypothekendrucks, der heutigen Ratlosigkeit beim Absatz, der Unfähigkeit beim Kleinbesitzer, sich mit den besten Hilfsmitteln zu versehen, treten muß. „Man muß sich eine sozialistische Gesellschaft weder als etwas Starres, noch als etwas Einförmiges vorstellen, sondern als etwas im vollen Flusse der Ent- wicklung Begriffenes und mit jenem Reichtum an wechselnden Formen Begabtes, der naturnotwendig folgt aus der Zunahme der Arbeitsteilung des Weltverkehrs und der Herrschaft der Wissenschaft und der Kunst in der Gesellschaft.“ (Kautsky).

15. Wie die Entwicklung sich wirklich vollzieht, das kann natürlich niemand sagen. Es wäre ebenso töricht, darüber Vermutun- gen zu hegen, als Vorschriften machen zu wollen. Heute ist bei uns in Deutschland die Frage dadurch komplizierter geworden, daß die wirtschaftliche Reaktion auch die politische Macht in der Hand hat und uns in eine für die friedliche und gesetzliche Weiterentwickelung geradezu verhängnisvolle Richtung gedrängt hat, eine Richtung, bei der die letzten Reste von Gemeinschaft im Staate vom Unter- gang bedroht sind und das schlimmste Sachverhältnis bereits form- gesetzlich sanktioniert wird. Darum tritt zunächst die Frage auf, ob die Entwicklung zu steigender Beherrschung und Entrechtung fortgesetzt, oder ob diesem bedenklichen Treiben der Großkapital- und Grundherren noch rechtzeitig Einhalt geboten und die gemein- schaftsfördernde Wegrichtung eingeschlagen werden kann. Es handelt sich deshalb vor allem darum, den Grund und das Ziel der bestehen- den sich bekämpfenden Entwicklungstendenzen zu verstehen. Es ist dringend nötig, daß das aus Unverstand und Böswilligkeit zusam- mengewobene phantastische Schreckgespenst des „Zukunftsstaates“

aus den Köpfen verschwindet, es ist ferner notwendig, daß man nicht sowohl mit der alten faulen Untersuchung beginnt, was die Sozialdemokraten als Personen „wollen“ und was Schreckliches sie da oder dort getan haben sollen, sondern vor allem damit, welch ein Gesicht unsere gegenwärtige Wirtschaftsentwicklung wirklich zeigt, und was sich aus deren Erkenntnis für den Willen ergeben muß.

16. Sobald sie das erkannt hätten, würden die Kleingeister sich schämen müssen, daß sie bisher mit persönlichen Beschuldigungen und zusammengetragenen Klatsch über eine nur sachlich zu beurteilende Angelegenheit richten wollten. Denn freilich, die sozialdemokratischen Arbeiter sind Menschen, unvollkommene Menschen; man könnte endlose Zusammenstellungen von ihren Sünden machen. Aber kann man das Gleiche nicht vielleicht in noch viel höherem Maße bei der „guten“ Gesellschaft tun? Wenn man da all den Lug und Trug, all die Vergewaltigungen und Rechtsbeugungen, all die Beispiele von Korruption zusammentragen wollte, die Sünden der Proletarier würden sich am Ende als ganz bescheidenes Kehrichthäuflein neben einer wohlgefüllten Müllgrube ausnehmen. Und betreffs dieser Mängel fragt sich vor allem stets, wie weit sie aus der zufälligen Beschaffenheit der Individuen stammen, und wie weit sie erst durch die Natur der gesellschaftlichen Beziehungen verursacht oder doch verschlimmert worden sind. Und wenn man das bedenkt, so dürfte sogar ein guter Teil der wirklichen Sünden der Arbeiterschaft auf das Konto der Sachbeziehungen zu setzen sein, die das heutige Leben und gerade die gute Gesellschaft notwendig mit sich bringen. Die Gemeinschaftsmoral des Sozialismus als solchen ist jedenfalls nicht schuld daran.

17. Wo aber ist die sozialistische Gemeinschaft, die wenigstens als Zielgemeinschaft moralisch wirken könnte? Ist es eine politische Partei, die Sozialdemokratie? Aber die schließt ja Gewerkschaft und Genossenschaft nicht ein und muß, eben als politische Partei, gegenüber den religiösen Weltanschauungsfragen, die doch für den Sozialismus hochwichtig sind, neutral sein. Die Partei ist also notgedrungen enger auf der einen, weiter auf der anderen Seite, als es der Sozialismus als streng begrenzte Zielidee verlangt. Die durch die geschichtliche Entwicklung bedingte Tatsache besteht, daß der sozialistische Strom nicht festgeschlossen in einem Bette dahinströmen kann, sondern sich in einige Nebenarme zerspaltet, die dann wieder in verschiedenster Weise zusammenfließen, deren

Wasser aber gelegentlich auch einmal gegeneinanderstrudeln und aneinander aufschäumen. Dies ist jedoch hier nur festzustellen, nicht zu erörtern. Aber den Hauptkern der ganzen Bewegung in Deutschland hat bis jetzt trotzdem die politische Partei gebildet, die Sozialdemokratie. In ihr hat sich das sozialistische Bewußtsein am schärfsten ausgebildet, sie enthält ja auch vornehmlich diejenige Volksklasse, in der es sich notwendig schon instinktiv am deutlichsten zeigen mußte, das industrielle Proletariat. Die proletarische Grundanschauung ist darum insbesondere in der Partei zu betrachten, wenn man den heutigen Sozialismus in seinem moralischen Wesen verstehen will. Die Konsumgenossenschaften, die sich nur praktisch und oft ganz automatisch in der Richtung auf sozialistische Betriebsform hin entwickeln, sind sich unter Umständen dieses Zieles gar nicht bewußt, und können sogar von antisozialistischen Richtungen in Anspruch genommen werden. Sie veranschaulichen also nur die Art, wie sozialistisch verwaltet werden kann, geben aber keineswegs notwendig ein Bild von bewußtem sozialistischem Wollen. Hierzu ist die Partei vor allem geeignet.

XX. Proletarische Gemeinschaftsmoral.

1. Die Sozialdemokratie ist in erster Linie wirtschaftspolitische Zielgemeinschaft. Sie will die demokratische Kontrolle über die gesamten Staatsangelegenheiten zu dem Zwecke erringen, um mittels derselben den Boden für eine Ueberwindung des Kapitalismus im Sinne der Gemeinschaft zu schaffen. Das Großkapital soll danach nicht mehr den Konsum und die Produktion seinen Erwerbs- und Machtzwecken dienstbar machen, sondern es soll seines Kapitalcharakters entkleidet, die Produktivkräfte sollen ihrem natürlichen Zwecke, der Produktion zum Gebrauch und Verbrauch, dienstbar gemacht werden. Dies, nicht etwa eine Allsozialisierung ist das Ziel. Es handelt sich nicht etwa um eine unmögliche völlige Aus tilgung des Gegenstands- und des Verkehrsverhältnisses, sondern um deren Unterstellung unter eine beherrschende Wirtschaftsgemeinschaft. Der Trieb zu solcher Veränderung der heutigen Zustände wird ganz handgreiflich durch die gesellschaftliche Entwicklung

erzeugt und zunehmend verstärkt, da ja jene Entwicklung die freie Verkehrsgesellschaft zunehmend aufhebt und dem Kapitalmonopolismus unterordnet. Wie diese Entwicklung selbst, so ist das Gegenstreben zunächst instinktiv. Aber dieses Streben muß zur Selbsterkenntnis gelangen. Es ist nicht damit getan, daß man sagt, das Streben gehe eben nach der und der Richtung. Es handelt sich doch auch um die Frage, ob die Richtung richtig, ob man das Streben nach ihr hin fördern oder hemmen soll. Wie durchaus auch die Umstände, unter denen die genügtuende Antwort auf diese Fragen gegeben werden kann, historisch bedingt sind, der Inhalt der Antwort, einmal gegeben, lautet unweigerlich: Was zu größerer Gemeinschaft führt, ist moralisch, was Beherrschung und Ausbeutung zu erhalten und zu mehren strebt, ist unmoralisch. Die Frage tritt an den Arbeiter ebenso heran, wie an die Vertreter anderer Interessen. Es fragt sich eben, ob seine instinktiv empfundenen Interessen den Vorrang haben. Und daß diese Frage besteht, bestehen muß, wird auch von Vertretern der radikaleren Sozialdemokratie nicht bestritten. So sagt Kautsky: „Wenn jemals der Fall eintreten würde, daß berufliche Arbeiterinteressen mit den allgemeinen Kulturinteressen gegensätzlich zusammenstoßen, haben die Kulturinteressen den Vorrang“. Es ist damit eine Wertung ausgesprochen, welche die Kulturinteressen oben hinstellt; und an ihnen hängen ja auch die Moralinteressen. Diese Wertung ist doppelt für denjenigen nötig, der nicht Arbeiter, sondern Mitglied der Verkehrsgesellschaft ist. Ein solcher hat ja nicht die instinktive Zielleitung, wenigstens in der Hauptsache, mitbekommen, sondern muß sich in eine zum großen Teil allen seinen Gewohnheiten widerstrebende Gedanken- und Gefühlswelt und in eine ihm in ihrer konkreten Gestalt fremde Zielrichtung hereinarbeiten. Dazu bedarf er doppelter Anstrengung als der Proletarier.

2. Die moralische Zielrichtung zu bestimmen und zu werten, haben die sozialdemokratischen Führer bislang noch nicht viel Zeit gefunden. Der praktische Kampf absorbierte sie, und die Gewißheit über die Zielrichtung selbst ließ sie es nicht so sehr empfinden, daß es doch nötig sei, sich ihre Moral ebenfalls allgemein zum Selbstbewußtsein zu bringen. Sie hatten das Gefühl dafür, daß ihre Zielrichtung die aufwärtsführende höhere Richtung sei. Und sie konnten sich umsoweniger mit theoretischer Moral befreunden, als auch sie unter Moral herkömmlicherweise die hergebrachte Privat-

moral der Einzelnen unter sich verstanden, und als sie es zwar für etwas Selbstverständliches ansahen, daß man sich bestrebe, auch im Privatleben ein anständiger Mensch zu sein, aber von der hergebrachten Moral nicht ohne Grund befürchten mußten, sie werde ihre Sache nicht fördern, sondern nur stören und verwässern. Denn die Moral, die ihnen entgegentrat, war ja doch entweder die unklare und zweigesichtige Verkehrsmoral, oder es war eine abstrakte Moral, die über den Wassern schwebte. Sie dagegen hatten das entschiedene Gefühl, daß ihre Moral an der Sache selber haften und nicht, wie die Moral der Verkehrsgesellschaft, daneben und darüber gestellt werden dürfe.

3. Immerhin hat sich auch das geändert. Die Sozialdemokraten haben gesehen, daß es doch nötig ist, zum Selbstbewußtsein zu bringen, was an Moral in ihrem Ziele enthalten ist und wie es in der Bewegung normalerweise zu Tage treten muß. Das war schon nach außen notwendig. Die Gegner berufen sich in ihrem Kampfe mit dem Sozialismus doch auch auf Moral; sie behaupten ja geradezu, sie müßten Moral und Kultur gegen eine neue Hunnenbande verteidigen, die allem Recht und aller Sitte den Krieg erklärt habe. Da steht also Moral gegen Moral. Und nun kann für den Unbeteiligten nur die sachliche Analyse entscheiden, welche Moral recht hat und welche irrt. Sodann aber ist es auch für den Sozialisten selber nötig, sich seiner Moral bewußt zu werden. Auch er weiß ja unter Umständen nicht, ob ein falsches Gefühl ihn seitab treibt, welche Stellung er gegenüber dem oder jenem einnehmen soll. Das wird umso leichter streitig werden, je mehr Leute aus solchen Kreisen zum Sozialismus kommen, welche gar kein unmittelbares Empfinden für die Triebkräfte haben, aus denen heraus sich der Arbeiter dem Sozialismus zuneigt, Elemente, die sich aus anderen Interessen zum Sozialismus bekennen und nun entweder andere Maßstäbe anlegen, oder einen bestimmten Faden doktrinär in die Luft spinnen.

4. Für alle diese Leute, aber doch auch recht sehr für die Instinktsozialisten bedarf es einer Selbstverständigung über die Moral, die dem Sozialismus innewohnt. Schon vor dreißig Jahren hat dies Streben begonnen. Damals bereits rief der Arbeiterphilosoph Joseph Dietzgen den Arbeitern zu, daß „das Selbstdenken niemandem mehr erlassen werden“ könne, und forderte zur philosophischen Vertiefung in die Hauptprobleme des Erkennens und des Wollens auf.

Aber die praktische Arbeit und der Kampf, besonders während des Sozialistengesetzes, ließen diese Mahnung nicht Frucht tragen. Erst im letzten Jahrzehnt ist der Drang dazu wieder stärker geworden (vgl. Vorländer, Kant und der Sozialismus). Teils im Anschluß an Kant, teils in entschiedener Gegnerschaft gegen ihn hat sich dies Bestreben in einer ganzen Reihe von Diskussionen in sozialistischen Zeitschriften geltend gemacht. Und in jüngster Zeit hat es sich wieder vielfach gerade an Dietzgen angeschlossen.

5. Joseph Dietzgen, einer der ersten, die Marx' ökonomische Gedanken mit vollem Verständnis erfaßt haben, ein Mann, der von Marx selbst „unser Philosoph“ genannt, hat danach zweifellos die wirtschaftlichen Grundlagen des proletarischen Wollens erfassen können. Er mußte also auch wohl sagen können, wie dies Wollen beschaffen ist. Und so wollen wir gerade seine Hauptgedanken über Moral, wie er sie am Schlusse seines Büchleins über „das Wesen der menschlichen Kopfarbeit“, und in einem Aufsatz über „die Moral der Sozialdemokratie“ (Kleine Schriften) dargestellt hat, im folgenden in ihren wesentlichsten Hauptzügen tunlichst in eignen Worten des Autors skizzieren.

6. „Allgemein betrachtet ist die Moral der summarische Inbegriff der Gesetze, welche den gemeinschaftlichen Zweck haben, die Handlungsweise der Menschen gegeneinander derart zu regeln, daß bei der Gegenwart auch die Zukunft, neben dem einen das andere, neben dem Individuum auch die Gattung bedacht sei.“ Dies Ziel, ist das „menschliche Heil“. „Die sittliche Weltordnung besteht also im allgemeinen aus den Rücksichten, welche das gesellschaftliche Bedürfnis der Menschen erheischt. Ferner findet sich die unleugbare Tatsache, daß dieses Bedürfnis sich mit der Kultur entwickelt, daß der soziale Trieb des Menschen wächst, daß die menschliche Assoziation breiter und inniger, daß die Moral moralischer wird.“ „Der engere oder weitere, losere oder innigere soziale Zusammenhang ändert die Gebote der Sittlichkeit.“ „An dem graduellen Unterschied der gesellschaftlichen Innigkeit mißt sich der höhere oder niedere Grad der Moralität.“ „Der Fortschritt ist sittlich, und die Sittlichkeit schreitet fort.“ „Wie sinnige Werkzeuge im Laufe der Zeit unsinnig, so werden auch die sittlichen Weltordnungen durch die Entwicklung unsittlich.“ Bisher hat die Menschheit sich so ziemlich unbewußt bewegt; wir setzen das Prinzip der Bewegung — „bewußt“ — an die Spitze.

„Alle bisherigen Bewegungsparteien hatten gesteckte Grenzen, ein bestimmtes Ziel, das, erreicht, die Bewegung in Stillstand, die Aktion in Reaktion verkehrte.“ „Die größten Helden der Kultur wurden nachträglich zu ebenso gewaltigen Hemmnissen.“ „Nur der unbeschränkte Fortschritt — „die Revolution in Permanenz“ — ist allzeit gut und absolut moralisch. Bestimmte Vorschriften für alle Zeiten und Umstände festsetzen, wie die Systemmacher bisher getan, ist im höchsten Grade unsittlich.“

7. „Sitte und Ordnung müssen sein, nicht weil sie, wie der Pastor sagt, vom Himmel stammen, oder nach Professorenweisheit im Gesetzbuche der Ewigkeit vorgeschrieben, sondern weil sie allgemeines, leibhaftiges Bedürfnis sind.“ „Die Sittlichkeit beruht auf dem allgemeinen Bedürfnisse nach sozialer Genossenschaft. Mit dem Wachsen dieses Bedürfnisses wächst Moral und Kultur.“ „Daß alle Menschen Brüder sind . . . ist ein Stückchen, das den alten Klassikern, den weisen Brahmanen vor Christi Geburt bekannt war . . . aber das hindert nicht, daß unsere gebildeten Bekenner im Handel und Wandel auf Markt und Katheder in vollständigem Gegensatze dazu behaupten nach der Manchesterlehre: Jeder ist sich selbst der Nächste.“ „Die christliche Moral spricht aus, daß die beschränkte Brüderlichkeit der Horden, Stämme, Völker und Nationen sich in die internationale Brüderschaft verwandeln soll, aber der überspannte religiöse Geist, seine Schelmerei und Narrheit vermochten das Ideal nicht zu realisieren.“ „Um die Erkenntnis des Sittengesetzes praktisch zu bestätigen, dazu ist die Erkenntnis allein nicht ausreichend, dazu müssen erst auch die Weltverhältnisse herausgereift sein.“ „Erst die von der Sozialdemokratie erstrebte Organisation der leiblichen Arbeit wird die Menschen wahrhaft assoziieren. Aus der politischen Abschaffung der Klassenherrschaft, aus der Verwandlung der egoistischen Kapitalien in genossenschaftliche Arbeitsinstrumente kann erst innige Nächstenliebe, die wahre Moral und Gerechtigkeit resultieren.“ „Die Sozialdemokratie strebt das Ideal der Nächstenliebe mittelst einer sozialeren Gestaltung der politischen Ökonomie zu verwirklichen.“ „Diese „sittliche Weltordnung oder der brüderliche Fortschritt“ ist einstweilen nur ein sozialistisches Projekt, allerdings auch ein kategorischer Imperativ, der treibt, mit dem sittlichen Ernste auf eine radikale Umgestaltung der politischen Ökonomie loszusteuern.“

8. Wenn gesagt werden muß, daß das menschliche Heil bestimmt, was jeweils gut und schlecht sei, so ist das ein Grundsatz, ähnlich dem jesuitischen, daß der Zweck das Mittel heilige. In den verschiedenen Zeiten ist zwar sehr Verschiedenes als heilsam anerkannt worden, aber immer muß es der höchste Zweck sein, der das Mittel heiligt. Wenn wir dem jesuitischen Grundsatz zuwider sind, so nur deshalb, weil der Zweck kein unbedingt heiliger ist. In der Tat hat der Satz, recht verstanden, immer gegolten. „Wenn wir uns als Schwurgericht konstituieren und die gefährlichen Verbrecher mit Strick und Beil unschädlich machen, heißt das nicht ausdrücklich: der Zweck heiligt die Mittel?“

9. „Hammer oder Amboß heißt die Devise der Zeit. Die faktischen Verhältnisse liegen so: Wer nicht Knecht sein will, muß Herrschaft üben. Unter solchen Umständen ist nicht daran zu denken, daß jemand der idealen Sittlichkeit seine Realitäten opfert. Wir sind nicht sentimental genug, dergleichen — von den Herren — zu erwarten. Deshalb: „Obgleich wir mit sittlichem Pathos gegen die Bourgeoisklasse ankämpfen, lassen wir uns doch angelegen sein, unser Klassenbewußtsein zu stimulieren. Wir predigen den ewigen Frieden und provozieren den sozialen Krieg. Wir wollen alle Herrschaft abschaffen, indem wir die eigne Herrschaft gründen. Diese Widersprüche sind der gelehrten Bildung zu gelehrt. Aber meine Großmutter wußte schon, wer alle Tage Sonntag hat, der hat keinen Sonntag, und wo alle herrschen, da herrscht niemand. Die Arbeiterklasse bildet nur eine nominelle Klasse; sie ist das Volk, dessen Herrschaft keine Herrschaft, sondern ein wahrhaft sittliches Regiment ist.“

10. Zu diesen Äußerungen Dietzgens möge noch folgendes teils als Erläuterung, teils als weitere Konsequenz hinzugefügt werden: Das oberste Ziel sittlichen Strebens ist jedenfalls auch bei Dietzgen die Herstellung höherer sozialer Gemeinschaft, Beseitigung der Überlagerung des Sachprinzips über der Gemeinschaft und weiterer Ausbau dieser Gemeinschaft. Ob das rasch oder langsam geschieht, ob diese oder jene Mittel hierzu zweckmäßig sind, ob es friedlich-gesetzlich oder nochmals unter Krisenerscheinungen vor sich gehen kann, das sind teils technische, teils außer der Beantwortbarkeit liegende historische Fragen. Genug: Hier liegt das Ziel! Und dies Ziel ist zweifellos moralisch im ausschließendsten Sinne des Worts. Ihm mit den

zweckgemähesten Mitteln zuzustreben ist in der Tat „kategorischer Imperativ“.

11. Die Mittel zu diesem Ziele werden jeweils vom Ziele selbst diktiert. Nicht irgend ein beliebiger Zweck, wohl aber der jeweils höchste Zweck heiligt die Mittel. Und der höchste Zweck ist Fortschritt auf dem Wege zur Herstellung sozialer Gemeinschaft. Nur in dem Maße kann Moral herrschen, als dies Ziel erreicht wird. Dieses Ziel hemmen ist also von vornherein unmoralisch, es fördern von vornherein moralisch.

12. Jeder Fortschritt muß unter Beachtung und richtiger technischer Benutzung des Bestehenden vor sich gehen. Die bestehende Gemeinschaft ist anzuerkennen als notwendiger Boden zum sittlichen Fortschritt. Dagegen kann niemand fordern, daß Maßregeln deshalb schon für heilig gehalten werden, weil sie der Gesetzesform entsprechen. Wenn sie dahin führen, das Sachverhältnis zu stärken, die Entwicklung zum Gemeinschaftsverhältnis zu hemmen, so sind sie unmoralisch trotz formaler Gesetzlichkeit. Und wenn gar auf formalgesetzlichem Wege die gesetzliche Entwicklungsmöglichkeit abgeschnitten wird, so muß das nicht nur unumwunden verurteilt werden, es wird und muß sich, auch gegen solches „Gesetz“, die Entwicklung zum Höheren als Ziel des Willens behaupten.

13. Nur durch Verbreitung klarer Erkenntnis in den Massen ist die Kraft zu einer erfolgreichen Umwandlung zu gewinnen; doch diese Erkenntnis findet nur in dem Maße Empfänglichkeit, als die Widersprüche in den Beherrschungsverhältnissen schon instinktiv empfunden werden.

14. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich sodann die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der Arbeiter, und Kampf sowohl zur Abwehr wie zum Aufbau, damit die Entwicklung dem sozialistischen Ziele zugedrängt werde. Dieser Kampf ist seiner Natur nach Klassenkampf, ein Ausdruck, der nicht aus der zufälligen Betrachtung der verschiedenen streitenden Meinungen verstanden werden darf, der vielmehr nur aus der Einsicht in die von den Personen ganz unabhängigen sachlichen Gegensätze und Zielrichtungen der Entwicklung seine Berechtigung empfängt. Die Arbeiterklasse, in ein System eingefügt, das sie als Produzenten rechtlos macht und nun auch als Konsumenten immer schwerer zu drücken beginnt, muß diesem System den Krieg erklären, muß den Kapitalismus in

soziale Gemeinschaft umbilden wollen. Mit den Personen hat sie dabei nur soweit zu tun, als die Träger des Kapitalismus sich dem notwendigen Umbildungsprozeß hindernd in den Weg stellen.

15. Die Taktik in diesem Kampfe ist einerseits durch das Bewußtsein bedingt, daß Kapitalherr und Kapitalklave sich gar nicht in einem Gemeinschafts- und nur teilweise in einer Gesellschaftsbeziehung, ganz wesentlich aber im bloßen Objektverhältnis gegenüberstehen. Aber ebenso wirkt das Bewußtsein mit, daß das Ziel Herstellung einer höheren Gemeinschaftsform ist. Muß das erste Bewußtsein alle moralischen Qualitäten des Sachverhältnisses, d. i. List und Gewalt, auslösen, wie sie die Herren selbst fortwährend in Anwendung bringen, so muß die zweite Rücksicht diesen Kampf selber moralisch beherrschen und dirigieren. Die Methoden des Kampfes müssen derart gewählt sein, daß er nicht zu weiterer Desorganisation, sondern zur Herstellung höherer Gesetzlichkeit aufwärts führt. Daher das Schauspiel, daß in Kulturländern, wo der Sozialismus bereits tiefer Wurzeln geschlagen hat und wo die Ordnung nur einigermaßen den Bedingungen einer gesetzlichen Ordnung entspricht, die früheren wilden und stürmischen Entwicklungen, die Revolten und Krawalle seltener werden, daß dagegen eine Zunahme der Gesetzlosigkeit in den oberen Schichten die anarchischen Gegenwirkungen vermehrt.

XXI. Sozialismus und Verkehrsmoral.

1. Das Christentum, Kant und ebenso die übrigen philosophischen oder religiösen gemeinschaftsethischen Bestrebungen der Vorzeit sind sich der wirtschaftlichen Grundlagen ihrer Bestrebungen nicht bewußt gewesen und haben daher keine bestimmten wirtschaftlichen Ziele entwickeln können. Das macht sie freilich gerade für die Gängelmoralisten überaus wertvoll, die da sofort abwehrend die Hände vorstrecken, wenn jemand sich unterfängt, das „reine Evangelium“ oder die „erhabene Philosophie“ mit den „irdischen Zwecken“ in Berührung zu bringen. Aber eben damit zeigen diese Leute, daß sie, vielleicht kaum dessen selbst bewußt, einen Hintertreppengedanken hegen. Denn wenn diese Moral gar nichts im

Leben sein soll, so müßten sie sie doch füglich ganz außer acht lassen. Die Sorge, daß diese Moral nicht mit schmutziger Erde befleckt werde, ist in Wahrheit die Sorge, daß sie zu anderen als zu Gängelzwecken benutzt werden, am Ende sogar in ihrer Bedeutung erkannt werden möge.

2. Je ängstlicher und je heftiger die Herren diese Erkenntnis abwehren möchten, um so notwendiger ist es für den modernen Menschen, gerade deren Blendwerk abzustreifen und zum Selbstbewußtsein der sozialen Bedingungen seines Wollens vorzudringen. Notwendig ist das zunächst für den Sozialisten. Der kann ja allerdings schon instinktiv dem Kapitalisten entgegen wirken, und die große Masse der Arbeiter ist zweifellos noch nicht über diese Stufe hinausgekommen. Aber das Bedürfnis, klar sehen, sich selber entscheiden zu können, dies dem Gemeinschaftsstreben einwohnende und für Durchführung wirklicher Gemeinschaft unerläßliche Streben ergreift denn doch immer größere Kreise der Arbeiterschaft. Und gerade heute kann man deutlich den Drang nach Vertiefung des sozialistischen Bewußtseins fast überall wahrnehmen, wenn sich das auch zunächst in einer den Gegnern unverständlichen Betonung der von der übrigen Welt trennenden Anschauungen kund gibt. Notwendig aber ist es heute auch für das Mitglied der ehemals freien Verkehrsgesellschaft, sich über seine Willensbedingungen klar zu werden, damit es sich nicht durch bloße Äußerlichkeiten, z. B. dadurch, daß heute ebenso wie früher gekauft und verkauft wird, über die inneren und grundlegenden Änderungen in dieser Verkehrsgesellschaft täuschen läßt und seinen intimsten Feinden, den Großkapitalisten und Monopolisten, unwillkürlich Hand- und Spanndienste leistet. Die rapide, ihm über den Kopf gewachsene Entwicklung zwingt auch es immer gebieterischer dazu, Klarheit zu gewinnen.

3. Ebenso notwendig aber wie die Selbsterkenntnis ist das Verständnis der Willensgrundlagen des Verkehrsbürgers seitens des Sozialisten und derjenigen des Sozialisten seitens des Mitgliedes der Verkehrsgesellschaft. Beim Sozialisten ist ja freilich, sobald er über das Stadium des bloßen Instinktsozialismus hinweggekommen ist, sofort ein wenig Verständnis sowohl für seine eigene Willensgrundlage, als auch für die seiner Gegner zu finden. Und wer einmal die Denkmethode von Marx genauer in sich aufgenommen hat, wird wenigstens über die sozialen Willensgrundlagen im wesentlichen orientiert sein. Die ethische Seite dieser Willensgrundlagen

pfllegt freilich auch hier noch geringem Verständnis zu begegnen. Aber das Mitglied der Verkehrsgesellschaft pfllegt über beide Seiten gewöhnlich in einem Zustande voller Naivität dahinzuleben. Die Darstellungen des Sozialismus von solchen Leuten, und wenn sie beschreibend noch so treu erscheinen mögen, sind buchstäblich etwa von der Art, als wenn jemand, der nur die Postkutsche kannte und keine Ahnung von der Dampfkraft hätte, nun mit diesen seinen Kenntnissen die Funktionen einer Lokomotive beschreiben wollte. Sogar die Reden recht hochgestellter Reichstagsredner atmen derartiges Verständnis. Nicht einmal der Grund, warum der bewußtere Arbeiter Sozialist werden muß, scheint da verstanden zu werden.

4. Warum der Sozialismus gerade von der Arbeiterschaft erstrebt wird, das ist allerdings für unser gewohntes bürgerliches Denken nicht so leicht faßbar, selbst für solche Leute oft nicht, welche den höheren sittlichen Wert des Sozialismus theoretisch einsehen. Sie möchten vielleicht gerne Entwicklung zum Sozialismus, aber sie perhorreszieren den sogenannten Klassenkampf, die einzig mögliche Art, wie die Arbeiterschaft ihre Ziele gegenüber den bestehenden Sachgewalten erreichen kann. Sie sind noch, teils von der Gängel-moral, teils von der Moral der Verkehrsgemeinschaft, in der sie aufgewachsen sind und leben, derart beeinflußt, daß sie die Gedanken, die ein Arbeiter einfach aus seinem Klasseninstinkt zu entwickeln vermag, nicht einmal begreifen können, wenn sie ihnen als Gedankenzusammenhang vor Augen treten. Solche freilich, die noch ganz im kapitalistischen Gedankenkreise leben, können nicht einmal sehen, wie der Arbeiter tatsächlich durch den kapitalistischen Produktionsprozeß gestellt ist, und dann können sie teils, teils wollen sie die zersetzenden und entsittlichenden Wirkungen des Kapitalismus nicht sehen und nicht die Notwendigkeit erkennen, die Zielrichtung der Entwicklung in eine der heutigen entgegengesetzte Richtung zu lenken.

5. Dabei besteht vor allem eine Grundverwechslung, die auf einem fundamentalen Gegensatze der Verkehrsgesellschaft und des Sozialismus beruht. Im Verkehrsverhältnis besteht ja Gemeinschaft stets nur in Bezug auf das nächste Ziel des Verkehrs, weiterhin trennen sich die Wege. Daraus kommt die Neigung, bloß nächste Ziele ins Auge zu fassen, zum mindesten aber fernere Ziele nicht auszusprechen. Was kümmert sich die Börse heute um den gewissen Kurssturz bei der nächsten Krise? Da bemüht sich jeder

nur, vorher so viel als möglich einzusacken. Und so werden in der Politik nur auf das nächste gerichtete Programme aufgestellt. Es wird nicht eingesehen, daß diese Programme unbemerkt doch unter wirtschaftlichen wie ethischen Zielgesichtspunkten stehen; ja es wird sogar perhorresziert, daß Ethik etwas mit Politik zu tun habe.

6. Der Mangel an Zielbestimmtheit läßt verkennen, daß der „Rechtsstaat“ ja doch nur die Umform ist, darin der Verkehr vor sich zu gehen hat. Die Rechtsform ist ja im Grund für ein halbseitig egoistisches Ziel bestimmt. Die allgemeine Form muß aufrecht erhalten werden, wenn Verkehr stattfinden soll; aber den konkreten Inhalt darf man nicht antippen; den bestimmt eines Jeden Privatinteresse. Darum kann auch die Begeisterung für Recht, Wahrheit, Gemeinschaft nur allgemeine, geisterhafte Gestalt haben. Solche Begeisterung trifft man in den Reden der Verkehrsbürger ja reichlich genug. Man darf „nur so allgemein als möglich“ reden; dann findet es entzückten Beifall. Sobald aber Recht und Ordnung und Vaterland mit einiger Zielbestimmtheit behandelt werden, erregt es entschiedenes Mißbehagen bei den Vertretern der Verkehrsgesellschaft. Ganz in Gegensatz dazu stellt sich der Sozialismus. Was dem Verkehrsmenschen begeisternde Gefühle erweckt, ist ihm inhaltleere Phrase. Unter den allgemeinen Ausdrücken „Gerechtigkeit, Humanität, Freiheit, Menschenwürde, Vaterland, Recht, Gesetz“ und wie sie alle heißen, kann er sich noch gar nichts Bestimmtes denken. In seinem Kopfe haben sich diese Worte bereits in zwei, drei, vier verschiedene Bedeutungen differenziert, und er merkt, daß man oft — bewußt und unbewußt — die eine dieser Bedeutungen auf die Fahnenstange steckt, um mit der anderen unvermerkt zu mogeln. Darum will er völlige Bestimmtheit. Und die Bestimmtheit wird ihm nur durch das konkrete Ziel gewährleistet. Darum treten ihm die „Vergesellschaftung der Großproduktion“ und der „Klassenkampf“ — an und für sich doch auch nicht Selbstzwecke, sondern Mittel zum Zweck der Herstellung allgemeiner menschlicher Gemeinschaft — in die Rolle des entscheidenden Kriteriums. Hiernach mißt der Sozialdemokrat seine eigne Maßnahmen, und je nach ihrer Stellungnahme dazu beurteilt er die Anderen. Hinter jeder Abstraktion und Allgemeinheit aber wittert er entweder mangelndes Unterscheidungsvermögen oder die Absicht, heterogene Dinge trüglisch unter dieselben Begriffe bringen zu wollen.

7. Schwer ist es ferner, dem Verkehrsbürger die Moral im sozialistischen Ziele klar zu machen, da er vor allem das wirtschaftliche Ziel als solches erkennt. Des Zieldenkens ungewohnt und im Glauben, nur das nächstliegende sei „praktisch“, begreift er vor allem nicht, daß das Endziel nicht etwa eine Endstation, sondern eine Richtlinie des Strebens darstellt, daß er keine Schablone ist, nach der man arbeitet, wie der Storchschnabel nach dem Modell. Ist es doch ein Ziel, wie es etwa der Forscher hat, der sich vornimmt, die Fauna eines Landes zu erforschen. Dazu bedarf er allerdings die Kenntnis der vorhandenen Methoden und Werkzeuge, wie auch der Sozialismus die Kenntnis der Gegenwart bedarf. Aber wie sich nun die Forschung im einzelnen gestaltet, welche Schwierigkeiten sich ihr entgegenstellen und wie am Schlusse das Ergebnis aussehen wird, das weiß der Forscher im voraus nicht. Ebenso wenig weiß es der Sozialist, wie er im einzelnen vorangehen muß, um seinem Ziele näher zu kommen, welche Hindernisse sich ihm entgegentürmen werden und in welchem Umfange es schließlich zu verwirklichen ist. Nur die Zielrichtung kennt er; sie aber muß klar und unzweideutig sein; deutlich muß ausgesprochen werden, wohin der Weg geht, sonst fehlt der Maßstab des Tuns.

8. Da das der Verkehrsmensch aus seiner endziellosten Momentpraxis nicht versteht und dem Sozialisten zumutet, er solle doch auch gleich das Programm nach Art einer Bauzeichnung gänzlich entwerfen, so dünkt er sich, wenn der Sozialist das ärgerlich oder spöttisch ablehnt, sehr über ihn erhaben und ruft in die Welt hinein: Die können ja nicht einmal sagen, wie sie es machen wollen! Daß er dabei nicht des Sozialismus, sondern seiner selbst spottet, merkt der Mann nicht. Er beweist damit nur, daß er so etwas wie eine praktisch bestimmte Zielrichtung nicht begreift. Über diese Verständnislosigkeit könnte man hinweggehen wenn sie nicht praktisch dahin führte, daß der gute Bürger über die Überführung bisher kapitalistisch beherrschter Wirtschaft in genossenschaftliche Selbstverwaltung, d. i. über den „Zukunftsstaat“ so gar wunderliche Vorstellungen bekäme.

9. Sehr wesentlich ist ferner das Verhältnis zum Vaterlande beim Verkehrsbürger und beim Sozialisten unterschieden. Der Erstere ist, wenn es allgemein hergeht, hoch enthusiastisch für das Vaterland. Es zu erhalten ist ja im Grunde das einzige große Gemeinschaftsziel, das den Armen fesselt. Es hoch zu

halten, ihm Gut und Blut zu opfern, ist darum in Lied und Wort sein begeistertes Rühmen. Dabei aber ist er keineswegs bedenklich, wenn er dem Vaterlande die Eisenschienen teuer, dem Auslande billig verkauft, wenn er bei einer Expropriation die höchsten Preise heraus schlägt und die Kurse vorher noch künstlich steigert, um das Vaterland ja recht über das Ohr hauen zu können. Der Sozialist hat sein Vaterland wohl nicht weniger lieb als jener. Aber er macht sich und ihm keinen ungesunden blauen Dunst vor. Er sieht vor allem sehr deutlich, daß Vaterland und Vaterland zwar dasselbe Wort ist, aber ziemlich entgegengesetztes bedeuten kann. Er sieht eine Sorte Vaterland — die Anfänge des Rechtsstaats —, das die Grundlage jeder Gemeinschaft, die Grundlage auch seiner Existenz ist, das nicht mutwillig zerrissen, nicht dem dreisten Angreifer von außen, ebenso aber auch nicht dem Spekulant und Grundherrn innen preisgegeben werden soll. Dies Vaterland will und wird er verteidigen, besser als der Verkehrsbürger.

10. Aber er sieht etwas anderes, das ihm auch mit demselben Namen benannt wird; das ist das Vaterland als bloßes Werkzeug in der Hand der Monopolherren. Für dieses Vaterland, dadurch sie ihn ausbeuten mit indirekter Steuer, Zoll und Anlehen, das sie, wenn es ihr Profit erheischt, zum Vorwand nehmen, um die Völker aufeinanderzuhetzen, ihre ganz privaten, durchaus unvaterländischen Interessen mit falscher Flagge zu decken, für dies Pseudovaterland hat der Sozialist nicht das geringste übrig. Jenes Vaterland liebt er, jedenfalls wärmer als der Verkehrsmensch, der oft in recht üblem Sinne „international“ ist, dieses Vaterland haßt er, und zwar umsomehr, je mehr es sich mit dem Namen Vaterland spreizt. Er versteht, daß heute der intimste Feind jenes Vaterlandes, das Großkapital, den Staat beherrscht, ihn zum Ausbeutervaterland macht. Und wenn er nun dem Vaterland letzterer Sorte Kanonen, Schiffe u. dgl. bewilligen soll, da sagt er entschlossen: nein! Für das mag der Mitbewohner selbst die Verantwortung tragen, so lange er die Macht hat. Hat dann einmal der Sozialist die Macht, dann sorgt er schon, daß das Geld für die notwendige Wehr auch wirklich dem Gemeinschaftszwecke, nicht dem Bereicherungs- und Machtzwecke Einzelner dient. Wer das versteht, wird nicht in den Vorwurf einstimmen, daß die Sozialdemokraten das Vaterland wehrlos machen wollten.

12. Das aber kann der gute Bürger bislang noch nicht verstehen. Da er sich gerne an Worten berauscht, so sieht er die

zwei ganz verschiedenen Bedeutungen gar nicht, die hinter dem Worte „Vaterland“ stecken. Nun, unsere Monopolisten sind auf dem besten Wege, ihm auch da Logik einzubläuen. Und wenn er schon zum Teil, langer Mißachtung müde, anfang mit Verweigerung von Ministergehältern zu drohen, falls der Reichstag keine Diäten bekomme, eine Forderung, die den Sozialisten, so berechtigt sie ihm erscheinen muß, jedenfalls nicht sehr erhitzt,*) so kommt er von da aus vielleicht noch weiter und lernt einsehen, daß es durchaus kein Vaterlandsverrat, sondern Gebot der Notwendigkeit ist, dem Gegner die Mittel zu versagen, durch die er uns selbst niederwerfen will. Als von anderer Seite die Drohung erscholl: „Ohne Kanitz keine Kähne“, da schalt man die Rufer ja auch nicht Vaterlandsverräter. Das tut man bloß bei armen Leuten, so lange — beim „guten Bürger“ der Vorwurf zieht.

12. Genau ebenso wie dem Vaterlande kann der Verkehrspolitiker auch dem Recht nicht eine klare und prinzipielle Bedeutung geben. Es ist ja, dem Entstehungsgrunde nach, Mittel, die Verkehrsgesellschaft aufrecht zu erhalten; darin besteht seine Aufgabe. Darum ist ja das Recht von vornherein für ihn nicht Recht der Persönlichkeit, so laut auch Freiheit — von Frohn, Gleichheit — vor Gericht und Brüderlichkeit — im Zusammenwirken bei der Gesetzgebung verkündigt werden, und so dreist behauptet wird, diese Rechte seien gesichert. Der dem Wesen der Verkehrsgesellschaft entspringende Grundgedanke nimmt ihn im entscheidenden Falle widerstandslos mit sich und läßt z. B. die sogenannten Mittelständler, die sich von den Agrariern ins Schlepptau nehmen lassen, die tollsten und widersprechendsten Forderungen aufstellen, Forderungen, die man nur dann als nicht ganz tollhauswürdig begreifen kann, wenn man jenen Schlüssel dazu gefunden hat. Daß die Gesetzgebung dem Verkehrsbürger einfach dazu da ist, die Verkehrsgesellschaft aufrecht zu erhalten, nicht Persönlichkeitsrecht zu geben, ist diesen Leuten in das Fleisch geheilt.

13. Hier ist der schärfste aller Gegensätze zwischen Verkehrsmensch und Gemeinschaftsmensch vorhanden. Für letzteren gibt es kein Recht, das nicht gleiche Würde der Person wahrte, nicht alle Erwerbsveleitäten diesem Grundprinzip rücksichtslos unterordnete. Und nun kommt jene moderne Entwicklung, welche den Mono-

*) Obiges wurde vor der Diätenvorlage geschrieben.

polismus gebiert, das Grundherrentum wieder in den Vordergrund gerückt hat und damit das Gesetz und Recht wieder mehr und mehr bewußt zum Hebel der Unterdrückung, zum bloßen Herrschaftsmittel verwenden will, wie es in der despotischen Zeit geschah. Wenn man daher dem Sozialisten damit kommt, wir lebten in einem Rechtsstaat, so hat er dafür höchstens ein verächtliches Achselzucken übrig. Das, was Gericht, Verwaltung und Gesetzgebung heute in tausend Fällen tun, ist ihm einfach Unmoral. Daß man einen Untergebenen, der sich gegen dasselbe Gesetz vergeht wie der Vorgesetzte, dennoch härter straft, daß man eine Säbelholzerie von höheren Ständen mit ehrenvoller Strafe belegt, eine Messerstecherei von Bauernburschen als Roheit schwer ahndet, daß man eine Arbeiterroheit mit Zuchthaus belegt, die als Studententroheit mit geringfügiger Strafe davon gekommen wäre, daß Koalitionsfreiheit im Gesetz steht, aber im Verwaltungswege verletzt werden darf, daß Freiheit des Konsumenten gesetzlich besteht, aber dem Eisenbahnarbeiter verboten wird, in den Konsumverein zu treten, der von Sozialdemokraten geleitet wird; all das und tausend andere Dinge haben den Glauben an Recht und Gesetz bei unseren Arbeitern so ziemlich auf den Nullpunkt herabstimmen müssen.

14. Und wenn nun gar das Gesetz selber, statt die Rechte zu erweitern und so wenigstens größere Rechtsgemeinschaft zu schaffen, sogar noch vorhandene Rechte nimmt, die Arbeiter wirklich zu Objekten des so eigentümlich gehandhabten Gesetzes macht, durch räuberische Zollgesetze ihnen gebietet zu soundsovielen zusammenzulegen, um unbekannten Reichen Tausende als milde Gabe in die Taschen zu spenden, so ist es wohl zu begreifen, daß so ziemlich alles Gemeinschaftsband zerschnitten werden muß. Das aber versteht der Bürger noch fast gar nicht. Ihm ist der Sozialdemokrat der Feind seiner Verkehrsgesellschaft; und so jubelt er den Maßnahmen zu, die gegen jenen ergriffen werden; er empfindet sie als recht, da er das Recht nicht als Persönlichkeitsrecht, sondern nur als sein Verkehrsrecht kennt. Er hat kein Gefühl dafür, daß das Gesetz selber zum Hebel des Unrechts wird, wenn eine zufällige Mehrheit die Persönlichkeitsrechte mindert, die Armen zu gunsten der Reichsten ausplündert. Daß auch eine Mehrheit sich unter das ungeschriebene Gesetz der Gesetzlichkeit, das Gemeinschaftsgesetz, stellen muß, wenn die Staatsgemeinschaft wenigstens einigermaßen Gemeinschaft über den

verschiedenen Interessen bleiben soll — dafür hat man leider allzuseiten das rechte Verständnis.

15. Der Verkehrsmensch ist ferner Formalist. Der Formalismus des Gesetzes genügt ihm. Denn das Gesetz ist ja formale Umform. Ist die Umform nach legaler Prozedur präpariert, so ist sie ohne weiteres heilig, ob sie der Tendenz nach noch so unheilig sei. Wenn einer ein scharfes Wort gebraucht hat, eine Ungesetzlichkeit gebrandmarkt hat, so wird nun nicht etwa derjenige gestraft, der die Ungesetzlichkeit begangen hat, auch wenn jener die Sache nachweisen kann. Gegen den Täter hat ja zufällig der Staatsanwalt keine Anklage erhoben, er geht frei aus. Aber der den berechtigten Vorwurf aussprach, kommt zur Strafe; wenn sich auch nur mit der Lupe ein Vergreifen in der Form finden läßt. Darin empfindet der Bürger oft gar nichts, wenn das einem Arbeiter begegnet, der Arbeiter aber hat die Empfindung völliger Rechtlosigkeit, das Gefühl, das Recht sei nur ein Recht gegen, nicht für ihn. Und doch wird ihm Liebe zum Gemeinschaftsband zugemutet.

16. So geht es auch in der privaten Gesellschaft. Der Bürger weiß ganz genau, daß der X. moralisch verkommen ist. Der hat aber eine angesehene Stellung, ist reich, gibt Gastmähler. Da wird er nicht bloß mit jener berechtigten Höflichkeit behandelt, mittelst derer der notwendige Verkehr auch mit solchen Leuten sich allein aufrecht erhalten läßt, nein, er wird umworben, umschmeichelt, entschuldigt, vergöttert. Der Mann könnte einem ja nützlich oder schädlich werden. Allerdings, wenn er nachher irgend einen Skandal erregt hat, dann — dann geht man ihm aus dem Wege, bis Gras drüber gewachsen ist. Umgekehrt aber braucht ein Anderer nur etwas gesagt oder getan zu haben, was vielleicht durchaus ehrenhaft, aber „shocking“ ist: sofort rückt man ab. „Hätte er doch die Form besser gewahrt!“

17. Nur scheinbar im Gegensatze, in Wahrheit im engsten Zusammenhange damit steht, daß die Verkehrsgesellschaft, wo es ihr paßt, einen scharfen Unterschied zwischen Gesinnung und Handeln zu machen bestrebt ist. Nicht das Ziel, sondern die Gesinnung, die ehrliche Meinung soll dann gelten. „Er hat es ja gut gemeint.“ Kants Wort, daß überall nichts uneingeschränkt gut heißen könne als ein guter Wille, wird in der nichtssagenden Weise aufgefaßt, als ob es nur auf die gute Meinung, nicht aber auf deren Zielbestimmtheit ankomme. Nun hat aber Kant selbst

deutlich genug gesagt, welcher Wille allein gut heißen könne, nämlich der auf das Gemeinschaftsziel gerichtete. In der Verkehrsgesellschaft aber soll die sogenannte „Ehrlichkeit der Meinung“, nicht deren Ziel und Inhalt der ausschlaggebende Faktor sein — wenn es paßt. Sonst natürlich heißt es: „Er mußte doch wissen, daß . . .“. Der innere Grund hierfür liegt wieder in der Zielunbestimmtheit der Verkehrsgesellschaft und in dem Bestreben, für das verschiedenste in ihr mögliche Zielwollen eine Entschuldigung zu finden, die verschiedensten Standpunkte — soweit sie in die Verkehrsgesellschaft passen — als gleichberechtigt zu betrachten. Das vereinigt sich durchaus ebensogut mit dem Formalismus, wie die rechtliche gemeinschaftliche Überform sich mit der Gegensätzlichkeit des davon losgelösten konkreten eigensüchtigen Handelns vereinigt.

18. Das sozialistische Empfinden und Denken geht auch hier nach umgekehrter Richtung. Ihm kommt es vor allem auf das Ziel an, und die Form ist ihm nur die notwendige Gestalt des Inhalts. Das Ziel ist also entscheidende Instanz, die übrigen Rücksichten sind ihm untergeordnet. Darum wird auch nicht lange danach gefragt, ob eine Handlung gut gemeint, aus ehrlicher Absicht entsprungen, sondern ob sie auf das Ziel gerichtet, diesem dienlich ist. Wer kann den Menschen in das Herz sehen? Auch ein Räuberjunge kann „ganz ehrlich“ für seine Bande jemanden umbringen. Es gibt vornehme Leute, welche ganz ehrlich Zollgesetze gemacht haben, die sich objektiv als eine große Volksplünderung erweisen. Es gibt solche, die ganz ehrlich dem Volke Rechte wegnehmen, die mehr wert sind, als das Portemonnaie, das ihnen ein Spitzbube stiehlt, und doch sehen sie das Stehlen des Portemonnaies für ein weit größeres Verbrechen an als ihre Tat. Und doch ist der Diebstahl einer Million objektiv eine Kleinigkeit gegen den Raub von Rechten. Und so empfindet es auch der Sozialist. Wenn sächsische Arbeiter nicht verstehen, wie jemand etwas für „konservativ im guten Sinne“ erklären kann, weil von ihnen nämlich die Worte „konservativ“ und „Spitzbube“ synonym empfunden werden (eignes Erlebnis), so ist das ein Beispiel dieser, nicht die subjektive Gesinnung, sondern den objektiven Tatbestand in Rücksicht ziehenden Behandlung. Wo es die Form gilt, da sagt freilich der Verkehrsmensch vor allem jenes „Er mußte doch wissen . . .“. Das sagt der Sozialist aber vor allem bezüglich des Ziels. Und darin hat er recht. Der Zielwille ist in der Tat entscheidende Instanz für die Moral und zwar schon nach Kant.

19. Diese durch die wirtschaftlichen Lebensbeziehungen bedingten Verschiedenheiten des Denkens und Wollens zwischen dem Verkehrsmenschen und dem sozialistischen Gemeinschaftsmenschen sind es wesentlich, welche jene tiefe Kluft zwischen Bürgertum und Arbeiterstand gerissen haben, über die hinweg sich beide bisher nicht zu verstehen vermögen. Und sie mußte um so tiefer werden, als auch der kleine Bürger den Arbeitern oft als Arbeitgeber gegenübersteht, wo dann das Herrenbewußtsein hinzutritt und damit die Interessengegensätze unvermittelt aufeinanderprallen. Das kann erst in dem Maße sich zum Besseren wenden, als große Arbeiterverbände, verschiedene Berufsgenossen umfassend, als regelnde Macht zwischen die Streitenden treten, und vor allem dadurch, daß nun auch die Masse der Bürger die Segnungen des Kapitalismus in seiner Zielform, dem Monopolismus, am eigenen Leibe zu kosten bekommt. Je mehr sie damit in immer umfassenderem Maße genötigt werden, sich selbst in Genossenschaften verschiedener Art zusammenzuschließen, um sich zu wehren, werden sie von hier aus wenigstens etwas Gemeinschaftswillen bekommen und Gemeinschaftsdenken lernen. Dabei muß freilich auch das — bisher durch die reaktionäre und durch die Generalanzeigerpresse verwahrloste — Verständnis für die historisch-wirtschaftlichen und die moralisch-politischen Zusammenhänge in den Bürgerkreisen erwachen. Sie müssen den innigen Zusammenhang zwischen der sozialen Lage und den Willensinstinkten bei der Herrenklasse, der Arbeiterklasse, wie bei sich selber begreifen lernen. Hierbei wird ihnen freilich die objektiv zwiespaltige Grundlage des eignen Denkens und Wollens unerfreulich zum Bewußtsein kommen; damit aber auch die Möglichkeit, den Zwiespalt einigermaßen zu überwinden. Wird der Bürger seine Lage in der heutigen monopolistischen Entwicklung begreifen und wird ihm vor allem deutlich, welchem Ziele sie zutreibt, so ist es selbstverständlich, daß er sich entschieden von der Reaktion loslösen und Schulter an Schulter mit dem Arbeiter dagegen ankämpfen muß. In welcher taktischen Form er das füglich zu tun hat, das bleibe hier unbesprochen; genug, er muß seinen Liberalismus demokratisieren und sozialisieren; das ist politische wie moralische Forderung bei seiner heutigen Lage. Der Umschwung bereitet sich ja vor; ob er sich so rasch und gründlich vollzieht, daß das Schlimmste verhindert werden kann, ist Frage der Zukunft.

XXII. Freiheit in der Verkehrsgesellschaft und im Sozialismus.

1. Freiheit ist ein Wort von zunächst ganz unbestimmter Bedeutung, geradeso allgemein, wie sein Gegensatz „Abhängigkeit“. Man kann gar nichts mit ihm anfangen, wenn man es nicht näher bestimmt. Und diese Bestimmung muß, wenn sie praktisch wertvoll sein soll, auf dem Boden historischer Erkenntnis stattfinden. Vor allem sind da stets zwei Gesichtspunkte zu unterscheiden! Freiheit wovon? und Freiheit wozu? Ohne daß diese Fragen beide miteinander genugtuend beantwortet sind, bleibt das Wort „Freiheit“ eine bloße Phrase. Die im alten Tributverhältnis geknechtete Gemeinschaft will Freiheit von dem Drucke des beherrschenden Stammes, und wenn sie die Freiheit gewonnen hat, so hat sie, sofern sie Gemeinschaft blieb, sofort wieder auch die Freiheit „wozu“ nämlich in alter Gemeinschaft zu leben. Der Sklave will Freiheit vom Herrendienste. Aber wenn er entläuft, fehlt gewöhnlich das „wozu“, und er ist gezwungen wieder unterzukriechen oder zugrunde zu gehen. Aber es gibt auch andere „Freiheit“. Der Feudalherr will Freiheit vom Vasallendienste zu eigener Machtausdehnung, die Kirche will Freiheit von Staatseinschaltung zur Beherrschung der Gewissen und womöglich zur Beherrschung des Staates selbst. Das tierische Raubtier will Freiheit von allem Zwange, um frei rauben zu können, und so auch das menschliche Raubtier. Der Verkehrsmensch wollte Freiheit von den Fesseln dieser menschlichen Raubtiere, Freiheit von den Schranken des Zunftzwangs, um frei verkehren und hier eine andere Art von Raubtiereigenschaften frei entwickeln zu können. So ist Freiheit nach zwei Richtungen hin für jeden etwas anderes.

2. Allerdings gibt es, begrifflich genommen, auch eine absolute Freiheit, die Freiheit von jeder Beschränkung und zu jedem Belieben schlechthin. Stirner hat sie ja darzustellen gesucht, ob schon selbst er der Freiheit zu jedem Belieben nicht ganz den Zügel schießen lassen kann. Diese anarchische Freiheit ist im Grunde nur die Verallgemeinerung der Erwerbsfreiheit. Die Erwerbsfreiheit sagt: Ich will frei produzieren und verkehren wie mir beliebt. Die

Abstraktion setzt das dann dahin um, daß sie sagt: „Frei bin ich nur, wenn ich tun kann was ich will!“ Wenn man nun über die Bedingungen der Möglichkeit solcher Freiheit nachsinnt, so ist sofort zu folgern, daß sie nur möglich ist, wenn eine solche Ordnung vorhanden ist, in der des Einen Freiheit mit der des Anderen in Verbindung gebracht ist, (Kant) und wenn ein Jeder dieser Ordnung gemäß sein Wollen entwickelt. Praktisch aber pflegt sich die anarchische Willensrichtung in dieser Weise nicht zu entwickeln. Aus dem Chaos der Verkehrsgesellschaft herausgeboren, rennt sich der Anarchist gewöhnlich alsbald die Nase ein und strandet dann sehr leicht in irgend einer spießbürgerlichen oder gar reaktionären Beschränktheit. Die Geschichte der Romantik, der älteren wie der neueren, zeigt das auf das deutlichste. Wir alle sind schließlich geneigt ins Schrankenlose zu streben, wenn nicht Schranken des Wollens in den Willen selber kommen. Es fragt sich nur, welcher Art diese sind. Wird der Wille durch Zuckerbrot und Peitsche bestimmt, so schmeichelt und duckt er, wird aber der Wille durch Gemeinschaft als oberste Instanz bestimmt, so wird damit zugleich die Forderung der Einhelligkeit befriedigt; dies entspricht, wie gezeigt, dem heutigen Streben des Sozialismus. Dessen Drang nach einer sich selbst genügenden Wirtschaftsgemeinschaft wird also auch den Freiheitsbegriff des Sozialismus im Unterschied von dem der Erwerbsgesellschaft bestimmen.

3. Diesen sozialistischen Freiheitsbegriff zu verstehen, ist für den in anderen Verhältnissen Aufgewachsenen sehr schwer. Hier zeigt sich wiederum, wie mit denselben Worten ganz verschiedene, ja teilweise entgegengesetzte — soll man sagen Impulse oder Begriffe — ausgedrückt werden. Die Freiheit im Verkehrsverhältnis enthält ja ursprünglich Erwerbsfreiheit und bis zu gewissem Grade zugleich persönliche Freiheit. Der freie Mensch und der Verkehrsmensch werden jedenfalls zunächst identisch gesetzt. Der in diesem Verhältnis festgewachsene Kopf kann schon die Trennung beider nicht leicht begreifen; er glaubt, ganz unmittelbar mit der Wegnahme der Erwerbsfreiheit und ohne die Peitsche der Konkurrenz gehe aller Impuls zur Betätigung und zum Vorwärtsstreben verloren; die Freiheit werde vernichtet. So kann man alle Augenblicke vernünfteln hören. Daß der Impuls nur bei ihm, nicht aber dem Arbeiter wegfällt, sieht er ja nicht; daß ihm sein Antrieb wesentlich durch die Profitsucht und Konkurrenzangst gegeben wird,

merkt der Verkehrsbürger nicht, und ebensowenig weiß er, daß eben die Erwerbsfreiheit notwendig in Ausbeutungsfreiheit umschlagen muß.

4. Der Sozialist setzt statt der Erwerbsfreiheit vor allem die Freiheit von Ausbeutung als negatives, die Freiheit zur gemeinschaftlichen Bestimmung über die Früchte der gemeinschaftlichen Arbeit als positives Ziel. Wie so etwas möglich sein soll, das ist für den Bürger das Allerunbegreiflichste. Denn innerhalb des kapitalistischen Verkehrsverhältnisses ist es tatsächlich gänzlich unmöglich. Die grundsätzlich ganz falsche Auffassung des Sozialismus seitens des Bürgers zeigt sich aber darin, daß dieser etwa meint, mit irgend einer Anteilnahme an dem Geschäftsgewinne sei die Sache zu erledigen, und daß er Gewinnbeteiligung und dergleichen einführt. Das mag der Eine mit korruptiven Hintergedanken, der Andere ganz wohlmeinend und ehrlich im Glauben tun, er habe die soziale Frage gelöst: der Sozialist lacht sie beide aus. Sie haben ja keine Ahnung davon, was es mit der sozialen Frage für den Arbeiter auf sich hat. Denn bei aller Gewinnbeteiligung bleibt ja doch der Kampf um den Warenmarkt bestehen; die Produzenten können hierbei ja gar nicht darüber verfügen, welche Bestimmung ihr Produkt haben soll. Gerade diese Verfügungsmöglichkeit — in gemeinschaftlicher Kontrolle — ist aber für den Sozialismus der entscheidende Kernpunkt.

5. Es ist nun überaus charakteristisch, daß der Bürger in dieser Unfreiheit gar nichts findet, dagegen den Verlust der Freiheit, so zu produzieren und zu verkehren, wie ihm individuell beliebt, für die entsetzlichste Unfreiheit hält. Wenn er eben produziert und verkauft hat, so ist es ihm gleichgültig, was aus dem Gebrauchsgut wird. Daß es dem Gebrauche dienen soll, ist ja für ihn nur Mittel zum Zweck. Für den Sozialisten aber ist gerade das die Hauptsache. Er will wissen, wofür er produziert und will mit darüber bestimmen, welchem Zwecke seine Arbeit dienen soll. Der Bürger sieht also seine Freiheit in der Unbehindertheit seines individuellen Verkehrs, dem Sozialisten ist das nur Freiheit des Faustrechts, in dem der Stärkere den Schwächeren niederkonkurriert. Will man nun die Bilanz ziehen, was durch das genossenschaftliche System der Bürger an Freiheit verlieren, der Arbeiter aber gewinnen möchte, so stellt sich heraus, daß der Bürger eine Freiheit des Raufens um den Profit verliert, die der Arbeiter nie besessen hat, der Arbeiter

aber ein Verfügungsrecht über die Früchte seiner Arbeit gewinnt, das weder der Bürger noch er je hatte. Da aber heute der Bürger durch den anwachsenden Großkapitalismus und Monopolismus so wie so von Tag zu Tag mehr des freien Verkehrs beraubt wird, so wird der Verlust mehr und mehr null für ihn; der Gewinn, der auch für ihn — selbst bei Fortdauer seines Kleinbetriebs — durch Anschluß an die Gesamtgenossenschaft hervorgerufen würde (vgl. schon den heutigen Verkehr dänischer Absatzgenossenschaften mit Konsumgenossenschaften), würde alles das, was er verliert, derart in den Schatten stellen, daß auch für ihn ein tatsächlicher Gewinn an Freiheit und Sicherheit herauskäme. Wenn der Bürger und der Bauer das zu begreifen beginnen, so wird ihnen vielleicht auch ein Licht darüber aufgehen, welch bescheidene Forderungen an Freiheit der „unverschämte, nie zufriedenzustellende Arbeiter“ im Grunde erhebt, und wie sklavisches er sich heute, selbst wenn er gut behandelt und gefüttert wird, dem Kapital unterwerfen muß.

6. Schlimmstenfalls ist der Freiheitsverlust für den Bürger nicht so groß, als es scheint. Denn die freie Konkurrenz war ja die Freiheit des wirtschaftlichen Totschlags, wobei „der größte Lump“ oft „obenau“ blieb. Diese Zeit aber ist im wesentlichen vorüber. Der Verkehrsmensch begibt sich ja heute schon unter den sozialistischen Zwang der Genossenschaft, der Ausbeuter, wenn er im Kartell sich besonderen Vertragsbedingungen unterwirft, wie der Kleinbauer, wenn er sich in der Milchgenossenschaft bestimmten Bedingungen wegen der Viehhaltung unterwirft. Er tut das, weil er sieht, daß ihm bei seiner Freiheit auf dem Isolierschemel doch ganz unbehaglich wird. Und so lernen die Mitglieder wenigstens aller nicht monopolistisch-ausbeuterischen Genossenschaften das Streben und Empfinden des Arbeiters vielleicht allmählich etwas besser verstehen als bisher.

7. Wird der Freiheitsbegriff schon ganz allgemein durch das Ziel des Wollens bestimmt, so ist es offenbar, daß dies auch in der Stellung zur Denkfreiheit hervortritt. Die Freiheit des Denkens, die sogenannte Toleranz ist anders vom Standpunkte des Verkehrsbürgers als vom Standpunkte des Sozialisten. Und gerade hier merkt man oft die unverständlichste Verkennung der Sozialisten seitens der Bürger. Der berühmte Vorwurf der Intoleranz tritt sofort hervor, wenn der Sozialist scharf und ausschließend entscheidet. Der Bürger hat eben kein Ziel, das ihn allgemein

nach einer bestimmten Richtung triebe. Außerhalb der Sphäre, die durch seine Erwerbsinteressen abgegrenzt wird, ist somit das „laissez faire“ sein Wahlspruch, und dies wird innerhalb eben dieser durch die Interessen gesteckten Grenzen zu einem „laissez penser“, d. h. einer absoluten Gleichgiltigkeit gegen das, was der Andere denkt.

8. Diesem vagen „laissez penser“ stehen nun die alte Herrenordnung ebenso wie der Sozialismus auf das allerentschiedenste entgegen. Aber es wäre ein ebenso großer Irrtum zu glauben, daß der Sozialist intolerant im Sinne der Herrengesellschaft sei, wie daß die Verkehrsgesellschaft ihr „laissez penser“ nun ihrerseits über alle Gebiete ausdehnte. Auf sozialpolitischem Gebiete, und zwar genau von da ab, wo die Grundlagen der Verkehrsgesellschaft in Frage gestellt werden, ist letztere nämlich in keiner Weise für das „laissez penser“ eingenommen. Da wird die sonst so warm vertretene Toleranz sofort zum Kukul gejagt. Die Verkehrsgesellschaft hat also ihrerseits in dieser Hinsicht ganz die nämlichen Grundideen wie das alte Herrentum. Auch dies hat eine gewisse Toleranz der Gleichgiltigkeit gegen alles, was die Grundbedingungen seiner Existenz nicht berührt; dagegen ist es rücksichtslos zur Unterdrückung jedes Gedankens bereit, der seiner Herrschaft bedrohlich werden könnte. Und so ist auch die Verkehrsgesellschaft durchaus intolerant gegen jeden Gedanken, der etwa die Fundamente der Erwerbsfreiheit antastet. Darum hat sie sich ja so leicht mit den alten Resten der Gewaltherrschaft in Verfehmung und Verfolgung des Sozialismus zusammengefunden. Auf der anderen Seite aber hat die Verkehrsgesellschaft vermöge ihrer Verfassung, ebenso wie der Sozialismus, ein ganz bestimmtes Interesse an uneingeschränkter Freiheit der Meinungsäußerung. Und dadurch kommt sie in eine Doppelstellung zu sich selbst, wobei allerdings die Neigung zur Unterdrückung und Verfehmung in dem Maße wächst, als der ehemalige Vertreter der Erwerbsfreiheit selber zum Vertreter des Monopolismus wird. Diese Verhältnisse sind des genaueren zu betrachten.

9. Der Herrenstaat muß unerbittlich den Glaubenszwang in dem Umfange üben, als das zur Festigung und Sicherung der bestehenden Herrschaft notwendig ist. Er muß jedoch dahin trachten, daß die Gebote, die er gibt, von den Unterworfenen nicht bloß aus Furcht befolgt, sondern willig anerkannt werden.

Diese Anerkennung aber setzt erstlich voraus, daß sich die Herrschaft mit den jeweils gegebenen Existenzbedingungen tunlichst in Einklang zu setzen weiß, zweitens aber, Hand in Hand damit, daß sie es versteht, ihre Gebote und Verbote in den Geruch der Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit zu bringen. Dazu aber dienen ganz vorzüglich solche Glaubensformen, die Höllenstrafen für den Bösen und Himmelslohn für den Braven in Aussicht stellen. Das heißt natürlich, wenn und so lange die Träger solcher Glaubensformen gleiches Interesse mit den irdischen Herren haben und mit ihnen ein Beherrschungskartell schließen. In solchem Falle muß es das größte Interesse der Herren sein, daß diese Glaubenssätze selbst nicht angetastet werden. Daher muß derjenige, welcher sie anzutasten wagt, als Frevler bestraft werden. So ist es, trotz mancher Katzbalgereien zwischen Staat und Kirche, im wesentlichen seit 1600 Jahren gewesen, und heute, wo die Herrenmacht bedroht ist, wird das Kartell wieder besonders enge.

10. Mit der Verkehrsgesellschaft kommt dagegen das Bedürfnis auf, die Gesetze selbst durch gemeinschaftliche Übereinkunft zu bestimmen. Damit sollte es grundsätzlich unverträglich sein, befehlen zu wollen, was geglaubt werden soll. Denn wenn ein Gesetz wirklich gemeinschaftlich gegeben werden soll, so ist es das größte Interesse, daß jeder Gesetzgeber selber erkennt, was das Beste und Richtigste ist. Absolute Freiheit der Überzeugung wäre also nunmehr nötig. Sie müßte daher — unter Ablehnung alles Glaubenszwanges — staatlich garantiert werden, und Hand in Hand damit auch die Erziehung zur Fähigkeit richtigen Denkens.

11. Hätte die Verkehrsgesellschaft wirklich diesen Gedanken der Gemeinschaft, den ihre Umform enthielt, in vollem Umfange entwickeln können, so hätte sie notwendig nicht nur alle Glaubensgängeleien als unmoralisch abweisen, sondern auch die Entwicklung Aller als selbständig denkender Persönlichkeiten nach allen Kräften fördern müssen. So aber war es ihr wesentlich um Entwicklung des freien Verkehrs zu tun; darum interessierte sie sich für die Gedankenfreiheit gerade nur soweit, als sie dem Verkehr dienlich war und überließ im übrigen den alten Gängeleien das Feld umso lieber, als doch damit eine gewisse „Zucht und Ordnung“ verbürgt schien. Der Haß gegen den Jesuitismus stammt wesentlich nicht daher, daß dieser gängelt, sondern daher, daß er auch die für das Verkehrsverhältnis notwendige Freiheit zu unterbinden droht.

12. Das Unentwickelte dieser Anschauung zeigt sich unter anderem schon darin, daß der Jesuitismus gerade in dem Punkte angegriffen wird, den er mit jeder Moral gemeinsam hat, in dem Satze, daß „der Zweck die Mittel heiligt“. Nun fällt es dem Jesuitismus nicht im Traum ein, zu behaupten, daß jeder beliebige Zweck jedes beliebige Mittel heilige. Nur das Heil der Kirche heiligt ihm natürlich alles; denn das ist ihm höchster Zweck. Aber so heiligt jedem sein höchster Zweck alles; so heiligt dem Patrioten das Interesse des Vaterlandes, dem getreuen Vasallen das Interesse des Lehensherrn, dem Profitmenschen das Interesse des Profits, dem Bürokraten der Formalismus seines Betriebs alle Mittel. Einem jeden sagt sein oft und instinktiv den Willen regierender höchster Zweck, was er als recht und was er als unrecht ansehen solle, meist ohne daß er nur ahnt, woher seine moralische Beurteilung kommt, und welchen Maßstab sie anlegt.

13. Was nun dem Einen höchstes Moralprinzip ist, ist dem Anderen nur Beiwerk, vielleicht überhaupt keine moralische Instanz. So kann es nicht fehlen, daß viele Dinge, die dem Einen gelegentlich geboten erscheinen, dem Anderen als abscheulich gelten müssen. So muß der Verkehrsgesellschaft natürlich die jesuitische Lehre, daß die Kirche höchste Instanz, Mutter alles Guten sei, als verwerflich erscheinen. Aber da jene nun nicht einsieht, woher das kommt, sich auch geniert, ihre Kirchengegnerschaft zu bekennen, da sie ja die Kirche doch noch ein wenig als Dienerin braucht, so bekämpft sie höchst belustigenderweise einen Grundsatz, nach dem sie selbst alle Tage zu handeln pflegt. Sie merkt nicht, daß ihr höchstes Moralprinzip nur inhaltlich ein wenig anders ist, als das des Jesuiten und — ein wenig unklarer. Ihr ist die kirchliche Gängel-moral in gewissem Umfange Gehilfin und Dienerin, jenem ist sie oberste Instanz, das ist alles.

14. Was die oberste Instanz — das Moralprinzip — der Verkehrsgesellschaft ist, weiß ihr Anhänger natürlich gar nicht, und es ist auch für den Nachforschenden nicht sehr leicht zu ergründen. Denn das Prinzip muß ja der Doppelnatur der Verkehrsgesellschaft gemäß zerspalten sein und wechseln; auf der einen Seite das höchste Gemeinschaftsprinzip des „Rechtsstaats“ als Gewähr redlichen Verkehrs, auf der anderen Seite das Prinzip des Einzelverkehrs selbst, das den Rechtsstaat dem eignen Erwerbsziele dienstbar zu machen strebt. Daher auf der einen Seite glühender Preis

von Redlichkeit, Ehre, Vaterland, Freiheit — was durchaus ehrlich gemeint sein kann —, auf der anderen Seite aber sofort wieder alle die „wenn“ und „aber“, die Moral des „praktischen Mannes“, der da einsieht, daß man so reine Grundsätze in dieser krummen Welt nicht vereinigen kann, und der vor allen Dingen für sein Fortkommen sorgt. Damit wird dann der ganze Schatz jener Gemeinschaftsgüter samt dem bestehenden dünnen Gewebe von Gemeinschaft selbst unbewußt oder bewußt nur das Mittel und Werkzeug für die letztgenannten Interessen. In dem Maße, als die Verkehrsgesellschaft sich zum Kapitalismus und zur monopolistischen Beherrschung umwandelt, in dem Maße wandelt sich die harmlos unbewußte Eigensucht oft zur bewußten Nichtswürdigkeit.

15. Diese Entwicklung bestimmt nun auch die Stellung zur Gedankenfreiheit. Vermöge ihres Gemeinschaftszuges muß die Verkehrsgesellschaft gegenüber dem Glaubenszwang Front machen. Und bis zu einem gewissen Grade fordert das auch ihr praktisches Interesse. Aber die Verkehrsgesellschaft kann das Prinzip weder gründlich durcharbeiten, noch praktisch bis zu den richtigen Konsequenzen verfolgen. Ihre andere Seite weist sie dahin, alles persönlich zu nehmen, auch das, was nur von der Sache aus verstanden werden kann. Denn im Verkehr stehen sich in freier Verkehrsgesellschaft isolierte Personen gegenüber. So bekämpft sie den Jesuitismus zwar deshalb, weil er das Zwangsprinzip bekennt, aber sie glaubt diesen Kampf durch formale Gesetze gegen Personen führen zu können und läßt das Prinzip, wo es stille und versteckt wirkt, ruhig weiterbestehen. Der alte Moralunterricht, die alte Gängelung, also die Sache wird nicht beseitigt, nur gegen die Personen, die das Schicksal haben, gerade dem Orden anzugehören, entläßt sich lächerliche Wut. Die protestantische Gängelung, genau ebenso freiheitsfeindlich wie die katholische, wird nicht angetastet, weil sie nicht Herrin sein will, sondern Dienerin des Verkehrsstaats bleibt. Und in späterer Entwicklung tritt die Verkehrsgesellschaft wieder — im Schulgesetz — sogar mit jenen in das Kartell zur Wissensgängelung ein.

16. Der Sozialist dagegen, dem die Gegensätze schon instinktiv deutlicher werden, und der sie sich bald zum klaren Selbstbewußtsein zu bringen bemüht, sieht in all dem zum Teil eine reine Torheit, zum Teil sogar eine Heuchelei. Er bekämpft keineswegs

den Menschen, welcher nun einmal die Ansicht hat, daß Gängelung des Gewissens das einzig Richtige sei. Er will ihm nicht einmal den Mund stopfen; aber er will Erziehung und Aufklärung auf einen Boden gestellt sehen, daß von vornherein dem Menschen die Pflicht der Selbstbestimmung klar werden kann, und daß er die wissenschaftlichen Methoden kennen lernt, nach denen man heute bereits Wahrheit zu erforschen im Stande ist.

17. Daraus ergibt sich, daß der Sozialist in einer ganz bestimmten Hinsicht sehr viel toleranter, in einer anderen aber sehr viel intoleranter sein muß, als der bürgerlich Denkende. Toleranter wird er insofern sein, als er niemanden mehr, wer es auch sei, mit Jesuitengesetzen u. dgl. verfolgen wird. Er wird jedem die freie Meinungsäußerung zugestehen, niemand verbrennen, einsperren u. dgl. Aber er wird auf der anderen Seite nicht so weichmütig sein, zu sagen: Jeder stehe auf seinem Standpunkte, alle Ansichten haben gleiche Berechtigung und müssen gleicherweise — soweit sie nicht die Verkehrsgesellschaft stören, natürlich — unangegriffen bleiben! Der Sozialist greift viel energischer in seinen Erörterungen in das sogenannte „Heiligtum der inneren Überzeugung“ herein, als der Bürger es in den genannten Grenzen tut. Er sagt keineswegs, daß man den Aberglauben schonen, womöglich gar hätscheln und privilegieren müsse, sondern er betont die Pflicht, methodisch wissenschaftlich zu denken, und scheut sich nicht, den, der da anders denken lehren will, rauh und rücksichtslos als Fälscher der Wahrheit zu kennzeichnen. Die Rücksichtslosigkeit in der Aussprache, auch zwischen Sozialisten, ist ja bekannt; sie erklärt sich hieraus. Der Sozialist wird so vor allem gesellschaftliche Einsicht verbreiten und Zielbewußtsein wecken. In dem Maße, als dann die Ordnung sich verschiebt, wird sich notwendig auch durch Erziehung und Übung die Einsicht und Willensrichtung anders bestimmen.

18. Wissenschaftliche Weltanschauung, d. h. eine Weltanschauung, welche die Grenzen von wissenschaftlicher Erkenntnis und vager Vernünftelei und Spekulation, sowie eklektischer Zusammenstoppelung möglichst scharf zu trennen strebt — nicht etwa banausisch sich schon im Besitze der Allweisheit wähnte — das ist die intellektuelle Moralforderung des Sozialismus. Dieser Forderung kann der Bürger bis zu einem gewissen Grade auf dem Felde der Naturwissenschaft genügen und sie hier verstehen. Denn

die Naturwissenschaft ist eine der wesentlichen Existenzbedingungen der heutigen Verkehrsgesellschaft. Aber sobald man auf das Gebiet der Gesellschaftswissenschaft oder der Metaphysik kommt, da hapert es. Auf metaphysischem Gebiete wird vom Verkehrsmenschen jede, auch die tollste Spekulation als berechtigt anerkannt, soweit sie nicht etwa die Grundlagen der Verkehrsgesellschaft in Frage stellt. Gerade nach der Zeit Kants, der sich bis zu einem gewissen Grade über die Bedingungen der Verkehrsgesellschaft zu erheben vermochte, aber freilich doch noch recht metaphysisch blieb, riß bekanntlich die wildeste Systemmacherei erst recht ein.

19. Wirklich wissenschaftliche Methodik wird sich bestreben, die Probleme stets klar und offen zu halten. Denn jedes Schließen der Probleme durch Spekulation ist für die wissenschaftliche Fortentwicklung ein Riegel. Der Sozialist muß unendliche Entwicklung auch auf diesem Gebiete erwarten. Der Bürger kennt unendliche Entwicklung nur etwa auf dem Gebiete des Reichtums oder der Naturerkenntnis, auf dem Gebiete der Gesellschaft soll die bestehende Ordnung erhalten bleiben, die sich doch unter seiner Hand rasend umwälzt. Darum hat er gar nichts dawider, wenn jemand, der auf politischem oder wirtschaftlichem Gebiete zu frei forscht, in die Ecke gedrückt wird. Und auf dem Gebiete der Weltanschauung möchte er gerne einen Abschluß haben, wie für sein Kassenbuch. Wie hier, wenn Kasse und Rechnung nicht stimmen, das Manko als positive Größe in dem Abschluß erscheint, so hat er das tiefgefühlte Gemütsbedürfnis, seinem unvollendeten Weltbilde irgend einen metaphysischen Deckel zu geben. Wo das Wissen aufhört, fängt bei ihm der Glaube an. Beim Sozialisten aber heißt es: „Ich weiß noch nicht!“

20. Dabei hat es mit der sogenannten „Voraussetzungslosigkeit“ der Wissenschaft so seine eigne Bewandnis. Das ist nämlich einer von den berühmten mehrdeutigen Ausdrücken. Soll er bedeuten, daß beim Forschen keinerlei metaphysische Voreingenommenheit ins Spiel kommen darf, so ist er ganz richtig. Sagt er aber, es dürfe keine gesellschaftliche oder naturtatsächliche Grundlage untergelegt werden, so ist er falsch und ergibt luftige Spekulation. Der vom Gemeinschaftsziele Geleitete denkt gesellschaftlich und metaphysisch, wie wir gesehen haben, notwendig anders, als derjenige, welcher von Herrenprinzipien oder bloß gesellschaftlichen Prinzipien regiert wird. Ersterer kann wohl die letzteren verstehen,

nicht aber so leicht umgekehrt. Der Herrenmensch und der Verkehrsmensch haben naturgemäß über den Sozialismus verzerrte Vorstellungen. Durchaus nicht bloß bewußte Bosheit — so oft sie auch mitwirken mag — erzeugt all die Verdrehungen und Schiefheiten, welche gemeinhin dem sozialistischen Denken zur Last gelegt werden. Es ist zumeist Unfähigkeit, konsequent vom Gesichtspunkte der Gemeinschaft aus zu denken. In diesem Punkte findet der Sozialist bei manchen der wirklich von Herzen Frommen — sehr weniger Menschen — ein weit besseres Verständnis. Die empfinden wenigstens die innere Verwandtschaft der christlichen und der sozialistischen Grundgedanken. Das können die Zionswächter nicht, denen die Religion wesentlich Machtfrage oder individualistische Erlösungsspekulation ist, ebensowenig aber können es die meisten Vertreter der Verkehrsgesellschaft.

21. Für den Sozialisten hat die Wissenschaft eine Grundvoraussetzung: das Gemeinschaftsziel. Er braucht methodisches Denken, um die Gemeinschaft methodisch gestalten und ausbauen zu können. Was für den Verkehrsmenschen nur eine, sofort wieder durch das Verkehrsinteresse im Schach gehaltene Seite seines Wollens sein kann, ist für den Sozialisten unbedingte Folge zentralen Wollens. Darum lehnt er auch da, wo es nicht direkt die Praxis angeht, ebenso den Zwangsglauben wie alle jene „Standpunkte“ ab, auf denen die Unendlichkeit metaphysischen Unkrauts wuchert. Er verlangt für das, was er glauben soll, methodischen Zusammenhang auf dem Untergrund kontrollierbarer Tatsachen; gleichviel ob das nun äußere oder innere Tatsachen sind. Leibliche und geistige Tatsachen werden von ihm gleichwägend auf ihren Zusammenhang hin geprüft, nicht aber metaphysisch idealistisch der Geist oder metaphysisch materialistisch die sogenannte Materie als Grundlage hingestellt. (Dietzgen) Diejenigen, welche den „historischen Materialismus“, der Marx und Engels, und den metaphysischen Materialismus, der Holbach, Lamettrie, Büchner etc., durch den Gleichklang des Worts „Materialismus“ irregeführt, in eines zusammenwerfen, haben die sozialistische Literatur sehr ungenügend studiert. Der historische Materialismus untersucht das in Wirtschaft und Technik nachweisbare Zusammenwirken innerer und äußerer Faktoren; „materiell“ ist hier so viel wie nachweisbar tatsächlich. Auf diese Fundamentierung, auf nachweisbare Tatsachen kommt alles an, wobei die „materialistische Geschichtsauffassung“ nicht als

Dogma, sondern als heuristische Methode gilt. Damit werden auch die verschiedenen deterministischen und indeterministischen Spekulationen zu gunsten ruhiger methodischer Untersuchung der nachweisbaren Zusammenhänge zwischen körperlichen und geistigen Erscheinungen abgedankt. Frei erkennen, heißt wissenschaftlich erkennen.

22. Nur auf dem Boden intellektueller Entwicklung kann sich praktische Freiheit entwickeln. Aber nur soweit bereits praktische Gemeinschaftsgrundlagen bestehen, kann diese Geistesentwicklung sich vollziehen. Daraus ergibt sich ein scheinbar unlöslicher Widerspruch. Die Gemeinschaft kann selbst nicht vollkommen werden ohne vorhergegangene Erkenntnis und Freiheit; aber diese Erkenntnis und Freiheit kann selbst nicht werden ohne vorhergegangene wirkliche Gemeinschaft. In der Abstraktion ist dieser Widerspruch auch schlechthin unlöslich. Die Wirklichkeit aber lebt ihr Leben in dem fortwährenden Bilden und Ausgleichen von Widersprüchen. Das eben ist Entwicklung. So bildet die heutige Zeit aus den Widersprüchen des Gegebenen jene Menschenklasse, die auf Grund ihrer Stellung in der gegebenen Ordnung den Gemeinschaftsinstinkt und vielfach schon klares Gemeinschaftsbewußtsein entwickelt. Diese muß daher nach jener Überordnung der Gemeinschaft über Sach- und Gesellschaftsverhältnis trachten. Darin besteht ihr Freiheitsstreben, in nichts anderem. Zu diesem Zwecke muß sie Erkenntnis erstreben, und die errungene Erkenntnis läutert und bestimmt wieder ihr Wollen. Entfernt von der Willkür, welche sich innerhalb der Maschen des Herrenverhältnisses so leicht aller wirklichen Ordnung entgegenstemmt, gleich entfernt von der Anarchie des Wollens, die da meint, man könne auf „Nichts“ seine Sache stellen (Stirner), strebt so der Sozialismus nach höherer Gesetzmäßigkeit. Aber erst wo Herrschaft und Ausbeutung aufhören, und wo Gesetzgebung durch das erkenntnisbestimmte wirtschaftliche Zusammenwirken Aller möglich ist, da heißt ihm das Leben wirklich frei.

23. Aber gerade darum fordert der Sozialismus Disziplin. Das muß klar zum Verständnis kommen: Freiheit der reinen Willkür hat keinen Platz in ihm. Wie das Denken, so muß auch das Wollen durch das Ziel bestimmt werden, und wenn da verschiedene Ansichten sind, müssen sie sich einer fügen. Denn nur durch gemeinschaftliches Handeln kann ein großes Ziel erreicht werden, und

gemeinschaftliches Handeln erfordert nicht nur Einheit der Zielrichtung, sondern zumeist auch der Taktik. Unbestimmter Gefühlssozialismus, welcher Disziplin als unfrei perhorresziert und sich in sein Inneres flüchtet, um nur den an sich zu ziehen, „dem es genügt, ein Mensch zu heißen“, hält vor den harten Realitäten des Lebens nicht stand; er kann nur etwa in den Intermundien der großen Bewegungen gedeihen. In der Bewegung selbst heißt es zunächst Kampf! Und je schärfer dieser Kampf mit den gemeinschaftsfeindlichen Mächten wird, umsomehr muß Disziplin gefordert werden. Jemehr der Kampf wogt, umsoweniger Seitensprünge kann sich der Einzelne gestatten. Vor der Schlacht, auch der unblutigen, kann nicht lange deliberiert werden. Da muß in großen Zügen die Richtlinie abgesteckt werden durch gemeinsame Übereinkunft. Im übrigen muß hier, wie im Herrenstaat, der Parole gehorcht werden. Nicht darin besteht ja der Unterschied zwischen Herrenstaat und Sozialordnung, daß jener Gehorsam fordert, dieser aber jedem Rößlein die Zügel schießen läßt, sondern darin, daß jener den Kadavergehorsam fordert zum Zwecke der Beherrschung, dieser Disziplin im Dienste der Gemeinschaft. Wer das begreift, wird auch die Freiheit begreifen, die in einer sozialen Gemeinschaft herrschen kann und herrschen muß.

XXIII. Sozialismus und Herrenmoral.

1. Während die Verkehrsgesellschaft dem Sozialismus ohne bestimmtes Ziel gegenübersteht, begegnet das Grund- und Monopolherrentum ihm mit mächtigen Zielgewalten. So verschieden sie seien, wenigstens ein Ziel schmiedet die verschiedenen zusammen, der gemeinschaftliche Kampf gegen den Sozialismus zur Erhaltung und Stärkung ihrer Herrenautorität. Das Herrentum ist insofern unter sich noch so etwas wie Gemeinschaft und entwickelt unter sich die von Nietzsche geschilderten ritterlichen Tugenden ebenso, wie die vollkommene Unschuld des Raubtiergewissens gegenüber dem Unterworfenen. Es will Bekämpfung des Sozialismus mit allen Mitteln; seine Hauptvertreter sind darin einig, daß sie dem Volke das Recht bestreiten — selbst in Rußland — seine

ewigen Rechte herunter vom Himmel zu holen, aber es für „Pflicht der Regierung“ erklären, daß sie das Volk, wenn es nicht nach ihrem Willen denkt, am Ende gar sozialistisch ist, mit den schärfsten Mitteln der Ausnahmebehandlung durch Verwaltung und Gericht, durch Entrechtung und Gewalt — mit Reichstag oder ohne ihn, sagt einer seiner Vertreter — niederhalte. Damit aber ist der Konflikt gegeben, ein Konflikt von anderer Art, als der zwischen Sozialismus und Verkehrsgesellschaft ist.

2. Der Gegensatz zwischen sozialistischer Moral und heutiger Herrenmoral fußt letztgiltig auf einer fundamentalen Verschiedenheit der Eigentumsart und damit auch der eingewöhnten Eigentums- und Rechtsbegriffe bei den Herren und bei den unteren Volksschichten. Denn das Wort „Eigentum“ ist nicht ein eindeutiges, sondern wie „Freiheit“ ein mehrdeutiges Wort. In der Feudalzeit kannte man wesentlich nur persönliches Eigentum an Nutzgegenständen und Arbeitsgerät. Die Grundlage des Lebens aber war ein wesentlich an den Boden geknüpft System von Nutzungsrechten und gegenseitigen Verpflichtungen. Dies System, das wir in schwachen Rudimenten noch aus wenigen verbliebenen Servitutsrechten in unserer Zeit zu verstehen vermögen, wurde mit Eintritt der Geldwirtschaft zu einem Monopol- und Ausbeutungseigentum der Herren, insbesondere zu einem Monopol an der Grundlage aller Abhängigkeiten, dem Grund und Boden. Der Grund und Boden wurde nach den großen Bauernkriegen staatsrechtlich als eigentliches Privateigentum sanktioniert, und zwar wesentlich als Privateigentum der Großgrundherren. Dabei wurden die Privilegien der Grundherren gegenüber den Bauern vergrößert, die Rechte der Bauern aber fast ganz beseitigt. Zugleich aber entwickelte sich das Erwerbseigentum des beginnenden städtischen Gewerbes weiter, freilich in dem Privilegiensystem der Feudalzeit noch wie der Schmetterling in der Puppe eingeschlossen. Die Revolution sprengte die Puppenschale und machte diesem Privilegiensystem in Stadt und Land ein Ende, aber sie behielt natürlich ein Privileg, das Besitzprivileg im Erwerbseigentum bei. Im Erwerbseigentum aber waren von Anbeginn zwei Elemente verschmolzen, das Ausbeutungseigentum oder Kapital der Großen, das die Fähigkeit besaß, sich die Arbeit Anderer dienstbar zu machen, und das durch eigene Arbeit befruchtete Erwerbseigentum der Kleinen. Dies letztere war es, welches der eigentlichen Hauptmasse der Bürger

als normales Eigentum vorschwebte. Bei den kleinen Bürgern und Bauern, denen ihr Haus, ihre Werkstatt, ihr Acker nur zur Selbstbenutzung dienen, können beide grundverschiedene Eigentumsarten, das Erwerbseigentum und das Arbeitseigentum gar nicht getrennt werden; beide fallen tatsächlich in eines zusammen. Beim Kapitalisten aber, schon wenn er noch selbst mitarbeitet, beginnt die Trennung zwischen Erwerbseigentum in seiner Hand und bloßem Arbeitseigentum in der Hand des Arbeiters, und es tritt ausschließend hervor, wo der Monopol- und Ausbeutungscharakter des Eigentums herausgewachsen ist. Dem jedes Erwerbseigentums entkleideten Arbeiter stehen nun unvermittelt jene Monopolgewalten gegenüber, deren Eigentum in umfassenderem Maße den reinen Beherrschungs- und Ausbeutungscharakter des alten Grundmonopols bekommt.

3. Damit ist der Konflikt zwischen den Arbeitern und den Monopolisten ohne weiteres gegeben. Das Monopol drängt notwendig danach, seine Ausbeutungsfreiheit und Herrschaft zu sichern, durch die er allein leben und sich mehrern kann. Der Arbeiter dagegen entwickelt den Gedanken des reinen Arbeitseigentums, und empfindet mit wachsender innerer Empörung, daß dies sowohl im Arbeitsprozeß, wie nachher — durch Mieten, indirekte Steuern, Zölle etc. — ständig enteignet wird, ohne daß die auf die „Heiligkeit des Eigentums“ pochenden Herren dafür die leiseste Empfindung haben. Er muß Erhaltung und Sicherung seines Arbeitseigentums begehren, und das führt ihn mit innerer Logik zum Sozialismus als einzige Möglichkeit dazu. Mit der Entwicklung des Großkapitalismus tritt freilich auch das Erwerbseigentum in Monopoleigentum und in Freiverkehrseigentum auseinander. Das aber beginnt der kleine Bürger erst dann zu empfinden, wenn ihm durch die Entwicklung der Kartellmonopole der Ausbeutungscharakter des Großkapitals durch dessen Beschränkung der Erwerbsfreiheit und durch Verteuerungen so zu sagen handgreiflich verständlich gemacht wird. Bis dahin hat der Arbeiter allein den Gegensatz deutlich zu spüren, und wo er ihm klar zum Bewußtsein kommt, wird er den Kampf gegen den Kapitalismus aufnehmen, und die Forderung unverkürzter Verfügung über die Früchte seiner Arbeit, also Kollektiveigentum an den Produktionsmitteln, Privateigentum an den individuellen Gebrauchsmitteln zu erstreben gezwungen sein. Das private Erwerbseigentum kann er nur so weit dulden wollen, als es, wie beim Kleinbauern und Kleinhandwerker,

Künstler etc. nicht kapitalistisch wirkt. Ausbeutungseigentum und Arbeitseigentum sind also die beiden Eigentumsformen, die dem Kampf um die Erbschaft des sterbenden Freiverkehrszeitalters zu grunde liegen. Daraus ergibt sich, daß die Arbeiterschaft immer energischer, geschlossener und radikaler dem Ausbeutungseigentum entgegenwirken muß, und daß wenigstens mit der Zeit der nichtparasitäre Teil des Kleinbürgertums allmählich von seiner — im Stadium der freien Verkehrsgesellschaft ganz naturgemäßen — Parteinahme für die Großkapitalisten abgedrängt und einer Bundesgenossenschaft mit den Arbeitern zugeneigt werden wird. Das Ziel des Kleinbürgertums verschiebt sich somit, längst vergessene demokratische Rechtsbegriffe erwachen wieder mehr oder minder deutlich in ihm, während der Arbeiter ausschließend die eine Seite des altbürgerlichen Eigentumsbegriffs entwickelt und das reine Arbeitseigentum proklamiert, das „von jeder Art der Ausbeutung und Unterdrückung“ frei sein muß. Das macht aber auch verständlich, warum das monopolistisch auswachsende Herrentum im Bunde mit den alten Grundmonopolgewalten total entgegengesetzte Rechts- und Moralideen ausbildet und nur sehr schwer, in seiner Majorität kaum je freiwillig die Entwicklung zu freier Gemeinschaft vertreten und fördern wird. Sein natürlicher Instinkt treibt es vielmehr dazu, die Rechts- und Moralanschauungen der alten Herrenzeit wieder zunehmend zu festigen und sich der Weiterentwicklung zu freier Gemeinschaft mit allen ihm verfügbaren Mitteln entgegenzustemmen. Es fußt auf dem Gedanken des „historischen Rechts“ — soweit dies die historische Ausbeutung sanktioniert — und damit auch auf dem Boden jener historischen Moral, welche die Unterordnungsverhältnisse gängelmoralisch zu sanktionieren strebt.

4. Schon im Tributverhältnis sahen wir, daß einerseits der Unterworfenen aus seinem Gemeinschaftsbewußtsein heraus auf Abwerfung der ihm oktroyierten Beherrschung hinwirken muß, andererseits sich aber durch den religiös sanktionierten Vertrag in seinem Gewissen gebunden fühlen soll. Das Herrschaftsverhältnis soll er als Gemeinschaftsverhältnis betrachten. Beide Verhältnisse aber gebieten entgegengesetzt. Nun fragt sich, was der Mensch als das höhere Gesetz ansieht. Hier die Gewissensgängelung durch die sanktionierte und unter dem Druck der Not anerkannte Gewalt, dort das Gemeinschaftsgebot. Dieser Konflikt zieht sich durch unsere

ganze geschichtliche Periode bis heute. Aber an entscheidenden Wendepunkten kommt stets wieder jenes Gemeinschaftsbewußtsein, jener revolutionäre Zug oben auf, welcher entschlossen sagt „Du mußt Gott mehr gehorchen als den Menschen“, wobei der Mensch im Grund den in seiner Brust erwachenden Gemeinschaftsinstinkt mit der Gottesvorstellung umkleidet.

5. Heute nun sind die Dinge in ganz bestimmter Hinsicht modifiziert. In den Verfassungen ist schon die Grundbedingung der Gemeinschaft, die persönliche Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz, verheißen; in der Praxis aber wird beides verkürzt. Der Kapitalismus wird zunehmend ausbeutende Herrschaftsform, hebt die Gemeinschaft auf, und das Gesetz wird, wo die Herren noch die Mehrheit ergattern können, dazu benutzt, Ungesetz gesetzlich überwalten zu lassen (Wahlrechtsraub). Damit tritt ein klaffender Widerspruch sowohl in den Verhältnissen, wie in den Gewissen zu Tage. Äußerlich zielen die Grundlinien gegebener Verfassung auf eine Gemeinschaft, die faktischen Entwicklungen aber auf das Gegenteil. Infolgedessen entsteht in den Gewissen ein oft sehr verwickelter Konflikt zwischen einer prinzipiellen Gesetzlichkeit und einer formalgesetzlichen Ungesetzlichkeit, die gängelmoralische Unterwerfung beansprucht. Die Arbeiterschaft ihrerseits aber hat entschlossen alle Gängelmoral grundsätzlich von sich gewiesen und das Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ deutlich und gemeinverständlich in ihre heutige Sprache übersetzt — eine andere Sprache als im Urchristentum damals, denn die Zeiten sind andere; aber der Grundinhalt ist der gleiche. Sie nimmt ihr Sittengebot ausschließlich aus ihrem Gemeinschaftsziel, aus nichts anderem.

6. Aus dieser Tatsache, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft alle und jede Gängelmoral grundsätzlich ablehnt, das Herrentum aber sie so notwendig hat, wie das liebe Brot, stammt die ganze Schärfe des moralischen Gegensatzes zwischen den heute miteinander kämpfenden Weltmächten. Zwischen den beiden Zielrichtungen gibt es keinerlei Ausgleich, nur ein Entweder — Oder. Das Herrentum will nicht nur die vorhandenen Ansätze zu gemeinschaftsrechtlicher Ordnung nicht weiter ausgestalten, sondern es will sie in die Ecke gestellt, als bloße Dekoration behandelt wissen. Wenn gar Gefahr droht, daß sie inhaltliche Bedeutung bekommen könnten, so will es sie lieber ganz beseitigen, als sich selbst ihnen fügen.

Der Sozialismus dagegen stemmt sich gerade mit festem Fuß auf diese vorhandenen, wenn auch noch so dürftigen Rechtsgrundlagen auf. Er faßt sie freilich nicht im Sinne der Verkehrsgesellschaft, die sie nur zur Sicherung des freien Verkehrs geschaffen hatte, versteht sie nicht als bloße Sicherung der Verkehrsordnung, sondern als Sicherung der Persönlichkeit. Er meint sie so, wie es 1789 und 1848 nur die demokratischeren unteren Volksschichten und die Enthusiasten getan hatten, in deren Brust wieder die unverwüstliche alte Gemeinschaftsglut der Gentilgenossen aus der Asche der Jahrtausende hervorglomm. Es ist darum nur halb-richtig zu sagen, der Sozialismus habe die alten Forderungen des Liberalismus wieder aufgenommen. Denn der Liberalismus als Ausdruck der Verkehrsgesellschaft hat nie daran gedacht, dem Menschen, sondern nur dem selbständigen Verkehrsmenschen gleiches Recht zu geben. Als Lassalle gleiches Wahlrecht forderte, da wies gerade die Fortschrittspartei diese demokratische Forderung hohnlachend und erbittert zurück. Der Sozialismus nimmt die alten Gemeinschaftsforderungen der Demokratie wieder auf, welche im Beginn der liberalen Ära hervorgetreten war, und will ihnen durchgreifenden Einfluß auch auf die Wirtschaft verschaffen.

7. Den Grundherren und Kapitalmonopolisten erscheint das aber gerade als Umsturz, als Zerstörung altheiliger Staatsgrundlagen, als Antastung gottgegebener Rechte. Noch immer denken sie, wie ihre Vorgänger: „Le peuple est taillable et corréable à volonté“. Die Monopolgesellschaften erpressen ja nach Belieben; die einzige rechtliche und moralische Grenze ihrer Ausbeutung ist die Unmöglichkeit mehr herauszuholen. Dies Recht zu erhalten ist dem Grund- und Monopolherrschaft „Staatserhaltung“. Ob das ehrlich oder unehrlich gemeint ist, das ist da Nebensache; darüber kann man nicht befinden; es handelt sich um die Tatsache, daß dieser Monopolismus wieder solches Herrenrecht in alter Glorie wiederherzustellen strebt, und diese Tatsache beweisen seine Taten und seine Worte zur Genüge. Nun ist aber schwer zu verstehen, wie man gerade dies vom Standpunkte einer heutigen Verfassung anders, denn als „Umsturz“ bezeichnen kann. Denn es beseitigt die gesetzlichen Garantien, mit denen die alte Verkehrsgesellschaft sich immerhin umgeben hatte. Sie macht das Gesetz, wie es der Gewaltzeit entspricht, wieder zum Werkzeug der Mächtigen und die übrige Bevölkerung zu deren Objekt. So hat es ja ein edler

Schollenbaron im preußischen Landtage ausdrücklich als Ziel bezeichnet.

8. Das ist der Umsturz nach der einen Seite. Aber will nun der Sozialismus nicht wirklich Umsturz des Bestehenden nach der anderen? Er will ja doch die Überform der früheren freien Verkehrsgesellschaft zur Form einer inhaltlichen Gemeinschaft erheben, sie damit nicht nur verallgemeinern, sondern ihr eine grundsätzlich andere Bedeutung verschaffen als bisher. Es ist unumwunden zuzugeben, daß man das vom Standpunkte der Verkehrsgesellschaft vor dreißig Jahren Umsturz nennen konnte. Die Verkehrsgesellschaft selber wäre doch damals gestürzt worden, wenn es gegangen wäre. Freilich dieser Umsturz ging schon damals nicht auf Zerstörung, sondern auf Höherbildung; denn es wäre deren Rechtsform keineswegs gestürzt, sondern gefestigt worden, es wäre also schon damals nur ein wirtschaftlicher, kein rechtlicher und moralischer Umsturz gewesen. Aber heute ist es nicht einmal mehr ein wirtschaftlicher Umsturz der freien Verkehrsgesellschaft. Sie wird ja eben bereits im Kern und Wesen umgestürzt durch den Kapitalmonopolismus und die ihm entgegenwirkenden verschiedenen Genossenschaftsorganisationen, ja sie ist zum guten Teile bereits überwunden. Bis Mitte der siebenziger Jahre prägte die — freilich caesaristisch beschattete — freie Verkehrsgesellschaft der Gesetzgebung einigermaßen ihren Charakter auf, das Sozialistengesetz besiegelte die Herrschaft des dem Manchestertum den Abschied gebenden agrarisch-großindustriellen Kartells, und von Mitte der neunziger Jahre beginnt dies Kartell sich in seiner Monopolform zu zeigen und jene riesigen und rücksichtslosen Ausbeutungsgemeinschaften zu bilden, die sich von nun an im Schatten der ungeheuren Zollmauern, wie Pilze im Brutbeet, weiter vermehren und bereits die Reste der freien Verkehrsgesellschaft, sowie die Gesetzgebung fast völlig von sich abhängig gemacht haben.

9. Wir befinden uns also in einer Entwicklungslage, in der es sich nicht mehr darum handeln kann, einen alten Zustand zu erhalten, sondern nur darum, die kommende Entwicklungsrichtung zu bestimmen, in der sich die aus dem Zerfall der alten Wirtschaftsordnung herausbildenden Kräfte weiterbilden sollen. Das ist die wahre Situation. Es handelt sich nicht um den Kampf zwischen einer alten und neuen Ordnung der Dinge, sondern um einen Erbschaftsprozeß. Ist der Vater, oder

sind die Kinder erberechtigt? Das ist die soziale Frage in juristischer Spiegelung. Soll neue Aufwärtsentwicklung oder dauernde Stagnation eintreten? Das ist die Kulturfrage. Es gilt die Entscheidung darüber, ob Gemeinschaft dem Objektsverhältnis wieder ganz unterstehen, oder ob endlich wirkliche Gemeinschaft über den Objekts- und Verkehrsverhältnissen zu voller Herrschaft gelangen soll. Das ist die moralische Frage der Zeit. Entwicklung nach dieser, oder Entwicklung nach jener Zielrichtung hin, das ist die ausschließende Alternative. Eine von beiden Zielrichtungen muß man wählen, nichts zwischen ihnen. Ein beneficium inventarii gewährt die Geschichte nicht.

10. So liegen die Dinge. Nur aus dem Verständnis dieser historischen Gegensätze kann für den, welcher sich nicht bloß vom Instinkt treiben lassen will, die Entscheidung fallen. Von hier aus begriffen, ist es vollkommen klar, warum die Monopolisten solch unermeßliche Wut gegen den Sozialismus haben müssen, warum sie so fieberhaft auf dessen Diskreditierung und Vernichtung hinarbeiten, und warum es ihnen so gänzlich einerlei ist, welcher Art die dabei in Anwendung gebrachten Mittel sind. List und Gewalt, das darf man nie vergessen, sind ja im Objektsverhältnis die notwendigen Waffen. Und in diesem Verhältnis stehen jene Mächte zum Volke. Nur unter sich selbst haben sie gerade durch diesen Kampf einige Gemeinschaft, so verschieden sonst ihre Interessen sind. Wo es die gemeinsamen Herrschinteressen gilt, da gibt es für sie weder nationale noch konfessionelle Grenzen, so sehr sie diese dem Volke in Erinnerung zu bringen suchen, wenn es paßt. In einer Unternehmerorganisation fragen die Beteiligten nicht, ob der Eine katholisch, der Andere protestantisch ist, und die Kartelle strecken schon ihre Polypenglieder weit über die nationalen Grenzen aus. Die Unterworfenen aber werden nach den drei Grundsätzen der Herrenmoral bearbeitet, und leider ist ja noch ein Teil der Arbeiter geneigt, sich dem „Teile und herrsche!“ gemäß in konfessionelle und auch „nationale“ Gängelung nehmen zu lassen, statt sich zu einer einigen Phalanx nach dem guten Vorbilde der Herren zusammenzuscharen. Da es sich für die Herren um volle Wiederherstellung des Objektsverhältnisses gegenüber den Unterworfenen handelt, so ist diesen gegenüber kein Mittel verboten. Ob mit Verfassung, ob ohne sie, ob unter Benutzung oder Mißachtung von Recht und Moral, das ist für sie nur eine Frage der Taktik. Daraus

allein läßt sich alles verstehen. Daraus verstehen sich auch die jeden Errötens freien Rufe nach Beugung des gerichtlichen Rechts gegenüber den Arbeitern, nach Erlaß eines neuen Sozialistengesetzes, nach Aufhebung des Reichstagswahlrechts, die man von dieser Seite des öfteren zu hören bekommt. Von einem Gesetz der Gesetzlichkeit hat der Herrenmensch naturgemäß keine Ahnung. Recht ist ihm, was seine Macht und Plünderungsfreiheit sichert — ganz so gemütvoll und ehrlich vielleicht, wie einst dem biederer Götz von Berlichingen; aber auch ganz so unberührt von jeder Erwägung der notwendigen Folgen solcher Forderung und der moralischen Qualität ihres Inhalts.

11. Dabei bekommt dann der Revers dieser Münze ein umso greller Licht. Während diese Herren das Gesetz als ganz selbstverständliches Mittel zur Sicherung ihrer Machtinteressen ansehen und von einem allgemeinen Recht der Persönlichkeit keine Ahnung haben, verlangen sie in unergründlicher Naivetät, daß die von ihnen Mißhandelten sich nicht nur streng an das einmal bestehende Gesetz halten, sondern daß sie auch alle die tausendfachen Übertretungen und Beugungen dieses Rechts von Seiten der Herren als zu Recht bestehend anerkennen sollen. Es ist eine verhältnismäßige Kleinigkeit, der berühmte Ehrenkodex der privilegierten Kaste, danach sie sich ein Recht der Selbsthilfe herausnehmen, während sie das beim Arbeiter und Bauernburschen auf das schärfste verpönen. Aber daß das schon wiederholt offiziell gutgeheißen werden konnte, zeigt doch deutlich, was man dem öffentlichen Rechtsbewußtsein zu bieten wagt. Das Volk hat den Mund zu halten; das, was die Herren tun, geht es nichts an. Es hat sich jeder Kritik zu enthalten, sonst regnet es Strafprozesse; formelle Verfehlungen sind ja so leicht zu konstruieren. Und wenn es nun gar daran denkt, sein klarstes Menschenrecht auch nur mit öffentlichen Demonstrationen oder Streiks zu erzwingen, so ist das ein Frevel, der nach der Meinung gewisser führender Organe im Grunde nur durch ein Blutbad zu sühnen ist. Forderung absoluten Herrenrechts für sich selbst, Forderung absoluten Gehorsams unter dies Herrenrecht für die Anderen: das ist also das revolutionäre Ziel, dem die Herrenklasse wieder mit vollen Segeln zusteuert, und zu dessen Erreichung ihr alle und jede Mittel recht sind. „Salus publica suprema lex“ so sagen sie. Aber „salus publica“ ist ihre ungehinderte Herrschaft und gängelmoralische Unterwerfung des Volks.

12. Und wie benehmen sich demgegenüber diejenigen, welche das Gemeinschaftsziel konsequent auf die Fahne geschrieben haben? In ihrer Sturmzeit sangen sie, wie der Liberalismus, wilde Empörungslieder. Die „eiserne Lerche“ der vierziger Jahre

Sie singt von nahendem Donnerhall,
Sie singt von des Schlachtfelds Rosen,
Den Rosen, damit in Todeslust
die Brust,
Die Brust der Helden sich schmückt.
Drum auf und wohlan; bis frei die Welt,
Sei der Himmel ein einzig Kriegergezelt,
Und der Dolch der Rache gezückt!

Damals sang der Proletarier solche Lieder mit und ließ mit dem Bürgertum — in der Phrase — „Blut knüppeldick fließen“. Und wo noch so ganz rechtlose Zustände herrschen, wie zum Beispiel in Rußland mit seinem völlig entmenschten Herrentum, da kommt auch heute eine ähnliche Stimmung wieder. Aber im allgemeinen ist die Arbeiterschaft, soweit sie schon länger sozialistisch erzogen ist, solchen Methoden entwachsen, nicht etwa, weil sie sie gängelmoralisch als ein Unrecht gegenüber den Herrenmenschen, sondern weil sie sie als ein Unrecht gegenüber der eignen Sache erkennt. Ein Lied, das ihrer jetzigen Stimmung entspricht, ist die bekannte Arbeitermarseillaise von Jakob Audorf, darin es unter anderem heißt:

„Der Feind, den wir am tiefsten hassen,
Der uns umlagert schwarz und dicht,
Das ist der Unverstand der Massen,
Den nur des Geistes Schwert zerbricht.
Ist erst dies Bollwerk überstiegen,
Wer will uns dann noch widerstehn?
Dann werden bald auf allen Höhn
Der wahren Freiheit Banner fliegen.“

Das ist gewiß ein recht — blutdürstiges Lied, besonders wenn es nachher weiter heißt: „Nicht predigen wir Haß den Reichen, nur gleiches Recht für Jedermann!“

13. Aber gerade Leute, die solcher Art vorgehen, werden von den Herren doppelt gehaßt und gefürchtet. Solche Leute machen keine Revolte, wie es aus dem Schlaf aufgerüttelte Sklaven tun,

sie sind die Revolution, die lebendige, zielsichere, ungreifbare Revolution gegenüber den Herreninteressen. Darum muß eine giftgeschwollene Monopolistenpresse sie mit einer Flut von Schmutz und Verläumdung überschütten; in wohl vorbereiteten Auszügen — und welch einen Auszug könnte man nicht selbst aus der Bibel machen! — werden aus dem Zusammenhange gerissene Äußerungen, oft solche von eben zum ersten Bewußtsein des Sozialismus Erwachenden, oft gelegentliche Zornäußerungen schwergereizter Führer raffiniert zusammengestellt, sodaß dadurch das gute Publikum, das ja nichts anderes hört und liest, einen Schauer vor solch gräulichen Menschen bekommen muß. Jeder Fehler, den sie machen, — und sie sind Menschen, Menschen unserer verworrenen Zeit — wird in einem Lichte dargestellt, daß man nur den Fleck, aber nicht den Leib, daran er ist, zu sehen bekommt. Und durch das System der Abschließung, das nur selten dem Bürger die sozialistische Presse vor Augen bringt, lernt er gar nicht kennen, was sie eigentlich will. Wenn er dann einmal ein Blatt in die Hand bekommt, da liest und versteht er nur die einzelnen Klagen und Beschwerden darin, die er für gräulich übertrieben, ja für gemeine Schimpfereien hält. Den Grund, aus dem sie entspringen, den Zusammenhang lernt er nicht begreifen, während er die Herrenmoral so süß und allmählich eingelöffelt bekommt, daß er bald selber nur in ihr zu denken gewohnt wird, in ihr die „Ordnung“ verehrt. Das Beste am besseren Verkehrsmenschen, seine Vaterlandsliebe, wird ja vor allem mit wahren Raffinement benutzt, ihn von seinen wahren vaterländischen und moralischen Interessen ab und auf bloße Großmannsucht hinzulenken und ihn in der „vaterlandslosen“ Arbeiterschaft eine gewissenlose und verräterische Bande verabscheuen zu lehren.

14. Aber freilich, daß die Sozialdemokratie die Gängelmoral nicht anerkennt, mit ihr gründlich gebrochen hat, das ist ihre eigentliche, unverzeihliche Sünde, die Sünde schlechthin. Muß man da nicht doch fürchten, daß Ehre, Treue, Zucht und Ordnung ihr nichts mehr gelten, daß sie sich nun ungeniert all derselben Mittel gegen die Herren bedient, deren diese sich gegen das Volk zu bedienen noch niemals Anstand genommen haben. Denn sehen die Gedrückten ein, daß das Verhältnis, in dem die Herren sich zu ihnen stellen, nichts als ein Objektverhältnis ist, so muß ja Betrug, Hinterlist, Meineid, Meuchelmord ihnen gegenüber erlaubt sein; niemand ist dann mehr seiner Habe und seines Lebens sicher.

15. Gewiß, so wäre es, so müßte es sein, wenn eben nicht die Arbeiterschaft bereits ein anderes, ein höheres moralisches Prinzip beherrschte, als die Herren es haben. Der Zustand, welchen noch einzelne Anarchisten herbeizuführen suchen, wäre in der Tat der moralische Normalzustand; die Arbeiter würden dann ohne bestimmtes Ziel mit der Devise, Auge um Auge, Zahn um Zahn, gegen den Druck rebellieren. Die Herrschaften hätten nicht das mindeste Recht, sich dagegen zu beschweren, so lange sie den Raub von Wahlrechten nicht bei sich ebenso bewerten, wie ein ordinärer Straßenraub von ihnen bei Anderen bewertet wird. Aus Pflichtgefühl gegen die Herren würden wahrlich die Arbeiter sich nicht einen Augenblick abhalten lassen, die alten Tage der Jaquerie zu erneuern. Das unterbleibt aus ganz anderem Pflichtgefühl. Was die Herren schützt, was bewirkt, daß es heute nicht so ist, das ist der heilige Geist der Gemeinschaft, der in die Arbeiterschaft eingezogen ist, jene höhere Moral, die in dem „Dolche der Rache“ kein Mittel erkennen läßt, das Ziel zu erreichen. Wäre kein Sozialismus, wäre er noch nicht so stark, so müßte auch bei uns statt der sozialdemokratischen, eine anarchisch-revolutionäre Richtung vorhanden sein, wie sie das noch barbarischere Herrentum Rußlands gezüchtet hat, das durch die dortige noch schwächere Sozialdemokratie noch nicht überwunden zu werden vermochte. Bedanken müßte sich also — wenn in solchen Dingen von Dank die Rede sein könnte — die Gesellschaft bei der Sozialdemokratie, daß dieser ihr eignes Ziel andere Mittel des Kampfes gebietet, als die der Herren sind.

16. Diese Tatsache zum Bewußtsein zu bringen, vor allem auch zu verstehen, daß es mit der Gängelmoral gegenüber der Arbeiterklasse unwiederbringlich zu Ende ist, ist geradezu der Kern alles Verstehens für die moralische Haltung dieser Klasse. Man hat sie mit dem Zuckerbrot der Arbeiterschutzgesetze nicht bestechen können. Sie wiesen dies wesentlich deshalb zurück, weil sie dessen Absicht erkannten, nicht weil sie es an sich für schlecht hielten. Mit der Peitsche des Sozialistengesetzes hat man sie gestriemt, daß es einem heute noch schaudert, wenn man Einzelheiten davon vernimmt. Die alte Demagogenhetze war schlimmer jedenfalls nicht gewesen. Und doch hat es nicht das mindeste dazu geholfen, die Leute wieder in den Gängelstall vergangener Jahrhunderte zurück-zuscheuchen. Zwischen ihn und die heutige Welt hat doch schon

die Verkehrsgesellschaft einen, wenn auch freilich zum Teil bereits wieder versumpften Graben gezogen. Sollten also heute den weit mehr erstarkten und disziplinierten Massen gegenüber solche Barbarenmätzchen helfen?

17. Die Herrengesellschaft muß sich wohl oder übel mit der unverrückbaren Tatsache abfinden, daß der Sozialismus da ist und bleibt und wächst und siegen wird; und daß er seine moralischen Gebote nur aus seinem Ziele und nicht aus anderen, vor allem nicht aus dem Herrengesetze entnimmt. Der konsequente Sozialist kann nur das Gesetz der Gesetzlichkeit als Maßstab seines Handelns erkennen; alles, was diesem widerspricht, gilt ihm ebensoviel, wie dem Landmann etwa ein mooriges Feld, das seinem Fleiße Widerstand leistet. Wohl erkennt er das Gegebene an, aber nicht in der Meinung, daß er es heilig zu achten und zu behalten gewillt ist, sondern in dem Sinne, daß er es als notwendige Grundlage betrachtet, mit der er zu rechnen hat. In diesem Sinne, und nur in diesem, betrachtet er auch sein Verhältnis zu den Herren. Er hat, wofern nur diese ihrerseits der Entwicklung von Recht und Gesetz zu höherer Gemeinschaft keine Gewalt entgegensetzen, durchaus kein Bedürfnis, selbst gewalttätig zu sein. In seiner ungehaltenen Rede zum Leipziger Hochverratsprozeß, „Hochverrat und Revolution“, sagt schon Liebknecht: „Die Ziele der Sozialdemokratie werden sich ebensogewiß friedlich verwirklichen, als unsere Gegner Verstand und Ehrlichkeit haben. Vor allem Ehrlichkeit. . . . Nur die Regierungen haben die Mittel, Revolutionen zu verhüten und Revolutionen zu „machen“ Wir Sozialdemokraten „machen“ keine Revolutionen. Wir studieren den revolutionären Entwicklungsprozeß von Staat und Gesellschaft, der auch, ohne daß wir gewaltsam eingreifen, mit schwindelnder Schnelligkeit vor sich geht, und wir weben im Uebrigen nach Kräften mit „am sausenenden Webstuhl der Zeit“. So denkt der Sozialdemokrat. Nur sein Ziel gibt ihm sein höchstes Gebot. Sich durch nichts davon abwendig machen zu lassen, alles zu tun, damit es am sichersten, am schmerzlosesten, am raschesten und am vollkommensten erreicht werde: das ist seine ganz natürlich empfundene, alles beherrschende Pflicht.

18. Das Bewußtsein, daß dem so sei, dämmert dem Herrentum allerdings, und gerade das schafft ihm jenes entsetzenvolle Grauen vor dem sozialen Vordrängen, vor dem fortwährenden, ruhigen,

unwiderstehlichen Anwachsen dieser Bewegung. Daher der Wunsch, sie brächen einmal los und kämpften mit Gewalttat gegen die Herrschaft — da könnte man ja sehen, wo die materielle Macht liegt. Denn da hätte man noch Säbel und Kanonen; wollten sie überall List gegen List, Wut gegen Gewalt setzen, da könnte man doch das Strafrecht besser gegen sie mobil machen. Aber diese eherne Ruhe, diese lautlos anschwellenden, immer geschlosseneren Riesenfluten, dieser ungreifbare und doch so eindringliche Widerstand, diese immer neu sich erzeugenden wandelnden Methoden, diese ewige Unsicherheit, wie man sie packen soll, das doch immer deutlichere Gefühl, daß dabei nicht die moralische Position der Sozialisten, sondern der eigne moralische Nimbus immermehr schwindet — es ist wirklich unheimlich. Und der einen oder der anderen von den Herrenseelen kommt zeitweilig so ein leiser Katzenjammer und das Gefühl, daß das Herrentum moralisch wirklich immer mehr in die Brüche geht, und eine Warnung ertönt vor dem wachsenden Materialismus der Besitzenden. Aber das sind vereinzelte Fälle. Im großen und ganzen bringt die Angst vor der steigenden Flut wahre Paroxysmen hervor. Und dabei wird denn eben Recht und Gesetz für Spreu erachtet, wenn man auch nur wähnt, den ungreifbar verschanzten Feind damit niederrennen zu können.

19. Was aber der beobachtende Ethiker in diesem Kampfe zu sagen hat, ist dies: Das Ziel der Arbeiterbewegung ist höhere Gemeinschaft, das Ziel der Herren ist Wiederherstellung eines Zustandes, darin Gesetz und Recht frei verfügbares Werkzeug der Monopolgesellschaft und deren Wille unverbrüchliche Verpflichtung für Unterworfenen ist. Dort Gemeinschafts-, hier Objektsprinzip! Was da moralisch sei — die gegebene Analyse erweist das hoffentlich deutlich und unwiderleglich genug.

20. Nur die Frage könnte noch aufgeworfen werden, ob die Methoden, die von der Sozialdemokratie beliebt werden, auch wirklich zum Ziele zu führen versprechen. Auf diese Frage kann hier nicht näher eingegangen werden. Im allgemeinen darf man sagen, daß ein Prinzip, das seiner Natur nach auf höhere Gemeinschaftsbildung hinzielt, auch je länger je besser die Methoden entwickeln lehrt, welche dazu geeignet sind. Und vor allem muß mit allem Nachdruck betont werden, daß diese Methoden vom Standpunkte der Verkehrsmoral, und erst recht vom Standpunkte

der Herrenmoral in keiner Weise richtig zu bewerten sind. Nur aus dem Verständnis des Zieles selbst läßt sich über die Mittel ein Urteil gewinnen, denn nur das höchste Ziel heiligt die Mittel.

21. Ein wesentliches Mittel aber ist leider heute noch der Kampf. Gerade wenn der Sozialismus gewalttätigen Mitteln abhold ist, zu denen eine fortschreitende Entwicklung in der heutigen Zielrichtung schließlich trotz allem führen muß, so muß er die Umkehr von dieser Zielrichtung mit den ihm eignen Methoden zu erzwingen suchen. Diese sind steigende Aufklärung, festere Organisation und die zunehmende moralische, wirtschaftliche und politische Schwächung seiner Gegner. Dieser Kampf heißt „Klassenkampf“.

XXIV. Der Klassenkampf und die Bewegung zum Ziel.

1. Unter dem Worte Klassenkampf kann man mancherlei verstehen. Auch wenn man das kommunistische Manifest und anderes gelesen hat, so hat man ihn damit noch nicht notwendig begriffen. Der heutige Klassenkampf ist nur zu begreifen als eine in der Natur der gegebenen wirtschaftlichen Entwicklung liegende, in immer schärferem Maße eintretende Differenzierung zwischen den nach der Richtung zu neuer Tributherrschaft und den zu konsequenter Durchführung der wirtschaftlichen Gemeinschaft drängenden Kräften. Es ist für den bloßen Beschauer, der einmal in sein Wesen eingedrungen ist, einfach ein naturgeschichtlicher Prozeß. Daß in diesem Prozesse die Arbeiterschaft gerade die nach aufwärts weisende, zu höherer Moralität leitende, das Herrentum die zu steigender moralischer Zersetzung führende Seite vertritt, dazu können beide Richtungen nichts, und den zufällig in diesen Prozeß hineingesponnenen Personen ist das Eine zunächst nicht als Lob, den Anderen das Andere zunächst nicht als Tadel anzurechnen. Es ist der Einen Glück, der Anderen Unglück. Es wäre ja sogar der Fall denkbar, daß subjektiv minderwertigere Persönlichkeiten die höhere und subjektiv wertvollere die rückständige Entwicklungsrichtung vertreten. Goethe hat uns ja in Götz und Weißlingen ein Beispiel dafür vor Augen geführt. Daß das heute im Durchschnitt zutreffe, wird nun freilich kaum behauptet werden dürfen; doch ist

jener Fall gut als Warnung davor, daß man nicht sachliche Entscheidungen nach den zufälligen persönlichen Qualitäten jeweiliger Vertreter treffe.

2. Moralisch beurteilbar wird das persönliche Verhalten in Bezug auf genannten Prozeß erst von da ab, wo wir den Menschen mehr denn als Raupe im Gespinnst, wo wir anfangen, ihn als ein des Selbstbewußtseins und der Kritik seines Wollens fähiges Wesen zu betrachten. Erst von hier aus können wir ihm die Verpflichtung zuweisen, sich über die Bedingungen nicht bloß seiner engen Klassenexistenz, sondern auch über die Bedingungen der Gesamtexistenz und deren Entwicklung Rechenschaft abzulegen. Nur der Umstand, daß das dem einen schwerer, dem anderen leichter fällt, ist von hier aus noch als Glück und Unglück zu erachten. Die Verpflichtung aber besteht für beide Teile gleich, wie ja auch im sonstigen Leben nur eine mäßige Rücksicht darauf genommen werden kann, ob einer eine notwendige Aufgabe schwerer, der andere leichter bewältigt.

3. Damit aber, daß dies etwa von Allen erkannt und anerkannt wäre, hörte doch der Klassenkampf nicht auf. Wenn auch von den heutigen Monopolherren der Beseitigung und Umwandlung des Kapitalismus zugestimmt würde, selbst dann würde, da das doch kein Handschuhwenden, sondern eine Entwicklung ist, die Zeit beansprucht und die Herausbildung einer Fülle von neuen Kräften voraussetzt, der Klassenkampf einstweilen bleiben. Er bekäme nur mildere Formen. Denn die Arbeiter wollten doch unterdes stets einen höheren Anteil am Produkt, die Kapitalisten einen höheren am Profit erlangen. Und damit bliebe der Klassenkampf eben so lange, als noch Klassen vorhanden sind, von denen die eine ihrer wirtschaftlichen Natur nach auf Profit, die andere auf Ausschaltung dieses Profits hinzielte. Man könnte sogar der Ansicht sein, daß die Klassenkämpfe im strengsten Sinne des Wortes überhaupt so leicht nicht aufhören werden. Denn auch wenn einmal der schwere Grabstein vom Sarge der auferstehenden Gemeinschaft abgewälzt, wenn Gemeinschaft die überherrschende Lebensform sein wird, ganz werden die Verkehrsbeziehungen und sonstige Sachgegensätze, also auch die Kämpfe zwischen ihnen nicht aufhören. Sie werden nur geregelt werden durch die Gemeinschaft, der sie nun untergeordnet, nicht mehr übergeordnet sind.

4. Worum es sich aber heute vor allem handelt, das ist die Zielrichtung der Entwicklung. In keinem anderen Lande, außer Rußland, strebt das Herrentum mit solcher Energie und bisher noch mit solchem Erfolge nach der Rückkehr zu vollen Herrenzuständen, wie in Deutschland. Der Klassenkampf ist darum hier kompliziert. Er ist nicht bloß ein Kampf der Arbeiter und Unternehmer um andere Verteilung des Arbeitsertrags, nicht bloß dort rascheres Vordringen, hier ängstliches Zurückhalten auf dem Wege zu einem von beiden Seiten ausdrücklich oder stillschweigend als unvermeidlich anerkannten Entwicklungsziele, nein, es ist hier noch der schärfste Kampf um die Entwicklungsrichtung selbst. Das ist es, was in Deutschland dem Klassenkampf heute sein scharfes Gepräge gibt.

5. Ein sonst zu den einsichtsvolleren gehörender Staatsmann hat kürzlich seine Verwunderung darüber ausgesprochen, warum Deutschland, ein so vortrefflich verwaltetes Land, eine so radikale Arbeiterpartei besitze. Als ob Roms Verwaltung nicht auch vor seinem Falle in ihrer Art vortrefflich gewesen wäre! Man hat verschiedene Antworten auf seine Frage gegeben. Der Staatsmann selbst meinte den persönlichen Lebensmaterialismus der besitzenden Volksschichten anklagen zu müssen. Wenn er das nicht ganz äußerlich, sondern grundsätzlich meinte, hätte er recht. Daß er selbst aber diesen Materialismus gefördert, durch das Zollgesetz ein mächtiges Glied in der Kette geschmiedet hat, welche die radikalere Gegenwirkung erzeugt hat, das sieht er offenbar nicht. Wie kommt es doch, daß in England, wo die Verhältnisse in mancher Hinsicht bereits weiter entwickelt sind, die Spannung nicht so groß ist, wie bei uns? In England hat die Gesetzgebung seit fünfzig Jahren sich zwar langsam, aber ziemlich stetig in der Richtung auf größere Gesetzlichkeit und somit wenigstens auf Rechtsgemeinschaft entwickelt. Bei uns aber ist seit nun bald dreißig Jahren die Entwicklung mit kurzer, kaum merklicher Unterbrechung auf zunehmend größere Ausbeutung und Beherrschung gerichtet gewesen, hat sich also in steigendem Maße vom Gesetze der Gesetzlichkeit entfernt und die Gemeinschaft so gelockert, daß heute zwischen den zwei Hauptschichten des Volkes fast nichts mehr davon vorhanden ist. Damit ist alles gesagt.

6. Auf die Entwicklungsrichtung kommt also hier, wie bei einem Stromlaufe zunächst alles an. Leitet man den

wachsenden Strom in breiteres Bett und gibt ihm so ruhigen Abfluß, so bleibt alles in Ordnung. Sucht man ihn dagegen zu stauen, so muß er immer mehr strudeln und endlich, wie heute in Rußland, über die Ufer gehen. Schon im kleinen kann man das überall sehen, sogar in England. Das Taff-Vale Urteil, das die Gewerkschaften für Schädigung der Arbeitgeber durch Streiks verantwortlich machte, hat mit einem Schlage Gegensätze geschaffen, die vorher vermieden worden waren. Auch bei unserer Entwicklung in Deutschland ist es deutlich wahrzunehmen. Als eines der verwerflichsten Gesetze des Jahrhunderts, das Sozialistengesetz, schließlich an seiner eignen moralischen und effektiven Nichtswürdigkeit zusammenbrach — denn das war doch in letzter Linie der Grund seines Schwindens — da bedurfte es zwar langer Zeit, um die Erregung in der Arbeiterschaft auch nur einigermaßen zu mildern; aber als nur einige schwache Anläufe zur gesetzlichen Besserung kamen, als die Caprivische Zollpolitik wenigstens etwas Abschwächung der Ausbeutung, stärkere Konsum- und Hand in Hand damit stärkere Absatzfähigkeit auf dem Binnenmärkte hervorgerufen hatte, als das Umsturzgesetz fiel, da waren doch bereits Milderungen auch in der Stimmung der Arbeiter festzustellen. Man konnte von gar manchen Sozialdemokraten die Hoffnung aussprechen hören, daß alles doch wohl auf dem Boden friedlicher Entwicklung vor sich gehen werde; man begann bewilligungsgeneigter zu werden. Vorher hatte man einstimmig gesagt: „Kocht ihr die Suppe allein, die ihr uns verpeffert; wenn wir an die Reihe kommen, kochen wir sie; aber euch heute etwas zu geben, damit ihr sie uns verderbt, dazu haben wir keine Veranlassung“. Jetzt hörte man schon eine verfrühte Schwalbe von den Kanonen reden, die für Gewährung von Volksrechten bewilligt werden möchten. Freilich, es waren einzelne Stimmen in der Sozialdemokratie. Die hier schärfer blickenden Marxisten sahen, daß auf die Entwicklung zum Besseren kein Verlaß sei, daß sich im Gegenteil die Gegensätze verschärfen würden.

7. Und so war es denn auch. Im Mittelpunkt dieser rückschreitenden, die Gegensätze schneidend verschärfenden Maßregeln steht die Zollbewegung, die zu der großen Zollvorlage von 1903 geführt hat. Diese Vorlage, die merkwürdigerweise sogar von manchen Sozialisten unter dem Gesichtspunkt der Produktionsverhältnisse anderen Völkern gegenüber betrachtet worden ist — wobei

denn natürlich die technische Nützlichkeit abgewogen werden könnte — wird gerade von dem einsichtigeren Arbeiter ganz einfach als eine in gesetzlichen Formen vollzogene Raubtat aufgefaßt, genau so wie wir alle es auffassen würden, wenn eine siegreiche Räuberbande dem unterworfenen Volke eine Privatabgabe von so und so viel Milliarden auflegte. Den eigentümlichen und unwidersprechlichen Charakter dieser Zollgesetzgebung des Großgrund- und Minenkartells, daß sie automatisch den Armen das Geld aus der Tasche nimmt, um es den Reichen und Reichsten in Fülle zu geben, kann man nicht wegleugnen. Die Versuche, die Sache von anderen Gesichtspunkten aus zu betrachten, Nebensachen zur Hauptsache zu machen und den zweifellosen Raubcharakter des Zolls damit zu verhüllen, kann man nicht scharf genug zurückweisen. Aus diesem Gesichtspunkte heraus wird allein der scharfe und unversöhnliche Gegensatz verständlich, der sofort mit der Zolldbewegung eintrat, die Arbeiterschaft und das fast noch ganz verständnislose Bürgertum trennte, das Bewußtsein der Gemeinschaft gänzlich zerstörte. Daraus wird auch der Ruf „Räuberbande“ verständlich, der während der Zolldebatte fiel. Die Art, wie der Zoll dann durchgesetzt wurde, erbitterte noch mehr. Prozesse, wie die von Saarbrücken, Königsberg, gewisse Kolonialvorgänge, Tippelskirch u. a. m. dienten auch nicht dazu, den schon schwer erschütterten Glauben an die Unparteilichkeit von Justiz und Verwaltung zu verbessern; die sich mehrenden Stimmen für Wahlrechtsraub und die wirklichen Vorproben in den Hansastädten, die dem s. Zt. ziemlich ruhig aufgenommenen sächsischen Rechtsraub gefolgt waren, trugen tiefe Erbitterung und entschiedenstes Mißtrauen selbst in vorher ganz unberührte Volkskreise. Und welche Achtung vor der Kraft der Staatsmacht gegenüber den Herren konnte auch der ruhigste Bürger erhalten, nachdem die Erfahrungen der Kanalvorlage, der Hibernia-Angelegenheit, des Bergarbeitergesetzes deutlich gezeigt hatten, wo heute unsere eigentlichen Herrscher sitzen. Auch die rückständigsten Regierungen haben sich ja allenthalben besser erwiesen als die die Parlamente beherrschenden Monopolisten; jene mußten notgedrungen letzteren Mächten und deren völliger Unberührtheit von moralischen Interessen nachgeben.

8. Da mußte ja eine Arbeiterschaft, deren Zielgebot die Herstellung sozialer Gemeinschaft doch nun einmal ist und sein muß, in die ausschließlich feindselige Kampfstellung geradezu wieder hineingepeitscht werden und allen Glauben an eine andere Macht,

als die ihres wachsenden eigenen Einflusses verlieren, den Glauben an die Einsicht des mittleren und kleinen Bürger- und Bauerntums, insbesondere aber allen Glauben an den guten Willen der heute die Situation beherrschenden Profitgewalten. Man hat — sogar demokratischerseits — gesagt, wenn sich die Sozialdemokratie etwas entgegenkommender benähme, so würde auch die Regierung mehr entgegenkommen. Aber da wird denn doch wohl umgekehrt ein Schuh draus. Denn mit schönen Worten und Mienen ist da nichts getan, nur mit klarer Tat. Aber die Tat war Vermehrung der Ausbeutung, Verminderung des Rechts. Dem gegenüber wirken jene Mahnungen auf den Arbeiter wie Verhöhnung. Nur entschlossene Tat in entgegengesetzter Zielrichtung könnte da bessern.

9. Aber diese Tat wird freiwillig von den Grund- und Monopolgewalten nicht getan. Sie muß erzwungen werden. Und sie kann nur erzwungen werden, wenn sich die Arbeiterschaft in noch viel weiterem Umfange als bisher entschlossen und kraftvoll zusammenschart, und wenn auch das Bürgertum in seinen mittleren und niederen Schichten zu erwachen und Verständnis dafür zu bekommen beginnt, daß der Arbeiter auch seine Sache verfigt. Kleine Anzeichen für letzteres sind ja wohl vorhanden, aber so kleine noch, daß man fast mit dem Mikroskop danach suchen muß. *) Noch wirkt das „divide et impera“ der Herren, noch scheut sich der Bürger, ruhig und stolz zu sagen, daß er sich mit dem Sozialdemokraten unter allen Umständen gegen das Herrentum zu verbinden gewillt ist; noch geniert er sich vor der guten Gesellschaft, die ihn mit den Sozialdemokraten in einen Topf der Verdammnis werfen könnte; noch erscheint es bedenklich, mindestens die sozialistischen Gegenwartsforderungen zu vertreten; noch ist es ihm sogar unbehaglich, mit einem Sozialdemokraten über die Straße zu gehn oder freundschaftlich an einem Tische beisammensitzen. Und doch könnte selbst der Gebildete von manchen einfachen Arbeitern noch recht viel lernen, ganz abgesehen davon, daß doch schon recht

*) Unterdessen hat die vielbesprochene Darmstädter Stichwahlparole, darin vereinigte Liberale zum erstenmal das Bürgertum grundsätzlich auffordern, in der Stichwahl zwischen einem scheinliberalen Verbündeten der Reaktion und einem Sozialdemokraten für letzteren zu stimmen, doch etwas aufrüttelnd und klärend gewirkt; freilich die Disziplin in Bezug auf Befolgung der Parole war noch sehr mangelhaft. Ebenso ist die Wahl in Altena-Iserlohn bemerkenswert, wo die liberalen Wähler für den Sozialdemokraten gegen die Reaktion stimmten, während das Wahlkomitee umgekehrt dachte.

viele Arbeiter wirklich allgemeiner gebildet sind, als viele ihrer Brotherren zu sein pflegen.

10. „Ach wenn sie nur nicht so rabiat wären!“ — heißt es da. Es ist eine überaus bequeme Sache, die Sozialdemokratie ihrerseits dafür verantwortlich zu machen, daß sie so ist, wie sie unter gegebenen Umständen gar nicht anders sein kann, daß sie ihre Heerscharen wieder fester zusammenzieht, abschließt und schärfere Disziplin übt — eine auch für den Bürger schwer begreifliche Sache — und daß sie bereits ernstlich mit der Möglichkeit zu rechnen beginnt, durch Massendruck die ihr versagte Gerechtigkeit zu erzwingen. Also — sie sind die Empörer! heißt es da. Aber dieser Umkehrung des wahren Sachverhalts muß man mit ernstestem Nachdruck die Tatsache entgegen halten, daß heute die Gegner der Sozialdemokratie die Klinke der Gesetzgebung in der Hand haben, und daß ihre Maßregeln nicht Maßregeln sind, die einem Gemeinschaftsverhältnis dienen, sondern solche, die jedes Gemeinschaftsverhältnis auflösen müssen. Was die Sozialdemokratie tut, ist nichts als die ganz unvermeidliche — und dabei bisher durchaus gesetzliche — Rückwirkung auf all diese Maßnahmen. Und wenn man heute gar oft die durch Unterdrückung hervorgerufenen Zornesstimmungen als Beweis dafür geltend macht, daß die strengsten Maßregeln notwendig sind, so erinnert das wirklich an jenen Bauern, der sein Pferd so lange prügelte, bis es vor Schmerz ausschlug, und es dann als ein unbrauchbares Vieh dem Metzger verkaufte. So scheinen es die Herrschaften im buchstäblichsten Sinne auch betreffs der deutschen Arbeiterschaft zu wünschen, wenn man nach Äußerungen von Manchen schließen darf. — Moral freilich ist nicht dabei und der gewünschte Erfolg hoffentlich auch nicht.

11. Freilich ist es bei alledem vielleicht ein Glück, daß der Monopolismus immer dreister seine wahre Gestalt herauskehrt. Es war wirklich ein erlösendes Wort, als jener Kohlenherr in öffentlicher Versammlung aussprach: Das Verhältnis zu meinen Arbeitern ist „eine Machtfrage“. Zwar besonderen Mut, wie einige Blätter rühmten, verrät das Wort nicht; eher etwas anderes. Wer wollte wohl von Mut sprechen, wenn ein behäbiger Kornbesitzer in einer ausgehungerten Stadt, rechts und links von Kanonen geschützt, den hungernden Einwohnern zurief: „Ich unterhandle nicht mit Euch! Wie teuer Ihr das Brot bezahlen müßt, das ist eine Machtfrage!“ Aber ein Segen bleibt es doch, daß so etwas nun von einer so

maßgebenden Seite ausgesprochen und damit statt der gleißnerischen Interessenharmonie die reine Brutalbeziehung zwischen Unternehmer und Arbeiter offen proklamiert ist. Das muß ja allmählich den Blinden die Augen öffnen.

12. Wer trüge denn nun, das ist ernstlich zu fragen, die Verantwortung, wenn die Entwicklung bei uns zu ähnlichen, beklagenswerten Erscheinungen führte, wie wir sie eben in Rußland sehen? Da muß ohne Rückhalt vom Ethiker ausgesprochen werden: Die ganze, die restlose Verantwortung ruht auf denjenigen, welche die heutige Entwicklungsrichtung eingeschlagen haben, und das sind die Monopolherren und ihre Verbündeten. Eine Zielrichtung, welche durch Verstärkung der Ausbeutung und Beherrschung die Gemeinschaftsbande achtlos zerreißt, und, wenn nicht zeitige Umkehr erfolgt, unabwendbar zu Katastrophen treiben muß, wird von denen allein verantwortet werden müssen, welche heute allein die Macht haben, diese Zielrichtung zu bestimmen. Alles das, was Ungesetzliches, ja objektiv Unmoralisches von Seiten der Sozialdemokraten oder irgend Anderer geschieht, hat ohne jeden Abzug so lange ausschließlich in das Schuldbuch der Herren zu gelangen, als sie die gegenwärtige Entwicklungsrichtung festhalten. Erst dann, wenn sie selbst die Zielrichtung ernstlich und in der Tat umkehren, und wir reinerer Gesetzlichkeit zusteuern, erst dann kann auch von Verantwortung der heutigen Minorität die Rede sein.

13. Wie sich die Herren auch gegen solche Schuldbelastung bäumen mögen, sie muß bis in die Einzelheiten im Klassenkampfe festgehalten werden. Die Herren lieben da immer noch mit ihren Gängelmoralanschauungen zu operieren und die unvermeidlichen Folgen ihrer eignen Sünden auf die Anderen abzuladen. Mit größter Deutlichkeit muß man ihnen sagen, daß es ganz in ihrer Hand steht, zu machen, daß die Entwicklung einen normalen gesetzlichen Gang geht. Sobald nur irgend ernstlich und konsequent das Ziel auf höhere Gesetzlichkeit geht, wird sich ohne alle Worte ganz von selbst das dementsprechende Verhalten auf Seiten der Arbeiter einstellen. Aber wenn heute z. B. eine herrenmoralische Unternehmergeellschaft die Arbeiter vor die Wahl stellt, ob sie ihr Brot verlieren oder aus ihrem Verbande austreten wollen, so hat sie nicht das leiseste moralische Recht, über den Betrug der Arbeiter zu klagen, wenn diese in dem Konflikt zwischen der Pflicht gegen ihre Familie und

gegen ihre Organisation die ihnen im Brutalverhältnis begegnenden Herren mit einer List, einer im Sachverhältnis normalen Waffe, traktieren und nur scheinbar austreten. Es zeigt eine ziemlich erhebliche moralische Unverfrorenheit, in solchem Falle über Verletzung der Moral von Seiten der Arbeiter klagen zu wollen.

14. An Verständnis hierfür fehlt es freilich der heutigen gängel-moralgetränkten Gesellschaft sehr, und das erschwert die Lage erheblich. So konnte man auch nach den Hamburger Wahlrechtsversammlungen, wo eine von der Polizei nicht genügend überwachte Rotte germanischer Hooligans sich an Lädeneinschlagen und Plündern geübt hatte, sogar von Seiten eines liberalen Organs die Weisheit vernehmen, man wolle zwar die Arbeiter nicht durchaus dafür verantwortlich machen, aber „sie hätten doch wissen müssen“, daß ihre Versammlungen auch Ausschreitungen solchen Gesindels hervorrufen könnten, und so seien sie doch mitverantwortlich. Warum doch das gute Blatt nicht daran dachte, zu sagen, die Wahlrechtsräuber „hätten doch wissen müssen“, daß ihr Vorgehen mit vollem moralischem Recht nur ungeheure Erbitterung zeitigen könne. Sie seien also dafür verantwortlich, wenn selbst sonst wohl-disziplinierte Arbeiter über die Stränge schlügen. Dafür aber, daß lichtscheues Gesindel sich diese Aufregung zu nutz mache, um allerlei Untaten zu verüben, seien sie erst recht verantwortlich. Denn das hätten sie erst recht „wissen müssen“. Das hätte dann jedenfalls besser den Nagel auf den Kopf getroffen.

15. Insbesondere ist ja durch die Bestrebungen zur Wahlrechtsverschlechterung der bündige Beweis erbracht, daß den Herren nicht etwa Gesetzlichkeit des Gesetzes am Herzen liegt. Sie zeigen vielmehr damit unwiderleglich, daß ihnen ein Gesetz nur Mittel zu ihrem Machtzweck ist. Es gilt ihnen so lange, als sie ihre Macht damit zu behaupten vermögen. So lange fordern sie von den Unterworfenen Achtung vor ihm. Wenn aber die Gefahr droht, daß sie selber ihm zu ihrem Nachteil gehorchen müßten, so pfeifen sie auf das Gesetz. Es muß dann geschwinde derart geändert werden, daß ihre Macht bestehen bleibt, selbst dann, wenn gesetzliche Fortentwicklung damit unmöglich wird. Und für solch Gesetz sollten sie ernstlich noch moralische Achtung erwarten dürfen?

16. Wohl wird, wer auf dem Gemeinschaftsboden steht, sich scheuen, die Kontinuität der Entwicklung zu stören. Denn ein Zustand, wo alles schwankt, führt nur schwer zur Besserung. Keine

bisherige Richtung ist auf Gesetzlichkeit, Offenheit, Ruhe in dem Maße angewiesen, als die sozialistische, und keine kann die rohe Gewalt mehr zu fürchten haben, als sie. Denn Gewalt desorganisiert fast immer und organisiert nicht leicht dem Verluste entsprechend, ganz abgesehen von den Leiden, welche auch im Falle des Gelingens über die Volksmasse herabbeschworen werden. Wenn nun aber die Kontinuität trotzdem unterbrochen und Verwirrung und Gesetzlosigkeit heraufbeschworen wird, wer muß da die Schuld tragen? Nur die Gewaltherren.

17. Dies und nichts anderes drückte Bebel aus, wenn er in Jena sagte: „Es ist bekanntlich ein Irrtum, wenn man sagt, die Sozialdemokratie arbeite auf Revolutionen hin. Das fällt uns gar nicht ein, was haben wir denn für ein Interesse daran, Katastrophen zu erzeugen, unter denen die Arbeiter in erster Linie schwer zu leiden haben?“ „Aber wir müssen wissen, daß wir einer Situation gegenüberstehen, aus der mit Notwendigkeit Katastrophen resultieren, wenn nicht die Macht der Arbeiterklasse, kraft ihrer Zahl, Bildung und Macht so stark wird, daß sie den Gegnern das Gelüste, Katastrophen hervorzurufen, ein für allemal verleidet. . . . Es ist kein anderer als der große Friedrich von Preußen, der in einem seiner Werke auseinandersetzt, wie die Katastrophen, d. h. die Revolutionen entstehen, daß nicht die Massen, sondern die Regierenden sie machen.“ Es gehört wirklich ein ziemliches Stück unverfälschten Gewaltbewußtseins dazu, um in diesen und ähnlich nochmals geäußerten Worten den Wunsch nach Empörung und Gesetzlosigkeit herauszulesen oder den an anderer Stelle für den schlimmsten Fall ins Auge gefaßten Massenstreik als eine Gesetzlosigkeit zu brandmarken. Wenn die Herren auch nur den leisesten Hauch von dem Christentum in sich hätten, das sie fortwährend Anderen in den Kirchen predigen lassen, so wäre das unmöglich.

18. In welcher Weise soll nun dieser Kampf ausgefochten werden? Es sind in dieser Hinsicht zwei Möglichkeiten ins Auge zu fassen. Die eine ist: Man nimmt zunächst dem Volke die Rechte, die es besitzt, vollständig und restlos weg und etabliert, auf die augenblickliche Macht gestützt, nochmals den Despotismus des Besitzes. Aber ist dieser Weg gangbar? Er schien es vor einigen Jahren vielleicht kurzsichtigen Menschen noch zu sein. Doch die Erschütterungen, die sich im Osten, die Wendungen, die sich im Westen Europas vollzogen haben, machen es durchaus unwahr-

scheinlich, daß eine solche Rückentwicklung zu größerer Beherrschung, trotz der nach dieser Richtung hin in Sachsen, in Lübeck, in Hamburg geglückten Vorstöße, allgemein möglich werden könnte. Ein Fehlschlag der Bemühung in dieser Hinsicht aber wäre denn doch allzugesährlich für die Monopolisten selbst. Freilich, die Bewegung in Rußland eben hat gezeigt, daß das Volk selbst da, wo es momentan Sieger ist, sich noch nicht entschließt, mit jener vollkommenen Rücksichtslosigkeit des Sachprinzips gegen die Herren vorzugehen, die diese im Falle der Macht gegenüber dem Volk ganz selbstverständlich finden, und die eine Wiederkehr der alten Zustände zu verhindern geeignet wäre. Ein Dokument der lettischen Bauern und Sozialdemokraten vom 21. Dezember 1905, das nebenbei bemerkt kein Wort von dem nationalen Gegensatz enthält, den die Reaktion in Deutschland ihnen zur Last legen möchte, steht auf dem Standpunkte, man müsse die Herrngüter nicht einziehen, sondern nur alle Vorrechte fallen lassen, die mit dem Grundbesitz verbunden seien; für verkauften Wald eingelaufenes Geld sei als „Eigentum des Gutes“ (sic!) zu reservieren, und man müsse dafür sorgen, daß sich keine Hooliganbanden bilden, die in die Bauernhöfe einbrechen. Die revolutionären Bauern haben also respektvoll vor dem Besitz ihrer Dränger Schildwache gestanden und nicht erwogen, daß dieser Besitz, abgesehen davon, daß er das grundlegende Beherrschungsmittel ist, vor allen Dingen die wesentlichste Waffe ausmacht, die heute im Kampfe ums Dasein den Ausschlag gibt, und daß es im blutigen Kampfe doch noch immer oberster Grundsatz war, den besiegten Gegner vor allen Dingen tunlichst vollständig wehr- und waffenlos zu machen. Sie haben sich dafür freilich nachher ihrerseits als Räuber verfehlen und — totschießen lassen müssen. Aber die Einsicht auch in diese Zusammenhänge beginnt sich im Volke durchzusetzen. Und wenn die Herrschaften ihrerseits eine, die Kontinuität der Entwicklung unterbrechende Form des Kampfes eintreten ließen, so wäre es denn doch nicht so ganz außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, daß das Volk in einem günstigen Momente einmal ohne weiteres, sagen wir die monopolistisch gewordenen Großbetriebe, die Banken, sowie den eigentlichen Großgrundbesitz, das ist die gute Hälfte z. B. des deutschen Bodens, kurzerhand restlos und ohne Entschädigung wegnähme, in die Hand der Gesamtheit überführte und sofort der

Nutznießung der Massen dienstbar machte. Wäre das aber erst geschehen, so hielten diese das Gewonnene, wie einst die Bauern in Frankreich, mit Nägeln und Zähnen fest und ließen es sich nicht mehr so leicht entreißen. Welche Wirren und Rückschläge es dann freilich gäbe, ist nicht zu ermessen. Die Verantwortung dafür aber hätten einzig und allein die Herren zu tragen.

19. Der andere Weg dagegen wäre die Einleitung normaler, d. h. kontinuierlicher Entwicklung zum Sozialismus, zunächst also Beseitigung der Herrschaft der Monopolgewalten. Normal kann — analog wie auch Bebel in Jena sagte — nur diejenige Entwicklung heißen, welche die heutige Wirtschaft organisch stufenweise in sozialistische Wirtschaft überführte und dabei nicht den Besitz selbst ohne weiteres wegnähme, sondern teils entschädigte, teils nur die Fähigkeit, mittels des Besitzes auszubeuten, allmählich beseitigte. Welche Maßregeln da in Frage kommen könnten, das kann hier, wo wir bloß die moralische, nicht die technische Seite der Frage behandeln, nicht berührt werden, auch um dessentwillen nicht, weil dadurch der Blick auf strittige Gesichtspunkte anderer Art hin- und von der Hauptsache abgelenkt werden müßte.

20. Dies sind die beiden Möglichkeiten. Es fragt sich also, ob die Herrschichten irgendwie veranlaßt werden können, die heutige notwendig auf einen Bruch der Kontinuität hinizielnde Zielrichtung aufzugeben, und ob infolgedessen die Möglichkeit besteht, die Entwicklung kontinuierlich nach aufwärtsführender Richtung zu drängen. Letzteres ist so lange nicht ausgeschlossen, als ein unverkümmertes Reichstagswahlrecht besteht. Denn dann kann mit steigender Aufklärung das Volk durch die Wahl demokratischer und sozialistischer Abgeordneter die Gesetzgebung ganz legal in einer der heutigen entgegengesetzten Richtung beeinflussen und die heutigen Monopolisten zwingen, sich diesen Gesetzen ebenso zu unterwerfen, wie sich heute das Volk dem legalisierten Zollraub u. s. w. unterwerfen muß. Es dreht sich also die Frage, ob eine kontinuierliche oder diskontinuierliche Entwicklung stattfinden wird, ganz wesentlich zunächst um den Angelpunkt, ob das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht für den Reichstag erhalten werden kann. Ist das der Fall, so ist die Durchführung desselben Wahlrechts auf die übrigen gesetzgebenden Körperschaften nur eine Frage der Zeit. Und diese Zeit wird eben durch den Termin be-

stimmt, in dem sich die Volksmasse einigermaßen dauernd und gleichmäßig reif zur Handhabung des Reichstagswahlrechts zeigt, d. h. die soziale Entwicklung begreift, sich nicht mehr von den Monopolparteien mit patriotischen und anderen Rattenfängertönen gängeln läßt, sondern Leute wählt, welche die Richtung auf den Sozialismus hin eingeschlagen wissen wollen. Dann erst können die Macht der Organisationen, der Druck der erstarkten öffentlichen Meinung und der parlamentarische Druck nach einer Richtung einheitlich zusammenwirken. Dann werden sich ohne Gewaltmaßregeln Dinge durchsetzen, die heute unter keinen Umständen zu erzwingen wären. Schon mehr als einmal hat die Geschichte gezeigt, daß morgen spielend geht, was heute noch unmöglich schien.

21. In jedem Falle aber wird die Durchsetzung des Sozialismus letztlich eine Machtfrage sein. Die Herren werden sich schwerlich völlig freiwillig auf einen anderen Standpunkt stellen als heute. Und sie werden sich auch nicht scheuen, vermöge ihrer Macht offene Gewalt anzuwenden, wenn ihre Macht soweit reicht. Das Gewissen hat bis jetzt noch keine Herrenklasse von der Anwendung von Gewalt abgehalten. Es handelt sich also darum, ob es ihnen noch möglich sein wird, ihre Macht zur Gewalt zu gebrauchen, oder ob ihnen das Gelüste hierzu durch Entwicklung starker, nach entgegengesetzter Richtung treibender Macht ausgetrieben werden kann. Macht und Gewalt sind also scharf auseinanderzuhalten; welches also auch die Formen der Entwicklung sein mögen: Macht entscheidet stets, Gewalt noch lange nicht. Demjenigen, welcher die Entwicklung aus den geschichtlichen Zusammenhängen begreift, kann aber kaum ein Zweifel aufkommen, daß die Entwicklung zwar zunächst die Kapitalmacht der Monopolisten noch fortwährend stärken, eben damit aber auch die Gegenmächte in zunehmendem Maße wachrufen muß. Letztere werden in einem bestimmten Zeitpunkt überwiegen; dann tritt statt der Herrenmacht die soziale Macht an erste Stelle, und damit erst wird die Moral unmittelbar bestimmend für das Leben auch in Politik und in Wirtschaft.

22. Freilich, mit mathematischer Sicherheit können wir auch heute noch nicht prophezeien, daß eine nochmalige siegreiche Entwicklung der rückläufigen Tendenzen unmöglich sei, daß diese nicht doch noch einmal dauernder den Platz behaupten und nach mancherlei Kriegen und fürchterlichen Verwüstungen einen koalitierten Weltraubstaat herstellen, in dem die Massen vom Großmonopol

willenlos beherrschte Sklaven sind. Aber wenn wir eine nochmalige Entwicklung in dieser Richtung auch nicht für durchaus unmöglich halten können, für überaus unwahrscheinlich müssen wir sie jedenfalls ansehen. Die frischesten und zukunftsreichsten Sprossen drängen doch nach der Seite der Gemeinschaftsentwicklung hin.

23. Wenn aber auch die Anhänger der Gemeinschaft ziemlich gewiß in nicht zu ferner Zeit wenigstens die zielbestimmende Macht sind, so sind die Kämpfe damit noch lange nicht abgeschlossen. Und selbst wenn tatsächliche Gemeinschaft der dazu geeigneten Produktionen durchgeführt ist, so hören die Konflikte nicht auf, sondern bewegen sich nur auf höherer Stufe in anderen Formen. „Nicht Glück gegen das Leid, sondern höhere Formen des Glücks und des Leids gegen niedere Formen!“ (Ellen Key.) Denn immer wird es auf den Grenzgebieten streitig bleiben, wieviel Arbeit z. B. der Weiterbildung der Gemeinschaft, wieviel dem individuellen Genuß gewidmet werden soll, wieviel gesellschaftlich werden und wieviel individuell bleiben kann und muß. Zwischen dem „Kann“ und dem „Muß“ liegt immer ein mehr oder minder breites Gebiet, darüber die Meinungen streiten. Und wenn auch demokratische Kontrolle sein muß und wird, soweit Gemeinschaft sich erstreckt, so ist doch fraglich, wie diese ihre Funktionäre jeweils am zweckentsprechendsten einsetzt und welche Funktionen ihrem Machtbereich anvertraut werden. Der natürliche Trieb des Menschen, über das, was er unternimmt, frei verfügen zu wollen, und die Notwendigkeit, gar Vieles der Sachkunde des Einzelnen anzuvertrauen und sich unzeitigen Hereinredens zu enthalten, werden zweifellos zu zahllosen Schwierigkeiten und Streitigkeiten Anlaß geben, die immer erst wieder durch die Erfahrung gelöst werden können; und diese Erfahrung selbst ändert sich mit der Entwicklungsstufe, und Änderung erzeugt Streit. Vor allem aber wird auch die Gliederung der Gemeinschaft selbst nicht so einfach sein. Das Bedürfnis der Gebrauchenden und Verbrauchenden wird ja freilich in letzter Instanz entscheiden, was erzeugt und geordnet werden muß. Aber immerhin kann das weder durchaus universell etwa in einer homogenen Weltgenossenschaft, noch durchaus in getrennten Gruppenvölkern und deren Untergruppen geschehen. In welchen Beziehungen werden diese Völkergruppen zu einander stehen, in bloß gesellschaftlichen mit übergelagerter, bloß formaler Gemeinschaft? oder wird das oberste Völkerband selbst durch ein reales

gemeinsames Bedürfnis bestimmt? Wird es also inhaltliche Bedürfnisse geben, die so allgemein sind, daß sich darauf eine allgemeine Gemeinschaft der Arbeit bilden kann? Wer vermöchte heute auf diese Fragen Antwort zu geben. Wer vermöchte zu sagen, ob und wie oft da noch schwere, unter Umständen sogar auch blutige Konflikte entstehen mögen. Sowohl zwischen unverbunden nebeneinander organisierten Gemeinschaften unter sich, als zwischen ihnen und außerhalb ihrer etwa noch bestehenden Gesellschafts- oder selbst Beherrschungsformationen wären besonders anfangs solche Kämpfe denkbar, sodann aber auch zwischen den Ansprüchen verschiedener Gemeinschaften, die noch nicht fest genug durch übergeordnete Gemeinschaft verbunden sind. Sobald ja die verbindenden Triebkräfte der untergeordneten Gemeinschaft im Konfliktsfalle stärker sind als die, welche die oberen Gemeinschaften selbst verbinden, muß eine Auflösung des übergeordneten Bandes und ein nur im Sachverhältnis auszufechtender Kampf entstehen. Die Bevölkerungsfrage endlich, die heute durch die sozialen Verhältnisse selber grausam geregelt wird, indem die sozial Ueberzähligen wegschmelzen, wird später vielleicht als solche sich aufdrängen und eine „soziale Frage“ der Zukunft werden.

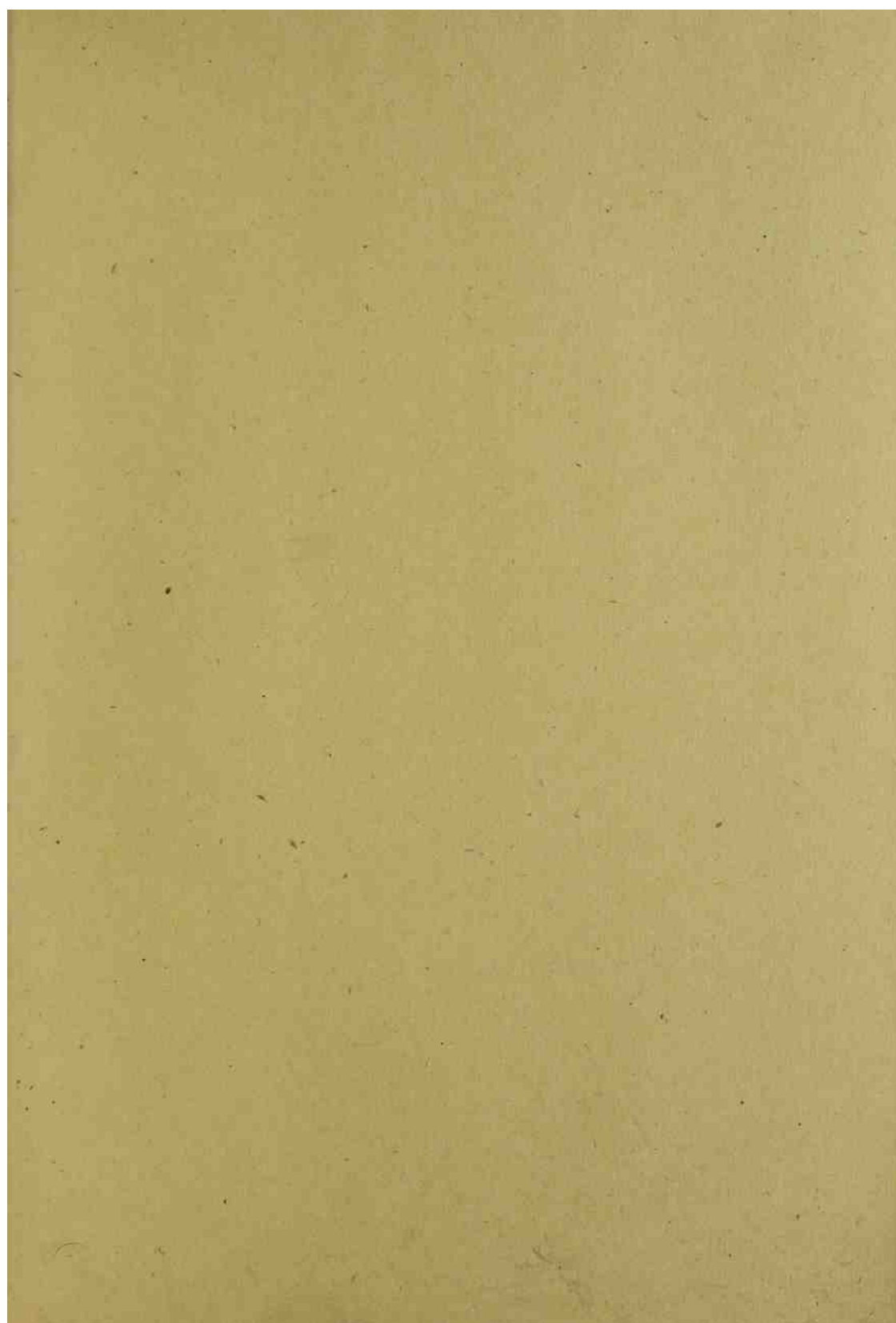
24. Aber eben die Erkenntnis aller dieser Umstände und Möglichkeiten selbst muß in dem Maße, als sie allgemein wird, dahin treiben, diejenigen Lebensbeziehungen, welche Konflikte erzeugen können, tunlichst im Voraus zu erkennen und solche gemeinschaftliche Beziehungen zu schaffen, dadurch diese Konflikte unmöglich werden. Heute, wo die menschlichen Verbände wesentlich im Sachverhältnis zueinander stehen, kuriert man an den Symptomen. Manche blutige Kämpfe mögen durch das „si vis pacem, para bellum“ verhindert werden, andere aber werden hierdurch geradezu erzeugt. In dem Maße nun, als die Einsicht sich mehrt, wie sehr alle diese Konflikte von den wirtschaftlichen bzw. sozialen Beziehungen zwischen den Menschen abhängen, wird man durch Schaffung realer Gemeinschaftsbeziehungen die Konflikte an ihrer Quelle zu bekämpfen suchen. Das Herumpfuschen an den Symptomen und das Aufeinanderlosschlagen sowohl wie der Glaube an gute Verhaltensmaßregeln, die des wirtschaftlichen Bodens entbehren, wird aufhören. Die „Verwaltung von Sachen“ wird in immer umfassenderem Maße an Stelle der „Regierung von Personen“ treten. Den Willen wird man durch die Gestaltung der Willensgrundlagen vor

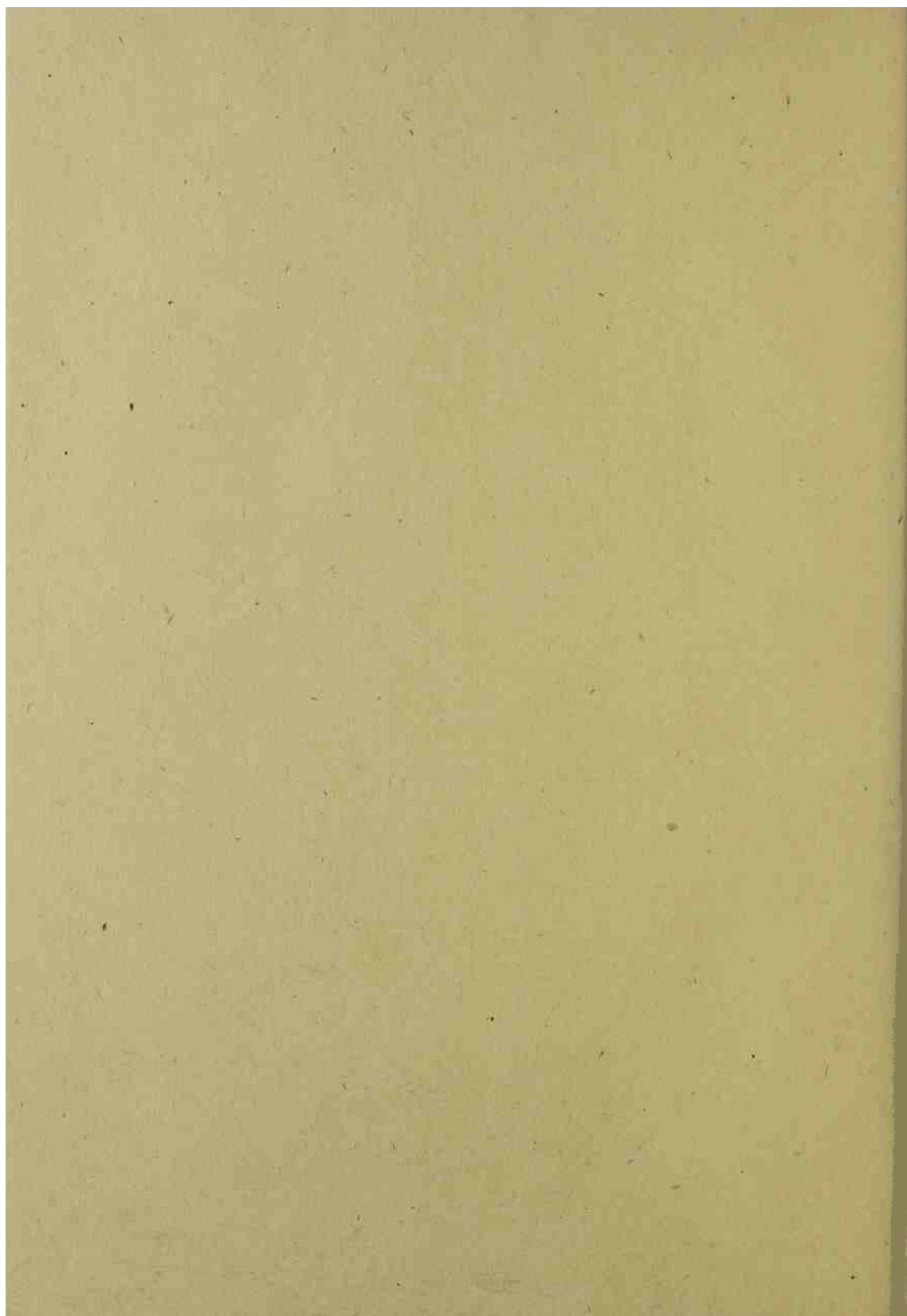
allem anderen zu bestimmen suchen. Moralische Willensgrundlage aber ist allein Gemeinschaft. Sie bedingt, das sei nochmals betont, nicht etwa notwendig gemeinsame Arbeit, sondern Zusammenwirken zu denselben Zielen. Sklaven können ebenso gut wie freie Menschen gemeinsam arbeiten; Gemeinschaft besteht, wenn freier Menschen Arbeit ineinandergreift, gleichviel ob sie hier zugleich gemeinsam, dort in weiter Trennung voneinander schaffen. Das Zusammenwirken allein ist Bedingung moralischen Zusammenlebens.

25. Damit aber tritt die Bedeutung des moralischen Gesichtspunktes in und mit dem wirtschaftlichen auf das deutlichste zu tage. Es muß nicht bloß dafür gesorgt werden, daß die Wirtschaft sich für die Erzeugung der Güter zweckdienlich gestaltet, sondern sie muß zugleich stets darauf gerichtet sein, daß sie zweckdienlich für Gemeinschaft als wesentlichen Faktor der moralischen Willensbestimmung sei. Wir werden darum natürlich diejenige moralische Erziehung, die das Verhalten zwischen Einzelnen regelt, nicht vernachlässigen. Aber wir müssen zum Bewußtsein kommen, daß nur solche Erziehung allgemeinen Wert hat, welche vor allem die Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens zu grunde legt. Lehre und Praxis muß dabei in zunehmendem Maße Hand in Hand gehen. Schule und Leben, die heute in doppelter Hinsicht auseinanderzutreten, müssen in immer innigeren Zusammenhang kommen. Heute ist die Schule vom Leben sachlich und zeitlich getrennt; sachlich, indem sie Theorie bringt, für deren Anwendung auf das Leben noch das Verständnis fehlt, oft solche, die darauf überhaupt unanwendbar und innerlich tot bleibt, zeitlich, indem die Schule den lebendigsten Teil des Lebens als „Vorbereitung auf das Leben“ wegfrißt. Das kann heute nicht anders sein, die heutige Schule muß wesentlich Lernschule, sie kann nur soweit, als sie das Lernen selbst diszipliniert, auch Erziehungsschule sein. Aber richtig ist das darum doch nicht, d. h. der Zustand ist nicht richtig, der solche Schulgestaltung notwendig macht. Erst in dem Maße als soziale Gemeinschaft erwächst, werden die Bedingungen geschaffen, welche den intellektuellen Unterricht von früh auf mit der Praxis verknüpfen lassen und gestatten, daß für Alle die Schule stets Leben, und das Leben zugleich Schule sei. Heute ist, da das unmöglich ist, sogar die in bezug auf die Grundlagen der Moral nötige Belehrung kaum in der Schule zu geben. Die grundlegende soziale

Unterweisung der Jugend muß da neben und nach der Schule eintreten. Sie muß erstens lehren, die schon vorhandenen Bedingungen zu begreifen, zweitens den höheren Wert realer Gemeinschaft einzusehen und drittens diese vorhandenen Bedingungen immer mehr nach diesem Gesichtspunkt umzugestalten. Nur so werden wir auch über unsere wirtschaftlichen und politischen Schicksale diejenige Einsicht erwerben, welche wir heute bereits in hohem Maße der Natur gegenüber erworben haben. Und erst, wenn diese Einsicht im Volke allgemein geworden ist und Macht gewonnen hat, die Widerstände zu überwinden, wird auch die Freiheit in dem dargelegten Sinne zu verwirklichen sein.

26. Der erste Schritt zur Erwerbung dieser Freiheit wird die Niederwerfung des Monopoldespotismus und die demokratische Ordnung sein, den zweiten Schritt wird die soziale Organisation der Arbeit bilden, die, soweit es zweckdienlich sein wird, gemeinschaftlich zu gestalten ist. Aber das letzte Ziel wird immer Ideal bleiben, Ideal, geleitet von der Idee steter Vervollkommnung des Menschendaseins überhaupt. Auf diesem Idealboden kann Altes und Neues sich berühren. „Was allen bisherigen Erneuerern der Gesellschaft als sittliches Ideal vorschwebte“, so sagt auch Kautsky, „das können wir zum erstenmal in der Geschichte als notwendiges Resultat der ökonomischen Geschichte erkennen“. Aber „notwendiges Resultat“ ist doch nur unvollendbares Ideal. Wohl ist, wenn das Joch der Beherrschung fällt, ein Altes in Wahrheit vergangen und alles ist neu geworden, aber doch auch nur neu als praktische Grundlage einer nunmehr in Klarheit lebendigen Idee, der Idee ständigen Fortschritts zu dem unendlichen Ziele einer durch erkenntnisgeleitete Selbstbestimmung des Gemeinschaftslebens ermöglichten Entwicklung gefühlsstarker und willensfroher Persönlichkeit.







Auszüge aus einigen Besprechungen der
Sprüche der Freiheit.

In der Nation schreibt Lic. Traub: Sprüche der Freiheit. Es ist ein glühendes Lied der Freiheit, das hier in wuchtiger, wunderschöner Sprache gesungen wird, ein Lied des Kampfes gegen Goldesherrschaft für Gemeinschaft freidenkender und gerecht handelnder Menschen.

Deutsche Volksstimme. Freidank. Das Buch wird jeden, der es ehrlich liest, zwingen, sich mit den höchsten Fragen auseinanderzusetzen, es wird Gewissen wecken und Willen stärken; wer von dem falschverstandenen Nietzsche vergiftet ist, kann hier einen Heiltrank finden.

Vorwärts. Ist Staudinger kein Sozialdemokrat im strengen Parteilinne des Wortes, so sind doch die sozialistischen Kampfziele auch die seinen. Das Werk ist von reiner Begeisterung für Freiheit und soziale Gerechtigkeit erfüllt, daß es einen Platz in dem Bücherschatz der Arbeiterschaft mit Ehren verdient. Das ganze Buch bildet ein einheitliches Ideengebäude von festem künstlerischem Gefüge.

Der Bücherfreund. Dr. Hermann Nohl. Ich holte mir das Büchlein und las. Der Ton war sonderbar, ich lachte im Anfang darüber. Aber allmählich wurde ich ernsthaft, und mir wurde das Herz heiß. Das Kleid war vergessen, weil ein Mensch in ihm steckte, der wahr und stark glaubte und mit seinem Glauben überzeugt. Von Nietzsche ist nicht viel die Rede; der ist nach zwei Seiten vergessen. Die ganze sittliche Wucht des Kantianismus geht gegen den Kapitalismus an, der den Menschen zum Sklaven des Goldes macht. Immer mehr las ich mich hinein, und bald wußte ich: Gerechtigkeit, das wird der große Glaube, der auch heute noch in uns allen mächtig werden kann und der auch in den Massen des Volkes arbeitet.

Freistatt. Eine Erholung und Anregung zu gleicher Zeit bietet uns der neuerdings besonders durch seine Arbeiten auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens bekannt gewordene Verfasser des obigen Büchleins. In knapper, poetisch anmutender Spruchform werden hier auf 185 Seiten soziale Probleme unserer Zeit aufgerollt und an dem Maßstab des alten und neuen Testaments, sowie der großen griechischen und deutschen Philosophen der ethische Zustand unserer sozialen Verhältnisse gemessen.